C. Heideloff del. *F. Fleischmann sc Nbg*

Das Modell.

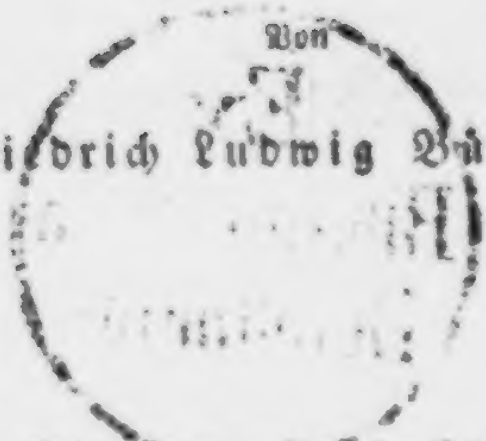
Erzählungen

und

Miszellen.

Von

Friedrich Ludwig Bührlen.



Mit einem Titel-Kupfer.

Tübingen,
bei Heinrich Laupp.
1818.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Vorwort.

Ein Theil dieſer Erzeugniſſe heiterer Stunden iſt aus verſchiedenen Zeitſchriften geſammelt, und kann als eine vermehrte und verbeſſerte Auflage derſelben angeſehen werden; das Uebrige erſcheint hier zum erſtenmal. Die Kunſtrichter mögen beurtheilen, ob der Verfaſſer wohl gethan hat, dieſes Neue mit Zerſtreutem, blos von Leſe-Clubiſten flüchtig Geleſenem, in einem handſamen Bändchen vors größere Publikum zu bringen. Auf jeden Fall glaubt er, daß

das allgemeine Lesebedürfniß die anspruchlose Gabe rechtfertigen werde; und weil er sich eines guten Zwecks bewußt ist, so durfte er wohl auch hiebei an sich denken, und durch diese kleine Sammlung von Darstellungen öffentliche Urtheile zu erwecken suchen. Der Zeichner des Titil Kupfers hat einen im Morgenblatt erschienenen Umriß von unsers Danneckers Ariadne benutzt, ohne daß übrigens die Erzählung, wozu jenes gehört, mit den Schicksalen dieses verehrten Meisters in Beziehung steht.

Inhalt.

Das Modell	S.	1
Lückenbüßer		24
Wer regiert die Welt?		25
Lückenbüßer		32
Die Reisenden		33
Ernsts Sardinenrede		41
Lückenbüßer		49
Die Mühle		51
Die zwey Gewissen		81
Bemerkungen		85
Die Lustpartbie		93
Kleinigkeiten		116
Charade		123
Freundschaft und Liebe		125
Einfälle		131
Die Terne		133
Gedanken		153
Alpenwanderung		155
Lückenbüßer		183
Der Klapperer		185

Zeitvertreib der Großen 194
Lückenbüsser 201
Der Vermeintliche 203
Zwischenbemerkungen 241
Illumination 243
Gedanken religiösen Inhalts . . . 253
Die schöne Viktor 257
Moralische Kraft der Kunst . . . 295
Aus dem Leben eines Sängers . 301

Das Modell.

In Rom lebte vor einigen Jahren ein deutscher Bildhauer, Namens Reinhold, dessen Arbeiten allgemeinen Beyfall fanden. Von der Vorsehung mit einem glücklichen Auge ausgestattet, verstand er den lebendigen Gestalten gleichsam bis auf ihr innerstes Leben hineinzublicken; er trug sie in seiner regen Einbildungskraft immer gegenwärtig; dabei hatte er nie versäumt, fleißig nach den Antiken, den einfach-großen Urbildern der schönen Gestalt, zu studiren. Mit diesen lobenswerthen Künstler-Eigenschaften verband er noch ein tiefes weichgeschaffenes Gemüth, welches ihn in jede seiner Schöpfungen eine gewisse Seele legen ließ, die man oft in den Werken berühmter Meister vergebens sucht.

Dieſer junge Mann hatte ſein bisheriges lebendiges Modell verloren; das Mädchen nämlich, das ihm bei ſeinen Arbeiten als ſolches gedient, hatte ſich bei der Anweſenheit fremden Militärs einem leichtſinnigen Leben ergeben, und war mit einem Soldaten davon gegangen. Er fand ſich nun in Verlegenheit wegen einer guten Geſtalt, und nie war ihm eine ſolche wichtiger geweſen, als gerade jetzt. Der Erbprinz eines auswärtigen Hofes hatte bey ihm eine Ariadne beſtellt, mit welcher er den auf ſeinem Sommeraufenthalt in edelm Styl neu angelegten Saal zieren wollte. Er war mit ſeinem vortrefflichen Erzieher und Freund ſchon mehrmals bey unſerm Künſtler geweſen, um die ziemlich vorgerückte Arbeit zu ſehen, und hatte ihn ſehr herablaſſend aufgemuntert.

Reinhold gab ſeinem Aufwärter die beſten Worte, und verſprach ihm ein anſehnliches Geſchenk, wenn er ihm eine Frauensperſon verſchaffe, die zu ſeinem Kunſtzwecke

diene. Lange blieb deſſen Mühe fruchtlos. Endlich an einem Abend trat er mit haſtigem Schritt ins Zimmer, und rief: „Beſter Herr! jetzt habe ich Eine gefunden, aber es hat mich viele Gänge gekoſtet. Meine Kameraden verſichern mich, daß es ein hübſches, gutgewachſenes Mädchen ſey. Morgen früh wird ſie kommen.“

Unſer Reinhold freute ſich auf den folgenden Tag, wo ihm vergönnt ſeyn ſollte, an ſeiner geliebten Ariade, erfriſcht durch die Anſchauung einer lebendigen Geſtalt, nach einigem Stillſtand wieder fortzuarbeiten. Der Künſtler hat ein immerwährendes Verlangen, ſchöne Geſtalten zu ſehen, und ſich damit gleichſam zu nähren: bey einigem Entbehren wird dieſes Verlangen zu einer leidenſchaftlichen Sehnſucht, und bleibt dennoch fern von aller ſinnlichen Begier, über welche ſeine reine Künſtler-Seele mehr als die der gewöhnlichen Menſchen erhaben iſt.

2.

Der Morgen kam, und nicht lange, ſo pochte es an die Thür des Attelier, und das beſagte Mädchen trat herein. Er hatte trotz der Lobrede ſeines Bedienten, der es mit ſeinen Urtheilen nicht ſehr genau nahm, wenn ſie irgend eine Beziehung auf ſeine Börſe hatten, eine gemeine Dirne erwartet, die nur etwa dieſe Art, den Körper preis-zugeben, aus Vorſicht oder irgend einem Reſt von Scham der ſonſt gewöhnlichen, für Leib und Seele zerrüttendern, vorzog. Er fand ſich aber angenehm getäuſcht, ja ich darf wohl ſagen, wunderbar überraſcht. Die holde Geſtalt war der ſchönen Halbgöttinn, die er zur Hälfte vollendet hatte, zur Hälfte noch in ſeiner Künſtlerſeele trug, in Umriß und Haltung auffallend ähnlich. Der erſte Blick verrieth ihm eine Deutſche, welcher Unſchuld und Schamhaftigkeit auf ihrer ſchönen Stirn geſchrieben ſtanden. Sie blieb verle-

gen an der Thür ſtehen, und ſtotterte einige Worte.

Er trat ihr herzlich entgegen, um ihr aus der Verlegenheit zu helfen, welche ſich aber während ſeiner Anrede nur noch vermehrte; denn auch ſie hatte ſich in ihm inſoferne geirrt, als ſie durch ein vorgefaßtes Bild einen bejahrten Bildhauer einer ihr fremden Nation erwartet hatte, und nun einen jungen ſchönen Mann nicht viel über ihre Jahre in der ſüßen Mutterſprache ſich anreden hörte.

So wohl dieſe unerwartete Erſcheinung unter andern Umſtänden ihrem jungen Herzen gethan haben würde, ſo mußte ſich doch unter den gegenwärtigen ihre Scham um ein Bedeutendes vermehren.

„Ich bedaure, hub er in zutraulichem Tone an, daß ſo ſelten ein unverdorbenes weibliches Weſen dem Künſtler zu ſeinen edeln Zwecken an die Hand gehen will. Ich

finde wahrlich gar nichts Entehrendes darin, wenn ein Mädchen, dem reinen Bildner gegenüber, die ihr von der Natur verliehenen Reize, immer noch schamhaft und züchtig bleibend, enthüllt. Aber so ist der Mensch! Lieber begeht er ein Laster im flüchtig vorbeyrauschenden Moment, als daß er sich einem dauernden Zustand unterzieht, der peinlich, aber nicht entehrend ist."

Sie stotterte, während er sie gegen das Fenster führte, daß er sie ja für kein unehrbares Mädchen halten möchte; sie sey durch ungünstige Ereignisse zu diesem Schritt bewogen worden; er möchte sich durch seine Leute nach ihrem bisherigen Lebenswandel erkundigen. Während dieser Aeußerung blickte sie scheu nach Thüren und Fenstern, um zu bemerken, ob sie von nirgend her bey ihrem bevorstehenden Geschäft könnte wahrgenommen werden. „Sind Sie aber auch gewiß ganz allein, fragte sie, und kommt

nie Jemand unverſehens herein?" — Reinhold beruhigte ſie hierüber.

Sie ſtanden nun neben der zur Hälfte fertigen Ariadne, wie ſie nakt auf einem Panther ſitzt. Leonore — ſo nannte ſich das Mädchen — trat einige Schritte vorwärts, und indem ſie ſich gegen das Bild umwendete, überflog aufs Neue eine glühende Röthe ihr Geſicht. „Zu dieſem Bild?" fragte ſie tiefathmend. „Ja, liebes Kind! erſchrecken Sie nur nicht," ſagte Reinhold. Sie fiel in ein ſchwermüthiges Nachdenken, welchem ſie unſer junger Bildhauer überließ, damit ſie mit dem, was ſie leiſten ſollte, vertraut würde.

Endlich glaubte er das gute Geſchöpf für jetzt aus der Angſt reißen zu müſſen. „Ich bin Willens, ſagte er, heute dem rechten Fuß etwas nachzuhelfen; mein voriges Modell war hierin nicht ſehr nach meinem Wunſch. Sie werden alſo ſo gut ſeyn, den

ihrigen zu entkleiden; ich denke, er soll meiner Königstochter nicht übel anstehen." Sie lächelte beruhigt, und leistete das Verlangte. Er setzte sie zurecht, und fing seine Arbeit an.

3.

Gewohnt, nebenbey zu sprechen, fragte er nach ihrer Vaterstadt, ihrem Herkommen, und auf welche Art sie denn nach Rom gekommen. Sie war froh, ihm ihr Schicksal eröffnen zu können. „Ich bin aus B** und die Tochter eines Bäckers. Mein ältester Bruder, ein großgewachsener Mensch, wollte dem Militärstande entgehen, wanderte nach Italien, und etablirte hier in Rom an der Tiber eine Bäckerey. Lange wußten wir nichts von ihm. Endlich kam ein Brief, worin er den Vater bat, mich zu ihm zu schicken, weil ich ihm bey seinem Gewerbe vom größten Nutzen wäre. Bald darauf verlor ich meinen guten Vater, und entschloß

mich nun zu der weiten Reise. In Begleitung meines jüngern Bruders wanderte ich durch die Schweiz zu Fuß hieher. Anfangs gieng Alles gut; aber vor ungefähr einem Jahre wurde mein Bruder von einer ansteckenden Krankheit befallen, und starb nach wenigen Tagen."

„Wie traurig war unsre Lage! Mein Bruder, den des armen Volkes jammerte, hatte eine zahllose Menge kleiner und großer Posten in seinem Buche stehen, die so gut als verloren sind; um bedeutende Summen brachte ihn die Bosheit der Menschen. So waren wir beyden Geschwister bald viel elender daran, als die römischen Bettler, denen wir so oft den Hunger gestillt, und die ihr Unglück weniger fühlen, weil sie größtentheils mit ihm geboren sind. Erlassen Sie mir die fernere Erzählung meines Jammers. Ich hätte mir Hülfe schaffen können, wenn ich leichtsinnig hätte seyn wol-

len; aber ich dachte, meine guten Aeltern würden ihrer Tochter noch im Grabe fluchen; ich hielt es für Sünde, alle Hoffnung auf Gottes beſſere Hülfe aufzugeben."

Reinhold, den dieſe einfache Geſchichte innigſt rührte, verſprach für ihr Schickſal zu thun, was er vermögend ſey. Er entließ ſie nach einiger Zeit, indem er ihr mit einem deutſchen Händedruck für ihre bisherige Bemühung dankte.

Wenn das Weſen dieſes Mädchens einen tiefen Eindruck auf das empfängliche Gemüth unſers Reinhold als Menſchen machte, ſo war ſie ihm als Künſtler durch ihren herrlichen Körperbau eine unſchätzbare Acquiſition. Er wünſchte um Alles nicht, ſie zu verlieren, geſtand es ſich jedoch nur aus der letztern Rückſicht zu, welches wir ihm nicht verargen wollen, wiewohl es beſonders dem Künſtler gegeben iſt, durch die Harmonie des Leibes die der Seele zu ah-

nen, und so gewisse Gestalten doppelt lieb zu gewinnen. Mit Wohlgefallen rief er sich noch auf seinem Lager ihr holdes Bild zurück, und verweilte mit Künstlerlust bey demselben, bis der Schlaf seine Augen schloß.

4.

Leonore hatte eine sehr unruhige Nacht. Es quälte sie immer der Gedanke an das Schlimmere, was noch nachkommen sollte, wessen sie der Bildhauer, der das Erstemal so schonend mit ihr verfahren, bald wohl nicht mehr überheben konnte. Sie achtete den jungen Mann um seines heutigen milden Betragens willen hoch; sie wäre gern ihm ebenfalls in dem würdigsten Lichte erschienen, und wie schmerzte es sie nun, daß sie den jungfräulichen Busen in der fürchterlichen Taghelle um Bezahlung vor dem Manne enthüllen sollte, den sie heute das Erstemal in ihrem Leben sah, statt, daß er ihm, als Geliebten, selbst in der verhey-

lenden Dunkelheit, aus angeborner Scham ein schönes Geheimniß bleiben würde. Sie wünschte die Stunde fern, welcher unser Reinhold mit Verlangen entgegen sah.

Wenn bey dem ersten Zusammentreffen mit einem Gegenstand, der erfreulich auf uns wirkt, doch sehr oft ein gewisses Mißverhältniß zwischen ihm und unserm Innern Statt findet, weil er unser Wesen aus dem Gleichgewicht zieht, und mehr Beziehungen erregt, als er befriedigt, so ist das zweite dagegen meistens von einer tiefen Lust begleitet. Die leibhafte Begegnung heilt den Schmerz, den uns das ideale Bild während des Entbehrens verursachte.

So war es unserm jungen Künstler. Seine Einbildungskraft hatte sich immer mit Leonoren beschäftigt, sich angestrengt, die schöne Gestalt recht lebendig in den Vordergrund der Seele zu bringen, und jetzt trat sie wieder vor ihn, und er konnte sich

behaglich an ihrem Anſchauen weiden. „Sonderbares Geheimniß der Gegenwart, ſprach er bey ſich ſelbſt, wie wirkſt du ſo heilend, labend, kräftigend!“

Er bat ſie, ihren rechten Fuß und ihre Arme zu entkleiden, ordnete dann ihre Stellung, und fuhr in ſeiner Arbeit fort.

„Wie wunderbar ſchön iſt dieſes Mädchen gebaut! begann er in ſeinem Selbſtgeſpräche. Wenn bey tauſend gemeinen Geſtalten der Umriß bald diſſeits, bald jenſeits die Linie der Schönheit überſchreitet, und von ihr geſchnitten wird, ſo läuft ſie hier oft zum Verwundern lange mit ihr einen gemeinſchaftlichen Weg, und entfernt ſich nie zu weit von ihr.“

„Kein Muskel will hier für ſich etwas gelten, keine Erhöhung oder Vertiefung erinnert an eine thieriſche Funktion, an Geſchäft, Hang, Bedürfniß, Thun oder Leiden; jedes Einzelne opfert ſich ſeinem Gan-

zen auf; alle Theile zuſammen ſind nach einem höhern Geſetz temperirt, nnd von einem unnennbaren Zauber übergoſſen. Schönheit! höchſtes und letztes der Geheimniſſe des Daſeyns, wer nennt uns das Wort deines Räthſels?“

5.

Reinhold bewährte auch darin ſeine vollſtändige reine Künſtler-Natur, daß alles, was ihm in ſeiner Sphäre Intereſſantes und Schönes begegnete, ſein Nachdenken aufregte, ja daß, wo andere bey reizenden Erſcheinungen des Lebens nur wünſchten und begehrten, in ihm der ſinnliche Trieb in den Tiefen der Betrachtung ſich kühlte.

So hatte das Begegnen des holden Geſchöpfs in dieſen Tagen ihm manche frühern Reflexionen wieder erweckt. Reinhold hatte, wie jeder beſſere Künſtler, gewiſſe Leit-Ideen bey ſeiner Kunſt, durch die er ſich

in gewiſſen Fällen zu orientiren, oder ſchwierige Fragen zu löſen ſuchte. Oft ſchon hatte er über die Möglichkeit und Entſtehungsart der Antiken nachgedacht, und mit ſeinen Kunſtgenoſſen ſich unter Andern zuweilen über folgenden Gedanken beſprochen: Die günſtigen Kunſtverhältniſſe, unter welchen die Alten in jeder Rückſicht lebten, werden vorausgeſetzt; ebenſo, daß dem aufmerkſamen Sinn und Gemüth ſich im Verlauf des Lebens, in denjenigen Sphären, auf welche ſie ſich richten, ſeyen es nun Geſtalten oder Menſchen-Verhältniſſe, Ideen von Vollkommenheit feſtſetzen, welche nichts weniger als das Zuſammengeſtoppelte oder Gebettelte von drey oder vier Anſchauungen oder Zuſtänden, ſondern der reine Ertrag des ganzen bisherigen Lebens, ja ſogar der im Leben oft nur angedeuteten Möglichkeiten ſind, da jedes Verhältniß ſich ungeſucht durch ſeinen Gegenſatz integrirt.

Das technische Vehikel der Griechen, die ihnen vorschwebenden Urbilder von Schönheit und Vollkommenheit der Menschengestalt auch äußerlich darzustellen, schiene, so meinte Reinhold, das gewesen zu seyn, daß die Künstler sich von allem blos Individuellen, Reizenden, Pikanten, von Allem, was eine gewisse liebliche Besonderheit charakterisirt, was in der Nähe gefällt, lossagten, und sich in Gedanken entfernt stellten. Sie mieden nun alles kleine, verwirrende, in der Ferne verloren gehende Detail; sie vereinfachten, vergrößerten, hoben, streckten die Formen; die hüpfenden Wellenlinien wurden von großen Bogen durchschnitten; so entstand die Gediegenheit der Gestalten, eine sich weithin ausbreitende Wirksamkeit des schönen Bildes, eine ungemeine Faßlichkeit schon aus großer Entfernung her, welche uns, die wir nach andern Maximen zu Werk gehen, nicht gelingen will. Ihre Geistesprodukte und die

Werke ihrer Hand dienen sich hierin gegenseitig zur Erklärung.

Doch wir kehren von diesen Reflexionen über ein Zeitalter, das sich in der Kunst mit wetteifernden Enthusiasmus hinauf steigerte, zu unsrer Erzählung zurück.

6.

Reinhold hatte sich durch seinen Bedienten nach den Verhältnissen des deutschen Bäckermädchens erkundigen lassen, und was er erfuhr, zeigte, daß sie dessen, was er unter der Hand that, um ihrer Noth abzuhelfen, wohl werth war.

Sie erschien jetzt wieder; sie dünkte ihm doppelt reizend; er sah mit Künstlerlust dem Moment entgegen, wo sich ihm die bisher noch verhüllten herrlichen Proportionen ihres Körpers darstellen sollten, denn sein Werk, an dem er mit dem wärmsten Eifer, und mit überraschendem Erfolg gearbeitet

hätte, war jetzt so weit gediehen, daß er sein verschämtes Vorbild nicht länger mehr schonen konnte.

Als er das gute Mädchen zurecht stellte, fühlte er ein Beben durch ihr ganzes Wesen. Er empfand ein tiefes Mitleiden, aber die Kunst gebot. Wie er sie etwas beruhigt und die leidenschaftliche Stimmung vorübergegangen glaubte, so fing er, wiewohl in einem wankenden Tone, an: „Liebes Kind, Sie konnten wohl denken, daß es bey dem, was Sie bis jetzt geleistet haben, nicht bleiben werde. Sie haben mir bisher von ihrem schönen Körper blos so viel enthüllt, als jedes Frauenzimmer, das nicht im Kloster erzogen worden, auf Spaziergängen und Bällen der Welt zu sehen vergönnt, oder was man in Bädern von strenger Ordnung ohne Umstände gewahr wird. Sie begreifen aber wohl, daß ein Bildhauer noch mehr lernen will."

Leonore sah ihn mit wehmüthigem Blick an, und hielt die Thränen nur mit Mühe zurück.

„Ich bin keusch und verschwiegen, fuhr Reinhold in gehaltenem Tone fort. Ich bitte also für heute um den Obertheil Ihres Leibes.“ Leonorens hohe Röthe wechselte mit Bläſſe; ſie ſtand unbeweglich; ihre Züge veränderten ſich; ihr Geiſt kehrte ſich in ſich, und arbeitete heftig. Es war, als ſuchte ſie mit Gewalt mit dem qualvollen Gedanken vertraut zu werden.

So ſtand ſie eine geraume Zeit in innerm Kampfe. Reinhold war ſtill, und machte ſich, wiewohl mit ſehr unſtäter Hand etwas an ſeiner kalten Statue zu ſchaffen, um Leonoren wenigſtens durch Wegwendung ſeiner Gedanken zu erleichtern.

Sie löste endlich das Band ihres Buſens, um das Gewand nach dem Verlangen des grauſamen Künſtlers abzuſtreifen. Aber

in dieſem Moment empfand ſie erſt in ihrem Gemüth die Unmöglichkeit. Von Schmerz und Scham überwältigt, ſtürzte ſie Reinhold zu Füßen, umſchlang ihn halb von Sinnen, und rief: „Ich kann nicht, ich kann nicht! Lieber ſterben!“

Reinhold, vom innigſten Mitleid ergriffen, hob das leidende Geſchöpf auf, das eine unſägliche Angſt durchzitterte. Er drückte ſie an ſeine Bruſt; ihre Thränen rollten heiß über ſeine Wangen herab. Mit Wonne trug er die ſüße Laſt in ſeinen Armen. Seit Jahren hatte er ſich in ſeinem deutſchen Kunſteifer nur des Umgangs mit ſeinen Marmor-Göttinnen erfreut. Jetzt, als er ſich Leonorens ſanften warmen Lippen näherte, fühlte er, wie, über Alles herrlich, lebendige Nähe des Weibes wirken könne. Die flüchtige Erſcheinung des Menſchenlebens mit ſeinen Schmerzen und ſeiner Wonnefülle wog ſich mit der ſteinernen Ewigkeit

jener Gebilde. Dieſer einzige Moment brachte die in ihm ſeit Kurzem aufgekeimte Liebe zur Reife. Er küßte das Mädchen voll Inbrunſt, und indem er ſein Geſchick mit einem raſchen Blick durchging, rief er in einem Ton voll Seelengüte: „Du gutes Kind, ich will dich ja nicht quälen; du biſt mir viel zu lieb. Bleibe bey mir; ich bin ein guter Menſch; werde mein liebes, treues Weib! meine Ariadne in dem Labyrinth des Lebens!“

Leonore ſah ihn mit einem Blick voll ſüßen Schreckens an, verbarg dann ihr Geſicht aufs Neue an ſeiner Bruſt, umſchlang ihn inniger, und ein Strom von Thränen machte endlich dem gepreßten Herzen Luft.

7.

So verging eine unberechnete Zeit unter Verſicherungen, Zweifeln, Liebkoſungen. Leonore, in deren Gemüth das Morgenroth beſſerer Tage aufging, erſchien, gehoben

durch die Freude, unſerm Reinhold plötzlich als eine größere Geſtalt, weit über ihren Stand, ihre Erziehung erhaben. Wirklichkeit und Ideal vermiſchten ſich; ihre Worte klangen ihm wie die eines begeiſterten Menſchen. Sie war durchdrungen von Freude und Dank, und doch hielt ſie ſich des Glückes würdig. Sie ſchien gerührt darüber, daß ihr ſo unerwartet das vom Schickſal geworden, was ſie verdient, aber in ihrem bedrängten Zuſtande kaum zu hoffen gewagt hatte. Sie ſagte in der Unſchuld ihres Gemüths: „Lieber, herrlicher Mann! Es wird Sie gewiß nicht gereuen, daß Sie mich armes Mädchen dem Elend entriſſen haben. Aber jetzt entlaſſen Sie mich! In der nächſten Kirche will ich beten, und noch einmal genug weinen.“

Sie umarmte ihn mit aller Unſchuld eines liebenden, keuſchen Herzens, und ging dann zur Thüre. „Wie iſt es doch ſo an-

ders jetzt, als da ich hier hereinkam!" sagte sie, und umschlang ihn aufs Neue. Jeder Schritt erinnerte sie wieder an die Wendung ihres Schicksals.

„Aber Leonore, sagte Reinhold, was wird jetzt aus meiner Ariadne?"

Sie erröthete, sie schwieg eine Weile, dann sagte sie mit verschlungenen Händen in einem Tone, der ihm die reizendste Aussicht auf herrliche Kunst- und Lebensmomente eröffnete: „Ich bin ja völlig Dein eigen!"

So schlüpfte sie zur Thür hinaus.

Er sah sie über die Straße eilen. Ein wehmüthig süßes Gefühl durchdrang ihn: ihr letztes Wort klang ihm nach. „Dieses gute Wesen ist nun dein Eigenthum, dein Besitz, ist dein in Leid und Freude, dein bis zum Tod, ja über Tod und Grab hinaus." Er konnte es nicht fassen. Leben und Kunst erschienen ihm in einer neuen

Bedeutung: es war ihm, als hätte er bisher mehr träumend als wachend gelebt: als finge er, fester auf der Erde stehend, erst jetzt das wahre Daseyn an.

Lückenbüßer.

Kein Mensch belügt andere so sehr, als der wahrhaftigste Mensch sich selbst.

*

Der Erwerb ist lebendig, der Besitz ist todt.

*

Die beste Zerstreuung ist — sich zu sammeln.

*

Die Wurzeln jedes Menschen sind im Gemeinen und Jeder hat seine Erdenseite.

*

Abendstund hat Gold im Mund.

Wer regiert die Welt?

Es war einmal ein Prinz, der trug großes Verlangen, zu wiſſen, wer oder was denn eigentlich die Welt regiere? Sein Vater hatte ſieben Weiſe, welche über alle Aufgaben Rechenſchaft geben konnten. Zu dieſen verfügte ſich der wißbegierige Prinz, und legte ihnen obige Frage vor.

Der Erſte antwortete: Die Welt wird durch wenig Weisheit regiert. Die Sachen ſind eingerichtet. Die Menſchen müſſen ſich fügen; ein Tag lehrt den andern, das Mühlwerk des Schlendrians ſteht niemals ſtille.

Der Zweite: Die Theorie arbeitet der Praxis in die Hände; der Takt, die Geſchäftsroutine fördern das was Noth iſt; die Klugheit lenkt im Kleinen, die Politik im Großen, ſo beſtehen die Nationen.

Der Dritte: Der Geiſt regiert den Leib in allen Dingen. Die Genien ſchreiten voran, die ſecundären Geiſter folgen nach. Die Kräftigſten einer jeden Zeit ſind es, die den Ton angeben, und dies ſind ſtets die Geiſtreichſten, die Wiſſenſchaftlichſten. Man kann alſo immerhin behaupten, die Wiſſenſchaften regieren die Welt.

Der Vierte: Die Welt geht ihren ſtetigen Naturgang, jede ihrer Sphären entwickelt ſich nach den ihr inwohnenden organiſchen Geſetzen, es iſt Keimen, Entfaltung, Blüthe, Verwelken; alles menſchliche Bemühen iſt ohnmächtig gegen dieſen Naturgang. Der Menſch kann zwar in den Dienſt dieſer Geſetze treten, und ihre ſchönen Erſcheinungen befördern helfen, ihre unſchönen beſchleunigen; aber er bleibt ſtets nur ihr Diener und Organ, und verſucht er es, als ein Selbſtſtändiger ihnen ſich entgegen zu ſtemmen, ſo zermalmen ſie ihn.

Der Fünfte: Das Böſe regiert die Welt. Die Lüge, der Trug, die Tyranney. Im Kleinen, Stillen regt ſich das Gute, aus ſchönen Keimen möchte es zum lachenden Baum aufwachſen, Früchte geben und weithin ſchatten; durch das Bemühen der Hellſehenden will ſich in Wiſſenſchaft und Kunſt, in Geſchäften und Sitten geiſtiges und leibliches Leben aus ſeinen Beſchränkungen herausbringen. Eine Welt von ſchönen Zwecken lebt in den Guten der Erde und möchte frohes Daſeyn erſchaffen; aber noch früher reißt ein feindlicher Geiſt die ſchönen Pflanzungen wieder um.

Alle die edeln Zwecke werden von den Abſichten jener Gewaltigen verſchlungen, welche die Nationen zu Vollführung ihrer eigenſüchtigen Plane nöthigen. Zwecke ſchaffen Leben, indem ſie das Leben gewähren laſſen: Abſichten zerſtören tauſendfaches Leben, um aus den Leichnamen einen Leben-

heuchelnden Popanz aufzuthürmen. Je wichtiger auf dem großen Theater die Verhandlungen sind, desto weniger gilt die Stimme des Gemüths: je eingreifender in das Wohl einer halben Welt, deste mehr führt kalter Egoismus das Wort. Lies die große Weltgeschichte und strafe mich dann Lügen.

Der Sechste: Ich stimme in diese Klagen nicht mit ein. Nothwendigkeit heißt der Regent der Welt, und aus ihr ist das All geboren. Weil er muß, fügt sich der Atom zum Atom, er flieht ihn, weil er muß. So entstehen Gebilde, so das All aus Sonnensystemen und Milchstraßen. Ein Welttheil steigt aus den Fluthen empor. Millionen lebendiger Geschöpfe spielen im fröhlichen Leben; ein Welttheil wird von den Fluthen verschlungen, und Millionen fallen in das Nichts zurück. Jenes wie dieses ist ein gleichgültiger Akt der kalten ewigen Nothwendigkeit.

Freiheit iſt ein ſchöner Wahn, und Zurechnung eine menſchliche Anſtalt. Der Sterbliche iſt tugend- oder laſterhaft, weil er nicht anders kann Könnteſt du das Gehirn des Böſewichts in ſeine Atome auflöſen, könnteſt du ſein Leben bis auf den erſten Athemzug als ein Gewebe von Nothwendigkeit verfolgen, ſo würde dir der Richterſtab entfallen, den du über ihn brechen willſt. Wer ſich ſelbſt oder die Welt zu lenken wähnt, der iſt erſt der rechte Sklave; erkenne der Nothwendigkeit eiſernes Szepter, ſo biſt du nach deiner Weiſe frei.

Der Siebente: Gott regiert die Welt. Eine liebende Vorſehung lenkt die Schickſale der Völker und Menſchen. Das beharrlich Böſe findet ſeinen Lohn, das Gute ſiegt, und zuletzt muß ſelbſt das Böſe dem Guten dienen. Blick' auf die Welt, ſie iſt ein lebendiges fröhliches Beſtehen, aus dem Tode entſpringt ſtets vermehrtes Leben,

wie sollten Menschen oder Nationen zu Grunde gehen? Es kommt Rettung, wo alle Hülfe verloren scheint. Die Menschen sind Werkzeuge in der Hand Gottes, seine Plane auf Erden zu vollführen. Achte also die heiligen Anstalten, opfere deine Kräfte dem dir von der Vorsehung anvertrauten Beruf, dann wirst auch du vielleicht gewürdiget, im Dienst des Ewigen große Dinge zu vollführen, so wie in aller Welt Auserwählte seine Plane vollziehen, um sein Reich aufrecht zu erhalten, und die Anschläge seiner Feinde zu nichte zu machen.

Die Reden dieser sieben Weisen hatten einen großen Eindruck auf Geist und Herz des Prinzen gemacht, und er mußte Jedem, so lang er sprach, in seinem Innern Recht geben. Weil er aber diese verschiedenen Weltansichten bei sich nicht zu vereinigen im Stande war, so verließ er sie mit einer schmerzhaften innern Entzweiung.

Nicht weit von ihrem Aufenthalt traf er auf einen alten Mann, ehrwürdigen Aussehens, den er mit einer einfachen ländlichen Verrichtung beschäftigt sah.

Er nahte sich ihm, und es mag wohl daher rühren, weil der Blick in ein heiteres Greisenauge so labend ist, als der in die Liebesaugen eines Mädchens, er konnte sich nicht enthalten, ihm zu erzählen, was ihn zu jenen weisen Männern geführt, und wie ihn ihre Antworten, statt zu beruhigen, nur noch mehr mit sich entzweit hätten. Er bat ihn, wenn er es vermöchte, ihm die Aufgabe zu lösen.

Liebevoll blickte ihn der Greis an, faßte seine Hand und sprach:

Habt nur, o Prinz, erst meine Silberhaare,
Denkt an des Daseyns Stufengang zurück,
Fragt eure fromm durchlebten achtzig Jahre,
Wie abgewogen wechseln Leid und Glück.

Kennt erſt euch ſelbſt, dann hofft, es offenbare
Sich euch der Völker wunderbar Geſchick.
Den Weltenlenker wird die innre Stimm' euch ſagen,
Ihr werdet nimmer eure Weiſen fragen.

Lückenbüßer.

Arbeiten iſt leichter als Faullenzen.

*

Die Böſen betreiben ihr Geſchäft viel harmoniſcher, als die Guten; denn gleiche Abſichten vereinigen ſich beſſer, als gleiche Zwecke.

*

Ein Zirkel von Freunden bilde ein Vieleck, in welchem jedes Glied eine andere Seite der geſchloſſenen Figur darſtellt.

*

Wenn das Leben ſtockt, mußt du dich bewegen.

Die Reisenden.

(Verschiedene Ansichten von Einem Orte.)

Alfred.

„Euch nah' ich wieder, stolze Alpenhöhen,
Zu denen mich ein altes Heimweh ziehet.
Seid mir gegrüßt, ihr raschen Bergesströme,
Ihr schmalen Stege, Felsen kühn verbindend,
An deren Bogen farb'ge Lichter zittern.
Im Abgrund wälzt sich donnernd Schaumgewässer,
Umspühlend Blöcke schwärzlichen Granits.
(So sind des Volkes wandellose Sitten,
Des Glaubens, des Gedankens festes Korn
Von lebensfrischem Fühlen schön durchbebet.)
Wie gern entfloh ich flacher Ebne Strömen,
Die das Gestein zum Kiesel glatt gerundet,
Wo träg der Sand im trüben Beet sich wälzet.
Ihr winkt mir heimisch glänzend blaue Hütten,
Saftgrüne Matten, fernes Heerd'-Geläute.
Es zieht mich hin auf des Gebirges Zinnen,

Es ſchweift mein Blick in jenes Zauberland,
Des Name ſchon dem Jüngling hold getönet:
Italien! der Sehnſucht ewiges Ziel.“

Balthaſar.

„Wie ſo arg das Fuhrwerk knarret,
Auf dem holperichten Wege.
Warum — muß ich immer fragen —
Warum iſt nicht Alles eben?
Graut mir vor den dummen Bergen,
Die Chauſſee iſt ſchlecht beſchlagen,
Immer muß der Radſchuh ſperren,
Und die Steine drohn der Axe.
Ja das würd' noch eben fehlen,
Daß am Rade was zerbräche.
Schmid und Wagner fern vom Wege,
Und dabei ſehr grob und theuer.
Wer kann ihre Sprach' verſtehen,
Die ſo rauh der Kehl' entfähret?
Lauter abgeſchmackte Trachten,
Bärte gar; — und Weiber rauchen.
Pfui! der altweltigen Sitten!

Ach, daß ich zu Haus geblieben!
Heute iſt der Club verſammelt,
Im Caſino giebt's ein Spielchen.
O ich mag daran nicht denken!
Ewig lang nun durch die Berge,
Und dann plötzlich heiße Ebne.
Gletſcher-Eis, lombardiſch Schwitzen,
Muß ja Rheumatismen geben. —
Seht mir doch die dummen Bauern,
Alles Hornvieh läuft im Freien,
Ruiniret Gras und Anflug.
Wollte ſie Stallfütt'rung lehren,
Und ergieb'ges Raygras pflanzen, —
Doch ſie ſind zu eigenſinnig."

Alfred.

„Ew'ges Geheimniß webt in Berg und Waſſer.
Was mahnt ihr ſo gewaltig? kann ich's löſen?
In hohen Aether ragen die Coloſſen,
Am Fuße ruht mit blauer Wog' der See.
Vom Thale ſteigt der Nebel myſtiſch Heer,
Und legt ſich an des Eisbergs kalte Bruſt.

Aus finstern Höhlen rauscht ein klar Gewässer,
Und stürzt, in Schaum gelöst, wildfreudig nieder.
O ew'ger Kreislauf in dem Leib der Erde,
Wie faß' ich dich? doch faß' ich denn mich selber,
Den Knochenbau, der Säfte rasch Getriebe?
Auf Blutes Wellen wiegt sich das Gefühl —
Auf feinem Dunst des Nerven — der Gedanke.
Wo find' ich dich, o tiefer Quell des Lebens,
Der des Gebürges Knochenbau beseelt,
Im Bergwald rauscht, im Giesbach freudig springt?
Voll Wonneschauer wandl' ich steile Pfade;
Der Zeitstrom nagte an den Riesenlettern,
Die nun mein Geist kaum zu ergänzen wagt.
Ihr lebt, ihr sprecht zu mir mit dunkeln Reden.
Wie könnte mich auch seelenloses rühren?

Erasmus.

Wissenschaft ist doch was Schönes!
Alles reihet sie in Klassen.

Dieſe Klüfte, dieſe Schichten
Können mich nun gar nicht ſchrecken.
Denn die beſten Exemplare
Samml' ich unter Glas in Fächer;
So beherrſch' ich die Gebirge.
Mit den Mineralienhändlern
Steh' ich dann auch im Verkehre,
Kann durch Tauſch die Lücken füllen.
Sieh da! eine Alpenroſe —
Komm in mein Herbarium vivum.
Gentiane, Felsranunkel!
Hätt' ich doch mehr Fließpapiere,
Kann ja gar nicht fertig werden.
Wie wird ſich mein Anſelm freuen
Ueber dieſe Bergcryſtalle!
Es iſt doch was wunderſchönes,
Spottwohlfeil hab' ich's erſtanden.
Freilich ſind es todte Sachen,
Dennoch freut mich dieſes Sammeln,
Täglich füllt ſich mehr der Kaſten,
Endlich — iſt's ein herrlich Meubel.
Rare Thiere könnt' ich haben,

Ausgebälgt von guten Händen,
Auch der Alpenschmetterlinge,
Und der Käfer reiche Sammlung.
Doch ich lieb' die Fauna wenig,
Manches riecht nicht gar zum Beſten;
Das Geſchmeis iſt kaum zu bänd'gen,
Das verſtohlen innen nagt.
Glaubt man etwas Rechts zu haben,
Fällt es plötzlich ab in Stücken,
Und ein Rudel Würmer zeigt ſich.

Alfred.

Das Herz ſo voll, und doch ſo ungeſättigt!
Es hält mich feſt, es treibt mich raſtlos weiter.
O ſchönes Land, von kräft'gem Volk bewohnet —
Den ſilberbärt'gen Greis möcht' ich umarmen,
Das junge Blut, ſo lebensfriſchen Blickes;
Mitleben jedes Thales Sonntagsfreuden,
Dem Sennen folgen auf zu grünen Alpen,
Der Wildniß Schrecken, ſonn'ger Berge Schöne,

Lebend'ger Ufer bunt Gewühl — ſie locken.
Der Vorzeit Stimme redet ſo vernehmlich,
Und des Geſchlechtes neueſtes Geſchick —
Ich wäg's mit Luſt und Schmerz in meinem Buſen.
Wie ſoll ich nur den Strom des Lebens faſſen!
Eröffne dich, mein Herz in deiner Weite!
Dich überſtrömen die gewalt'gen Fluten. —
Zurück zur Ebne, daß dich's nicht erdrücke.
So vieler Reichthum muß den Sinn verwirren,
Ich rief zu ſtark der Erd', der Menſchheit Geiſter.
Zurück zum Sehnſuchtsſchmerz, zu Ahnungs-Freuden!

Balthaſar.

Welſchland! einmal und nicht wieder.
Das heiß ich den Fremden prellen!
Wer erſt nicht zu markten wüßte!
Und nun wieder dieſe Berge
Eingehüllt in Wolkenmäntel.
Schlechter Spaß iſt's doch um's Reiſen!
Hätt' nicht der Beruf geboten,

Wär ich im Comtoir geblieben.
Nun noch gestern zu verirren
In den rauhen Bergesschlüften.
Kam zu schmuz'gen Alpenhirten,
Käß und Milch die ganze Mahlzeit,
Brod kaum mit dem Beil zu spalten.
Wohl bekam mein Flaschenkeller
Und ein Stückchen Schöpsenbraten.
Doch man weiß den Feind zu schlagen,
Machte da ein klein Geschäfte.
Nach Milchzucker ist viel Frage;
's Reisegeld, das muß er tragen.
Hätt' ich nur auch ein paar Klaftern
Gletscher-Eis, zu Haus im Keller,
Zu Gefrornem, — es gieng reissend.
Lebet wohl ihr garst'gen Berge!
Dummer Kühreih', bleib' mir ferne.
Ebne breitet sich recht lachend,
Hör' ich nicht ein Posthorn blasen?
Halte doch! — ich komm schon Schwager!

Ernſts Gardinenrede an ſeine polternde Junge.

„Noch ein Wörtchen vor dem Einſchlafen, ſüße Liebe! was mich ſchon lange drückt. Wie konnteſt du nur dein Vorhaben ſo lange verſchweigen, und mich unverantwortlich zum Beſten haben? Denn, geſteh es nur, Loſe! wirklicher Ernſt war es dir doch nicht mit deinem bisherigen Poltern? Wußte ich aber, was du eigentlich im Schilde führteſt, und mußte ich nicht häufig über dein Poltern poltern?

Du ſpielteſt auch deine Rolle gar zu natürlich, und wenn du ſo mit Thüren und Fenſtern eine laute Muſik machteſt, wenn dir die Sticktrommel zur Lärmtrommel, das Waſchbecken zum Tambourin, der Schlüſſelbund zum Glockenſpiel, die Deckel zu türkiſchen Becken, der Dreifuß zum Triangel

wurde, ſo konnte ich nichts dahinter ſuchen, als deine krauſe Laune; ich handhabte dann auch die Inſtrumente meiner Wildenmuſik, und ſpielte Kriegsmärſche gegen dich; denn man beleidigt niemand lieber, als einen Verdrießlichen, Theure!

Nun erkläre ich mir aber, ſeit ich den Theaterjungen bei dir geſehen habe, dein Poltern durch eine Hypotheſe und ärgere mich nicht mehr. Doch was ſage ich Hypotheſe. Es iſt ſo, es iſt Gewißheit. Du ſtehſt, bekenn' es nur, Loſe! mit unſerer Liebhabergeſellſchaft in Verbindung, du willſt das Fach der polternden Alten weiblichen Geſchlechts, weil es auf den Bretern daran fehlt, übernehmen, und was mich bisher ſo oft in Harniſch jagte, war nichts, als Einüben und Einſtudiren deſſelben im wirklichen Leben. Nicht wahr, gottloſes Malchen, ich hab's errathen? Verzeihe nur, daß ich dir auf die Sprünge kam, aber ich ſage dir,

du wirſt den rauſchendſten Beifall davon tragen, wenn du auch deine Sache auf der Bühne nur halb ſo gut machſt, und ſo natürlich, als zu Haus; denn vortreffliche Anlagen kann dir dein Feind nicht abſprechen, und nun noch die unausgeſetzte Uebung!

Aber, laß dir ſagen, auf Regeln beruht zuletzt alle Kunſt, und ich bin verſucht, um auch ein Verdienſt um deine theatraliſchen Darſtellungen zu haben, mit dir, wenn dich nicht zu ſtark ſchläfert, die weſentlichſten Grundſätze deines künftigen Fachs durchzugehen.

Als Einleitung ſtelle ich das Poſtulat auf, daß du alle Logik aufgebeſt, und von aller Conſequenz, welches ohnehin das Schreckenswort der Weiber iſt, ſelbſt die Ahndung verliereſt. Eure Natur unterſtützt dieſe Foderung, und ich hörte ſchon viele Männer äußern, ſie dürften, um ihre Weiber zu begreifen, und die Curve ihrer Lebensbahn zu

finden, die Elemente durchaus nicht aus der Arithmetik des Verstandes, ja selbst nicht der gewöhnlichen Vernunft nehmen, denn da verlören sie ihre Pallase, Cerese, Vestas und Junos zu oft aus den Augen; mit Gleichungen wahrer gewähren lassender Lebensweisheit müßten sie rechnen, um bei den vielen Schwankungen, rückgängigen Bewegungen und Exzentrizitäten, (wie sie eure Gemüthslogik heißen), einen irgend regelmäßigen Kreislauf zu entdecken.

Zur Grundregel stelle ich auf, daß das Lärmen und Poltern in den niedersteigenden Zeichen des Lebens, Jahres, Monats, Tags zunehme. Wenn also irgend ein schönes, behagliches Verhältniß sich auflöst, wenn die Tage und das Handtuch kürzer werden, wenn neben dem Mond irgend ein Vorrath von Geld, Kleidern, Nahrungsmitteln, Holz u. s. w. abnimmt, dann ist's Zeit, mit dem Ungestüm zu steigen. Ich werde dich bei

deinen häuslichen Proben als polternde Junge verstehen, und die Psychologen im Parterre werden die vortreffliche polternde Alte herausklatschen.

Ich lasse die andern Regeln, wie sie mir beifallen, folgen, denn du entbehrst leicht eine streng systematische Ordnung.

Wer auf sich Acht gibt, weiß seinen Aerger von dem ärgerlichen Gegenstand zu unterscheiden, etwa wie der Astronom mit einem Auge das hundertfach vergrößerte Objekt, mit dem andern aber, neben dem Tubus hinweg dasselbe in seiner gewöhnlichen Größe zu schauen im Stande ist; (so ungefähr mißt Doktor Schröder die Mondflecken). Dieß ist aber einer polternden Alten aufs strengste untersagt, denn sie fiele ja sonst schmählich aus der Rolle, da sie sich oft überzeugen würde, daß der Aerger um nichts und wieder nichts entstanden sey, oder fortdaure, indem der Gegenstand entweder gar

nicht ärgerlich war, oder längst aufhörte es zu seyn.

Du stiehlst deine Züge der Natur ab, wenn du ferner polternd dich ärgerst über das Naturgemäße und das Nothwendige, als wäre jenes eine unerwartete Unregelmäßigkeit, dieses zu ändern. Der Fall tritt täglich zehnmal ein, daß ein natürliches Ereigniß uns stutzig macht, oder daß wir mit der Nothwendigkeit noch eine Weile markten wollten. Beides muß von dir mit gellenden Lauten begleitet seyn, und nie ohne Zerren und Sperren abgehen. So bist du wahr.

Dein Lärm über gemeine und wiederkehrende Fatalitäten darf wohl länger herrschen, als der anderer verständiger Menschen, und wenn z. B. die Magd eine Tasse zerbricht, oder die Sahne gerinnt, so hieße es dir schlecht rathen, in sollen Fällen zu denken, es werden nun einmal jährlich im Durch-

ſchnitt ſo und ſo viel Taſſen und Gläſer zerbrochen, ſo und ſo viel Mal die Sahne gerinnen — weil dich ja der einzelne Fall nicht gehörig aufbrächte und zu ſchönem Poltern veranlaßte.

Daß über knarrende Thürangel täglich losgezogen werden muß, ohne daß man ſie reparirt oder einſchmiert, das weißt du aus Triſtram Shandy zu gut.

Ueberhaupt darf nie ein Uebelſtand ſogleich abgeſtellt werden, man verlöre ſonſt die Gelegenheit, äſthetiſch zu donnern.

Das Gewohnte aber ſey dir durch Gewohnheit geheiligt, und ſollte es auch jedermann ärgern und geniren. Du biſt ſtille; ſo will es die Rolle.

Du forderſt ſtreng, daß jedermann deinen Schritt halte im Leben. Du darfſt nie begreifen, wie andere anders ſeyn können, und auf ihre Weiſe, nach welcher ſie frei-

lich verſtanden ſeyn wollen, es auch recht machen. Du überſetzeſt ihr Benehmen in das deine, und findeſt lauter Eſeleien darin. Dieß gibt herrlichen Zank. Ueberhaupt biſt du gegen dich blind, gegen andere ein Argus.

Dein Weſen ſey im Ganzen etwas abgeſchroffſt, damit wenn andere mit dem ihrigen dagegen kommen, immer ſchöne Contraſte entſtehen.

Ehe dir vollends die Augen ganz zufallen, bitte ich dich nur noch ſchließlich, mir künftig einen Wink zu geben, wenn dein häusliches Poltern blos das Einſchießen ins theatraliſche bezweckt, damit ich nicht ohne Noth des Teufels werde; auch könnteſt du dereinſt (du mußt doch auch an deine Geſundheit denken) dich überhaupt auf die dramatiſchen Leſe-, Neben- und Hauptproben beſchränken, und — wie man von berühmten Komikern lieſt, die zu Haus ſchwermüthig und am Erſchießen angetroffen wur-

den, ſo könnteſt du im entgegengeſetzten Sinn auf den Bretern illuſoriſch belfern, häuslich aber als ein heiteres liebes Weſen dich benehmen. Es ſollte wohl angehen, denke ich.

Nun aber ſchlafe wohl, Malchen! Du thuſt es ja ſchon, wie ich ſehe."

Lückenbüßer.

Die Menſchheit iſt kein lebendiges Ganzes; nur Nationen, Staaten, Gemeinden, Geſellſchaften ſind es.

*

Nur durch immerwährende Rekapitulation der Vergangenheit wird ein Menſch, eine Nation groß.

*

Eine Nation läßt ſich ihre Geſchichte eben ſo ungern nehmen, als ein Menſch ſeine Jugenderinnerung.

*

Alles Perſönliche ſtrebt zum Dinglichen.

*

Je älter ich werde, deſto mehr ſchätze ich die Wilden, und deſto weniger die Zahmen.

*

Die Nationen werden in ihren Anfängen von der Phantaſie regiert, ſpäter von der Vernunft, endlich blos vom Verſtand.

Die Phantaſie gibt Enthuſiasmus, die Vernunft Zwecke, der Verſtand Abſichten.

*

Es iſt ſchwer, ſtoiſch ſeyn, ohne Stoa und Mitſtoiker. So erträgt der Soldat ſeinen Stand, weil ihn eine Armee mit ihm theilt.

*

Alle Dinge ſind mir verdächtig, die mit „Univerſal" anfangen, von der Hiſtorie bis zu den Pillen.

*

Was ſich ſelbſt macht, iſt immer viel beſſer, als das Gemachte.

Die Mühle.

(Ein Nachtſtück.)

Es dämmerte gerade der Tag herauf hinter den Höhen der Bergſtraße und des Odenwaldes, der Donnersberg ſchimmerte röthlich über die neblichte Thalebene des Rheins herüber, als der Obriſt W** aus einem quälenden Traume erwachend, ſeinem Fourrierſchützen klingelte, daß er die Jagdgewehre in fertigen Stand ſtelle, und Schrotbeutel und Pulverhorn fülle. Der Obriſt, welcher ſich weder vor dem Feind, noch ſonſt im Leben zu fürchten gewohnt war, hatte ſich doch heute Nacht mancher geträumter Schrecken nicht erwehren können. Er war mehrmals daran erwacht, beim jedesmaligen Wiedereinſchlafen kehrten ein paar fatale Larven wieder, die ihn auf mancherlei Weiſe ängſtigten.

Es waren ein paar alte Leute mit unheimlichen Gesichtern, die ihm auf alle Art zusetzten, und sein Leben bedroheten. Er sah sie so leibhaftig, daß sie auch noch einige Augenblicke nach dem Erwachen wie lebend vor seinem Bette standen. Er mußte die Augen mit Gewalt zudrücken, um sich des höchst unangenehmen Gefühls einer solchen beschwerlichen Gegenwart zu erwehren. „Was nur diese verfluchten Gaunergesichter von mir wollen!“ dachte er, während er sich unruhig im Bette herumwälzte.

Er entraffte sich endlich, wie wir schon erwähnt, mit grauendem Morgen den Federn, und kleidete sich waidmännisch an; er wollte die bösen Phantasmen dieser Nacht, damit sie ihn nicht in den Tag hinüber beläſtigend begleiteten, in der freien Natur, in spielend thätigem Umgang mit ihr, zu vergessen suchen.

Ohne ein leidenschaftlicher Jäger zu seyn, hatte er doch so eine Parthie von Zeit zu

Zeit ſehr reizend gefunden. Ein heiterer Zweck leitete die Schritte in den mancherlei romantiſchen Waldverſchlingungen, die dem blos träumeriſch Hinſchlendernden meiſtens düſtre Gefühle erwecken, die aber der Jäger jetzt nur als bergende Behauſung, als Schlupfwinkel der ſcheuen Thiere betrachtet. Es war ein Suchen und Finden, ein überraſchendes Aufſtoßen des Erſpäheten, ein Sieg über daſſelbe durch Geiſtesgegenwart und eine ſchußgeübte Hand. Selbſt das Mitleiden mit den Thieren, die das ſchnelle Blei unter einem ſchreckenden, weithin tönenden Knall erreicht hatte, ſchien die Luſt nur zu würzen.

Der Obriſt traf durch ſeine Ordonnanz einige für den Tag nöthige Anordnungen in Beziehung auf das Regiment, wovon eine Abtheilung in dem Städtchen, am Fuß des Berges lag, und gieng dann, von ſeinem Fourierſchützen und ein paar guten Hunden

begleitet, aus dem Thor des gutsherrlichen Schloſſes, ſeinem jetzigen Standquartier, einen Pfad durch die bethaueten Wieſen abwärts, um auf einem andern ſteilern gegen den nahen Wald anzuſteigen.

Er fand ſich auf ſeiner Streiferei recht befriedigt; manches kleine Wild erreichte ſeine treffliche Büchſe. Der Begleiter keuchte, von der übervollen Waidtaſche umhangen, hintendrein. In einem auf der Höhe gelegenen Hofe hielten ſie Mittag, und labten ſich an dem Mitgebrachten, und was etwa noch die frugale Küche der Bäuerin hinzu that.

Eine Flaſche Rüdisheimer hatte den Obriſt aufs heiterſte geſtimmt, er befand ſich ungemein wohl in den Berg- und Waldrevieren, und wollte wieder einmal das Gewohnte des täglich Wiederkehrenden recht zu vergeſſen ſuchen; — Er konnte das Auf- und Abklettern nicht ſatt bekommen. Deſto

ßbler ſtand es um den guten Wildträger. Dieſer folgte langſam nach, und brummte manchmal, wenn die Haſen ihn ſo ſchweißend umklunkerten, Unverſtändliches vor ſich hin. Der Obriſt, dem endlich ſo ein Laut das Ohr beſtreifte, der wie ein treuherziger Fluch klang, wurde jetzt erſt auf deſſen Zuſtand aufmerkſam, und hieß ihn auf dem nächſten Wege in das Quartier zurückkehren. Er wollte auf ſelbſt gewähltem Pfade nachfolgen.

So trennte er ſich von ihm und den Rüden, indem er ihm noch die Büchſe umhieng, die ihm jetzt unnütz war.

Er verlohr ſich bald wieder in allerhand angenehmen Träumen, wie ſie einem vollkräftigen Manne eigen zu ſeyn pflegen, in deſſen Herz noch allerhand friſche Lebenshoffnungen blühen. Er dachte nicht an den ſinkenden Tag, er täuſchte ſich wohl auch über die Weltgegend, und die Richtung des

Weges. Es war ſtarke Dämmerung, als er ſich wenig erhöht über dem Grunde eines einſamen Waldthales befand, und nun das erſtemal mit Ernſt und Berechnung an ſeine Entfernung vom Nachtquartier dachte. Er gieng den Pfad hinab, und war endlich froh, als ſchon ein Stern um den andern wie ein ſtilles Auge aus dem dunkeln Himmel herabblickte, von Ferne einen Laut zu vernehmen, der dem Klappern einer Mühle ähnlich war. Ein ſchmaler Wieſenſtreifen an dem Waldbache leitete darauf hin, und er ſah endlich Licht.

An das Bild einer Mühle, wie ſie in maleriſcher Hinſicht ein beliebtes Objekt iſt, heften ſich gewöhnlich auch in der Einbildungskraft allerhand idylliſche Nebenideen. Sie hat es mit Gottes Gabe, mit der Menſchen allgemeinſter Speiſe zu thun; ſie ſpricht ihr frommes Tagewerk durch ihr Klappern munter aus; die kunſtreiche Hand des Men-

ſchen hat das Waſſer gebannt, ſie hat die Eiche und den Fels bezwungen, um das einfache Geſchäft ins Werk zu ſetzen. Man denkt ſie ſich immer von fleißigen biedern Leuten bewohnt.

Mit ſolchen Gefühlen betrat er das breterne Haus, ſagte einem Dienſtboten, der den coloſſalen Haushund beſchwichtigte, daß er ſich verſpätet und verirrt habe, und als er von dieſem die dreiſtündige Entfernung dieſes Orts von ſeinem Standquartier erfuhr, — daß er hier zu übernachten wünſche. Er wurde in den obern Stock, in ein kleines nicht unebenes Zimmerchen geführt; eine Nachtmahlzeit, wie ſie zu haben war, wurde erbeten und zugeſagt.

Er ſetzte ſich und überließ ſich dem Gefühle, hier einen bei etwas dürftigem Ausſehen doch wirthlichen Ort gefunden zu haben. Dann ſah er ſich durch die kleinen mit Mehlſtaub bedeckten Fenſterchen, ſo gut es

die sternhelle Nacht erlaubte, in der Gegend um, als Fußtritte sich wieder der Thüre näherten. Diese öffnete sich, ein paar Leute traten zu derselben herein. Er zog den Kopf durch das Fensterchen zurück, und wollte in den Eintretenden die vermuthlichen Eigenthümer der Mühle begrüßen. Das mitgebrachte Licht bestreifte ihre Angesichter auf eine grelle Weise. Aber seinen Gruß brachte W** nicht mehr heraus. Er hätte lieber in ein paar feindliche Kanonen-Mündungen gesehen; ein unwillkührliches Entsetzen überfiel den sonst tapfern Mann. —

Es war leibhaftig das Paar Leute, das ihn heute Nacht im Traume so teuflisch gequält hatte. Dieses unerwartete Begegnen von Traum und Wirklichkeit verwirrte ihm seinen klaren Sinn. Er verlor die Gegenwart des Geistes.

Der erste Gedanke war — an seine herrliche Büchse, die er aus Bequemlichkeit sei-

nem ohnehin ſchon ſo belaſteten Bedienten mitgegeben hatte. Noch ehe ein Wort gewechſelt wurde, hätte er nur gleich mit ihrem doppelten Lauf das unheimliche Paar ins Gehirn ſchießen mögen.

Es war nun nicht zu helfen, er mußte ſich drein ergeben, und die Bewillkommung der fatalen Geſtalten, deren unſichere und gellende Stimmen ihre überhöflichen Worte aufs Widerwärtigſte Lügen ſtraften, ſich gefallen laſſen. Es entgieng ihm nicht, wie ſie ihn unter verſtellter Freundlichkeit forſchend maßen, wie ſie innerlich über ſeine Wehr- und Rathloſigkeit frohlockten, und ſich in unverſtändlichem Kauderwelſch darüber zumurmelten. Er war nun auf das Schlimmſte gefaßt. Was hätte er darum gegeben, wenn er nicht gleich beim Eintritt ins Haus ſich verrathen, daß er ſo weit von den Seinigen, von aller menſchlichen Hülfe entfernt ſei? Mit Trotz auf die Nähe ſeiner Jagd-

gefährten hätte er einen Wegweiser begehren, und über diesen im Nothfall wohl Herr werden können.

Die Gestalten entfernten sich, um, wer weiß was für Anstalten zu treffen. Mit neuer Gewalt fiel das Geheimnißvolle auf ihn, daß die im Traume gesehenen Unholde jetzt leibhaftig vor ihm gestanden. Das Nachtessen wurde gebracht, aber so mächtig sein Appetit noch vor Kurzem gewesen war, er hatte sich gröstentheils verloren; er genoß endlich einiges, nachdem er den Ueberbringer genöthigt hatte, es zu kredenzen.

Er bat um Licht, denn das vorhandene brannte auf der Neige. Ein kleines Ende wurde gebracht, mehr konnte er nicht erhalten, — „es würde bis zu seinem Schlafengehen wohl reichen," richtete ihm der Dienstbote zweideutig genug aus. Er pflegte es nun, wie eine heilige Opferflamme, und sah mit bangen Gefühlen seinem Verlöschen

entgegen. Inzwiſchen viſitirte er Wände, Fußboden und Decke; ſie ſchienen unverdächtig. Die Thüre verriegelte er, und verſtellte ſie mit dem Tiſch, gegen welchen er noch die Lagerſtelle rückte, auf der er Gott weiß welche peinlich lange Stunden zubringen ſollte.

In dieſe beängſtigende Gegenwart hinein ſuchte er ſich jetzt mit Hoffnungen zu laben. Aber nur um ſo ſchwärzer erſchien ihm jene wieder, wenn er dieſe hellen Bilder als Selbſttäuſchung und Trug verlaſſend, in die Wirklichkeit zurückfiel.

Sein Außenbleiben mußte freilich ſeine Freunde um ihn beſorgt machen, aber warteten ſie nicht wahrſcheinlich bis Mitternacht auf ihn, ehe ſie nur die geringſte Anſtalt ihn aufzuſuchen trafen, und was konnte aus ihm geworden ſeyn, bis ſie in dem öden Waldgebirge auf irgend eine ſichere Spur ſeines Aufenthaltes kamen?

Er blickte hinaus in die Nacht; alles war still, nur das Waſſer rauſchte unter den ſtehenden Rädern hindurch. So in das Anſchauen der Natur in ihren großen nächtlichen Umriſſen verloren, kehrte ihm die Erinnerung an ſo manche mannhafte That wieder, er ſchämte ſich ſeiner Beſorgniſſe. Er fragte ſich, was ihn denn mit ſo böſem Verdacht gegen die Mühle und ihre Bewohner erfülle; er konnte ſich ja über die Aehnlichkeit der Alten mit ſeinen Traumgeſtalten getäuſcht, ſich ſelbſt vorhin bei der zweifelhaften Beleuchtung etwas weiß gemacht haben; er wußte ja, wie gern die gereizte Phantaſie verworrene Eindrücke nach Gefallen ergänzt. Doch nein!, die Bilder waren zu neu, zu deutlich und individualiſirt; es war nicht nur Aehnlichkeit, es waren die gleichen widrigen Züge im Traum und im Wachen.

Dieſes Geheimnißvollen wegen hatten auch in ihm entmannende Gefühle die Oberhand

gewonnen, sonst hätte er wohl gleich anfangs gegen die verhaßten Leute fallen lassen, daß man seiner warte, daß Leute seines Regiments, besorgt um ihn, seinen Aufenthalt ausspüren werden u. s. w. Aber im Wechsel der Gedanken und Gefühle hatte er an keinen Rettungsplan kommen können, und sein Benehmen hatte jenen sogleich sagen müssen, daß er sich halb für verloren gebe, wohl wissend, daß schon mehrmals in diesen Gegenden einzelne Militärs, die auf entlegene Höfe verlegt worden, oder einsame Pfade als Ordonnanzen hatten gehen müssen, unsichtbar geworden seyen.

Das Licht war erloschen, in dem Haus herrschte die größte Stille, alles schien schlafen gegangen. Aber in W**s Augen kam kein Schlummer, seine ganze Seele war gleichsam ins Ohr getreten, und lauschte. Es nahte sich etwas der Mühle; einige verdächtige Gestalten zogen mit leisen Schrit-

ten in das Haus ein. Er unterſchied dumpfe Männerſtimmen und zärteres Flüſtern von Weibern und Kindern. Das Ungethüm von Haushund rührte ſich nicht, es mußten ihm wohlbekannte Figuren ſeyn. Es wurde wieder ſtill.

„Was würdeſt du thun, fragte ſich der Obriſt, wenn du überfallen würdeſt?“ — „Dein Leben ſo theuer verkaufen als möglich!“ —

Leider hatte er vorhin nirgend etwas geſehen, was als Inſtrument zur Gegenwehr dienen konnte. Er griff im Finſtern umher, und tappend gerieth er an einen hölzernen Stuhl. Mit aller ihm zu Gebot ſtehenden Kraft ſuchte er eines der Stuhlbeine auszudrehen: es gelang ihm, und er hatte wenigſtens für den äußerſten Fall eine Waffe, er fühlte ſich um vieles ſtärker, als er es in ſeiner Hand ſchwang: ſeine Kraft ſchien ſich zehnfach vermehrt zu haben.

Er hielt ſich wieder ruhig. — Da wars, als ſchliche Etwas auf den Zehen die Treppe herauf, und wende ſich gegen die eine Seite des Stübchens. Er nahte ſich der Wand, und legte ſein Ohr an; er meinte jetzt das Schnuppern des Hundes zu vernehmen.

Er warf einen ſehnſüchtigen Blick ſeitwärts durch das halb offene Fenſter. Am Horizonte oben ſchnitten ſich die Waldbäume an dem Nachthimmel ab, da gewahrte er, wie eben ein Paar helle Sterne durch das Dunkel der Bäume aufgiengen, während die Sterne ſeines Lebens unterzuſinken drohten. „Hülfe, warum zögerſt du?“ ſeufzte er.

Plötzlich ſchien etwas aus ſeinen Fugen los zu werden, und ein Stück des Getäfels fiel gerade an dem Ort, wo zuvor ſeine Lagerſtelle geſtanden, in das Zimmer herein. W** ſtellte ſich mit aufgehobenem Arm muthig neben die Oeffnung. Der ſchreckliche Haushund ſchoß wie ein Tiger herein. Da

faßte W** einen Schlag und auf die Schnauze getroffen stürzte das zottige Unthier zusammen. Er zog ihn gegen die Mitte der Stube, und durch Schreckenswuth und den gelungenen Hieb stark, raffte er die Bettlade auf, und stellte sie als Verschanzung vor die Oeffnung.

Die Mordlustigen mußten bald merken, daß ihr erster Plan mißglückt war. Jetzt fiengen die Wasser lauter an zu rauschen, sie fielen in die Räder, die ganze Mühle zitterte. Grell klingelte das Mühlglöckchen des leerlaufenden Mahlwerks dazwischen — das Läuten seiner Todtenglocke; der Lärm sollte wohl sein letztes Schreien übertönen.

Da fiel, kaum hörbar, fern oben im Holz ein Schuß. Er blickte hinauf. Die Sterne waren noch nicht aufgegangen zwischen den Baumzweigen, es waren mehrere erschienen, größere. Oder war es Feuer entfernter Fackeln? Er glaubte ihr Hin- und Herbewe-

gen zu bemerken. Er ſtürzte gegen das Fenſter, und ſchrie hinaus in die Nacht, daß es das Rauſchen der Waſſer, das Raſſeln der Räder übertönte — „Hülfe! Hülfe!“ —

Jetzt hatten ſich außerhalb Geſtalten an die Oeffnung gedrückt, um das Hinderniß, das er in den Weg geſtellt, und das er aus Leibeskräften gegen den Eingang preßte, umzuſtoßen. Er fühlte nach einiger Zeit, daß ihn die Kraft verlaſſen wollte, und gab ſich, wohl vielleicht bald übermannt, für verloren, denn einen Zwiſchenraum hatten ſie ihm ſchon abgekämpft, noch ein Anlauf, und ſie konnten auf beiden Seiten zumal eindringen und über ihn Herr werden.

Da fiel wieder ein Schuß und noch ein Schuß. Die Lichter, ſtatt himmliſcher — irdiſche Leitſterne, zogen ſchon den Pfad am Berge herab. Lautes Geſchrei, wie von vielen muthigen Männern, drang her zur Mühle.

Der Gefährdete vernahms, und ein Morgenroth der Hoffnung gieng auf in ſeiner Seele.

Aber — neues Anrennen und Stoß der Feinde — ſeine Verſchanzung war durchbrochen. Auf der einen Seite trat ein ſtämmiger Kerl herein, heran, der Müller mit einem Mord-Inſtrument auf der andern, von der Alten mit einer Blendlaterne begleitet. W** flüchtete hinter den Tiſch, und wußte ihren erſten Anfall durch ſeine hölzerne Waffe von ſich abzuhalten. Gegen den einen, der über den Tiſch hin mit gewaltiger Fauſt nach ihm griff, führte er mit dem Stuhlbein einen Schlag auf deſſen Schulter, daß er aufſchreiend zurücktaumelte, dem Müller ſchnellte er, als geübter Fechter, den blinkenden Mordſtahl blitzſchnell aus der Hand.

Da erſcholl neues Geſchrei von unten, er antwortete hülferufend von oben, der Schein der Fackeln ſpiegelte ſich ſchon in den Fenſtern. Jetzt ſtutzten die Mörder; ſie

hatten, gespannt auf ihr böses Geschäft, von dem Vorgange bisher nichts bemerkt. — „Mordet mich nur, rief ermuthigt der umdrängte Obrist den Dreyen zu; — mordet mich, Ihr Ruchlosen! aber da nahet sich schon eine Schaar meiner Getreuen, die meinen schmählichen Tod furchtbar rächen wird!“

Die Feinde warfen erschrockene Blicke hinaus durch die Fenster, liessen dann ab von ihm, und entfernten sich. — Das Blättchen hatte sich gewendet.

„Heran, herauf in die Mörderhöhle, umzingle ein Theil das Haus!“ rief der Erleichterte hinab. Da trabte es mit muthigraschen Fußtritten unter glirrendem Rauschen der Gewehre die Stiege herauf, die wohlbekannten Braven bückten sich zur niedrigen Thüre herein, und umstanden ihn mit erstaunten, forschenden, frohen Gesichtern. Unter Händedrücken, Achselklopfen, Umarmen erzählte er leidenschaftlich, abgerissen, den

Hergang. Es war allgemeines theilnehmendes Fragen, inniges Bedauern; die Schranken der militäriſchen Unterordnung löſten ſich. Er wurde weich über die unerwartet ſchnelle Rettung, auf alle Bärte der Biedern rieſelten Thränen herab. Dann aber flammte der Zorn auf, und „Rache" war das allgemeine Loſungswort.

Die Unholde hatten ſich verkrochen in allerhand abgelegene Winkel des Hauſes. Beim Fackelſchein wurden ſie aufgeſucht, in alle Ecken wurde geleuchtet, daß die mehlbeſtaubten Spinngewebe aufflackerten. Ins untere Zimmer ſperrte man das ganze Geſindel zuſammen. Die Mannſchaft trat heraus, die Bewaffneten umgaben das Haus, einige ſtellten ſich mit angeſchlagenem Gewehr gegen den Eingang, und wie aus Einem Munde erſcholl es: „Anzünden! anzünden das Mordneſt!"

Der brave Obriſt hatte in ſeinem biedern Herzen den Rachedurſt ſchon überwunden, er

ſuchte die zornglühenden Soldaten zu beſänftigen. Er erinnerte ſich auch der in der Nacht eingewanderten Weiber und Kinder. Aber ſeine beſchwichtigende Stimme verhallte in dem wilden Toben. „Keine Gnade!“ donnerte eine rauhe Kriegerſtimme. — „Sie ſind unſer Obriſt, unſer Befehlshaber, wir gehorchen Ihnen gern, wir laſſen uns ins wildeſte Feuer, in den dichteſten Kugelregen führen, aber dießmal laſſen Sie uns gewähren! Was hat ſolch ein Lumpenvolk anders verdient, dem das Leben eines ſorglos unter ihr Dach Gezogenen nicht heilig war?“

Er ſchwang ſeine Fackel, und hielt ſie gegen einen Haufen Stroh, der an der bretternen Wand der Mühle aufgeſchichtet war. Mehrere wollten auf der andern Seite ſeinem Beiſpiel folgen. Da erſcholl von innen klägliches Geſchrei von Weiber- und Kinderſtimmen. Der Obriſt bat und beſchwor ſeine Leute, die Sache dem Arm der Gerech-

rechtigkeit zu überlaſſen, der die Schuldigen von den Minderſchuldigen ſondern werde.

Es iſt zweifelhaft, ob er mit ſeinen Vorſtellungen, ſelbſt mit Drohungen durchgedrungen wäre; das Land war ohnehin noch kürzlich als ein feindliches behandelt worden, — hätte nicht jetzt Etwas das Herz der aufgebrachten Soldaten milder geſtimmt.

Unter der Thüre, den ſcharfgeladenen Flintenläufen gegenüber, erſchienen ein Paar halbnackte Kinder, und fielen zitternd und klagend auf die Kniee nieder. „Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!“ rief es von Mutterſtimmen aus der Thüre. „Wir und die Würmlein ſind unſchuldig!“

Dieſer Vorgang ſchmelzte die rachedurſtigen Felſenherzen, der Obriſt brachte ſie zur geſetzlichen Ordnung zurück.

Sie formirten nun eine Doppelreihe, zwiſchen welcher das loſe Volk in Empfang genommen werden ſollte.

„Nackt, splitternackt sollen sie auswandern!“ rief wieder eine Stimme, daß auch der letzte Rest des Zusammengeraubten zurückbleibe!“

Ein Hohnlachen durchschallte die Mannschaft. Der Obrist wußte auch dieses wildfreche Begehren zurückzuweisen.

Das Gesindel zog aus. Einige von den Soldaten wurden beauftragt, die Mühle zu durchsuchen, und was etwa gestohlenes Gut seyn mochte, herauszuschaffen.

Wollte W** seinen Leuten, vor deren noch immer innerlich fortglimmender Wuth er die Arrestanten zu schützen suchte, vielleicht stillschweigend etwas einräumen; — Genug, die Mühle fieng Feuer, es griff schnell um sich, in einigen Minuten stand das ganze Gebäude in hellen Flammen. Je höher die Lohe stieg, desto mehr schien sich das Rachefeuer der Soldaten zu küh-

len; ſo weit jene das Waldthal durchleuchtete, ſo weit hallte auch ihr wilder Jubel. Die Räder liefen noch immer fort, und ſprengten ziſchendes Waſſer in die Flamme. Ein Knall fiel, die Steine des leergehenden Mahlwerks durch ihren Lauf und den Brand erhizt, zerſprangen und ſchlugen den Reſt des Gebäudes zuſammen, die lodernden Balken ſtürzten in den Mühlbach, und erloſchen mit ſiedendem Geräuſch. Jezt brannten auch die ſtillſtehenden Räder bis aufs Waſſer herab. Der Zug war auf der Höhe angelangt, und wandte die Augen das leztemal auf das pittoreske Nachtſtück hinab.

Während ſie dem Beſtimmungsorte zuwanderten, fragte der Obriſt den Lieutenant, der das Nachſuchungs-Corps angeleitet hatte, wie ſie denn ſo ſchnell, ſo glücklich ſein zweideutiges Nachtquartier aufgeſpürt, wie ſie nur zu der Vermuthung, daß er dahin ſich verirrt haben könnte, gekommen ſeien.

„Durch einen sonderbaren Zufall, erwiederte Jener, durch eine Art wunderbarer Schickung mußte es so kommen. Wir, mehrere Offiziere des Regiments saßen im Gasthofe bei den Honoratioren des Städtchens. Das Gespräch kam auf die in verschiedenen Gegenden des Odenwaldes sich zeigenden Gaunerbanden. Ein Justiz-Amtmann eröffnete der Tischgesellschaft unter andern, daß man besonders eine einsame Mühle, einige Stunden im Gebirge, als wahrscheinlichen Schlupfwinkel solcher Leute, mit welchen der Müller als Diebshehler und Theilnehmer im Einverständniß stehen solle, im Auge habe. Während dieses Gesprächs kam Ihr Fourierschütz in den Gasthof, um dem Hauptmann zu melden, daß Sie noch nicht zurückgekommen, und wahrscheinlich im Waldgebirge verirrt seyen. Er wurde näher ausgefragt, und man fand nicht unwahrscheinlich, daß Sie entweder in diese verrufene Mühle gerathen, oder von Räubern in die-

ſer Gegend überfallen worden ſeyn könnten. Die übrigen Vorkehrungen, und den Enthuſiasmus Ihrer Leute, den verehrten und geliebten Obriſt zu ſuchen, zu retten, können Sie ſich denken.“

Man war mit grauendem Tage in dem Städtchen angelangt, in welchem das Militär und die Inwohnerſchaft in einen fröhlichen Alarm kam. Die Gauner wurden dem Gericht überliefert, und die Menge ihrer Frevelthaten zog lange Unterſuchungen nach ſich. Aus den Verhören, denen der Obriſt einigemal als Betheiligter beiwohnte, ergab ſich, daß es gleich nach ſeinem Eintritt in die Teufelsmühle, da man bei ihm Uhr und Ringe wahrgenommen, auf ſein Leben abgeſehen geweſen. Er hatte dieſes alſo nur ſeiner nicht ganz verlorenen Geiſtesgegenwart, und der Liebe ſeiner Soldaten zu danken, die ihre Schritte beflügelte. Einige Minuten entſchieden, denn in der Mühle war

alles, Eigenthümer, Knechte und Helfer zu einem Mordzwecke vereint, und trieb so sein Wesen schon einige Zeit.

Die Erscheinung der Alten im Traume machte unserm Obrist, auch nachdem jener nächtliche Vorgang in der Mühle schon einigermaßen vergessen war, noch immer zu schaffen. Er konnte die Vision fast für nichts anders ansehen, als für eine Ahnung oder Warnung von oben, denn wäre er ohne eine solche an jenen Ort gekommen, so wäre er — nichts Böses vermuthend — dem unerwarteten Ueberfall unterlegen.

Es wollte ihn fast in seinen Ueberzeugungen von dem Verhältniß des Uebernatürlichen zum Wirklichen irre machen. Mit seinem klaren Sinn, mit seinem hellen Weltleben hatte sich bisher alles unmittelbare Eingreifen einer höhern Hand, aller Verkehr der Geisterwelt mit der irdischen nicht wohl vereinigen wollen; er behauptete, vielleicht

etwas kavaliermäßig und soldatisch, unsere Erde müsse sich mit ihrer von Anbeginn erhaltenen Ausstattung begnügen, und damit nach ihrer Weise fertig zu werden suchen, es gebe keine Nachfoderungen und Nachhülfen, und die Geister, die ihr wieder entnommen und in höhere oder tiefere Regionen versetzt werden, seyen durch kein Band, als das allgemeine Weltband mehr an sie gebunden. Von Gespenstern und Kobolden hatte er aber von Jugend auf nicht viel gehalten, wie ja überhaupt, wo der Soldat in Masse mit seinen handgreiflichen Zwecken, seinen lauten körperlichen Anliegen und dringenden Bedürfnissen des Augenblicks hinkommt, alle Gespenster zu weichen pflegen, und alle alte Spuckgeschichten verhallen.

W** kam nach einiger Zeit auf den Gedanken, sich von dem obenerwähnten Justiz-Amtmann das Untersuchungs-Protokoll über diese Bande auszubitten, um vielleicht auf irgend eine Spur zu gelangen.

In den Aussagen des Müllers und seines Weibes kam vor, daß sie beide vor mehrern Jahren in einer elsaßischen Stadt geraume Zeit inne gelegen, und endlich nebst andern Malefikanten nach ausgestandener Ausstellung auf der Schandbühne entlassen worden seyen. Dem Obrist war es eine halberloschene Reminiszenz, daß er dazumal in der erwähnten Stadt gelegen, und einer solchen Exekution als Zuschauer beigewohnt habe. Ohne Zweifel hatten sich ihm die Physiognomieen der Alten eingeprägt, und waren in jenem Traum wieder in den Vordergrund seiner Seele getreten. Daß es gerade an jenem Morgen geschehen, mögen einige meiner Leser doch noch bemerkenswerth und geheimnißvoll finden, andere werden vielleicht lieber dem Zufall sein Recht einräumen, oder annehmen, daß am Abend zuvor in jenem Gasthof von Gaunern und Spitzbuben die Rede gewesen seyn mochte, wie es den Tag darauf, dem obigen zufolge, wieder der Fall

etwas kavaliermäßig und soldatisch, unsere Erde müsse sich mit ihrer von Anbeginn erhaltenen Ausstattung begnügen, und damit nach ihrer Weise fertig zu werden suchen, es gebe keine Nachfoderungen und Nachhülfen, und die Geister, die ihr wieder entnommen und in höhere oder tiefere Regionen versetzt werden, seyen durch kein Band, als das allgemeine Weltband mehr an sie gebunden. Von Gespenstern und Kobolden hatte er aber von Jugend auf nicht viel gehalten, wie ja überhaupt, wo der Soldat in Masse mit seinen handgreiflichen Zwecken, seinen lauten körperlichen Anliegen und dringenden Bedürfnissen des Augenblicks hinkommt, alle Gespenster zu weichen pflegen, und alle alte Spuckgeschichten verhallen.

W** kam nach einiger Zeit auf den Gedanken, sich von dem obenerwähnten Justiz-Amtmann das Untersuchungs-Protokoll über diese Bande auszubitten, um vielleicht auf irgend eine Spur zu gelangen.

In den Aussagen des Müllers und seines Weibes kam vor, daß sie beide vor mehrern Jahren in einer elsaßischen Stadt geraume Zeit inne gelegen, und endlich nebst andern Malefikanten nach ausgestandener Ausstellung auf der Schandbühne entlassen worden seyen. Dem Obrist war es eine halberloschene Reminiszenz, daß er dazumal in der erwähnten Stadt gelegen, und einer solchen Exekution als Zuschauer beigewohnt habe. Ohne Zweifel hatten sich ihm die Physiognomieen der Alten eingeprägt, und waren in jenem Traum wieder in den Vordergrund seiner Seele getreten. Daß es gerade an jenem Morgen geschehen, mögen einige meiner Leser doch noch bemerkenswerth und geheimnißvoll finden, andere werden vielleicht lieber dem Zufall sein Recht einräumen, oder annehmen, daß am Abend zuvor in jenem Gasthof von Gaunern und Spitzbuben die Rede gewesen seyn mochte, wie es den Tag darauf, dem obigen zufolge, wieder der Fall

war. Dem Obriſt wären dann jene Bilder, deren er ſich wachend vor- und nachher, wie es wohl zu geſchehen pflegt, nicht mehr entſann, im Traume erſtanden.

Doch, es iſt wohl Zeit, daß wir den Leſer, der ſich einiges Raiſſonnement höchſtens nur im Lauf der Erzählung gefallen läßt, entlaſſen.

Die zwei Gewissen.

Ein jeder hat zwei Gewissen; das eine sagt ihm, was er thun und lassen soll, das andere — was er seyn soll.

Das letztere schläft bei vielen, und wenn sie gethan haben, was mit ihrem Charakter, ihren Verhältnissen, ihrer Bildungsstufe, mit den Zeitumständen und Sitten, mit dem täglichen Fortfluß und Schlendrian des Lebens harmonirt, so sind sie ganz zufrieden.

Es gehört schon mehr dazu, an einen Kampf mit der schlechten Zeit, mit unwürdigen Verhältnissen, mit seinem verzärtelten Charakter, mit seiner einseitigen Bildung, mit seinem eingewurzelten Hange zu denken.

Die Aussprüche des Gewissens sind bei den meisten wie die ihres Geschmacks, sie gehen blos auf das Einzelne.

Wer ein leises Gewissen von der zweiten Art hat, der kommt zuweilen in Fälle, wo

ihm mit Schmerzen die Beschränktheit der menschlichen Natur, ja jedes menschlichen Daseyns überhaupt, an sich selbst kund wird.

Ich will nur eines Falles beispielsweise erwähnen:

Nachdem wir eine Zeit lang auf unsere gewohnte Weise hingelebt haben, erscheint endlich ein Freund, der seit der Zeit, als wir mit ihm zusammen waren, sich unter ganz andern Umständen und Lebensverhältnissen fortgebildet hat.

Wir tauschen in vertraulichem Gespräch unsere bisherigen Schicksale, unsere Ansichten von der Welt aus. Es zeigt sich bald, daß er eigene Virtuositäten sich erworben, und diese und jene Lebensgüter, um welche wir ihn fast beneiden möchten, dadurch errungen habe.

Er macht strengere Forderungen ans Leben, aber auch an sich selbst; ja es verbirgt

ſich nicht ganz, daß er ſolche in ſeinem Innern auch an uns macht. Wir möchten zwar, genau betrachtet, um vieles nicht Er ſeyn, aber unläugbar wären wir doch ganz andere, wenn wir, ohne unſer eigentliches Ich aufzugeben, ihm ähnlich hätten werden können.

Wir ſehen, ſo lang dieſer Freund bei uns iſt, die Welt mit ſeinen Augen an, wir meſſen mit ſeinem Maß, und unſer und der Unſrigen Seyn und Weſen erſcheint uns voller Mißbräuche und Schwächen.

Wir waren unſerer und der Umgebungen zu ſehr gewohnt, die Mängel waren uns zuletzt nicht mehr aufgefallen, die Liebenswürdigkeiten hatten wir viel zu hoch in Anſchlag gebracht. So war alles ſeinen Weg gegangen; aber nun ahnen wir, was dies Alles auf den Gaſt für einen Eindruck machen möge. Er kann bei kurzer Anweſenheit unſere häuslichen Tugenden und Freuden nicht würdigen, und ſie wollen gegen die ſich

entblößenden gesellschaftlichen Mängel nicht viel bedeuten.

Endlich entfernt sich der Freund, der, ohne es vielleicht zu wollen und zu ahnen, unser Daseyn so feindlich berührt hat, und wir fangen an, wieder freier zu athmen.

Wir sehen ein, daß wir nicht Er seyn konnten, daß unsere Sache nicht so schlimm steht, daß wir, wenn schon nach einer ganz andern Seite hin, uns auch mit lobenswerthem Bemühen gebildet und erweitert haben. Wir waren nahe daran, unsere Lieben hart zu behandeln, weil wir gern die Schuld auf sie geschoben hätten; wir schließen sie nun mit neuer Wärme in die Arme. Die Ueberzeugung kehrt uns wieder, daß der Fremde kein Auge für ihre stillen Vorzüge haben konnte. Sein Erscheinen hat zuletzt die wohlthätige Folge, daß wir uns neuerdings zusammen nehmen, und unser Leben wo möglich in ein gemesseneres Verhältniß bringen.

Bemerkungen.

Der Mann fragt ſich oft mit Bedauern, warum die blaue Ferne, der Sternenhimmel, warum manche andere Region der Phantaſie ihn nicht mehr ſo, wie ehemals, anſpricht? Der Grund davon iſt wohl der, daß das Ferne nur dann eine ſchöne Beziehung zu unſerm Gemüth erhält, wenn es das Verbindungsmittel zwiſchen ihm und einem geliebten, erſehnten Gegenſtande werden kann.

Man ſpotte nicht über den Jüngling, dem der Mond das Verbindungsmittel zwiſchen ſich und der entfernten Geliebten wird und werden muß, weil alles, was unter ihm iſt, ihn nur an ſeine Trennung erinnert.

Wem ein geliebtes Weſen in jene Welt voranging, für den erhält der Sternenhimmel eine eigene Bedeutung.

Die blauen Berge sind für den Jüngling der in die weite Welt strebt, eine Heimat der schönsten Träume. Für den Mann muß die Natur eine ganz andere Bedeutung erhalten, da seine besten Lebensgüter von einem kleinen Raume umschlossen sind. Erst dann fühlt er, wie verborgen ihr Reiz ihm gewöhnlich ist, wenn er eine erheiternde Reise im Prospekt hat, wo sich ihm das Auge für ihre Schönheit neu öffnet.

Vieles Schöne und Erhabene verliert seine Bedeutung, wenn es kein Leiter für unsere Phantasien, unser Ahnen, unsere Entschlüsse werden kann.

•

„Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand.“ Wie schön und wahr, ob wir es gleich meistens ironisch aussprechen. Durch das Amt kommt die Praxis, der Takt, zuerst für die Amtssphäre, dann auch fürs

Leben überhaupt. Man verſteht das menſchliche Thun und Laſſen, die Respublika, das Völkerleben, die Geſchichte, ja Gott und die Welt erſt, wenn man ein Amt übernommen hat.

*

Man hat Recht, wenn man ſich die meiſten Menſchen in Abſicht auf Verſteckung ihrer Schwächen als ſchlau denkt. Faſt keiner vermag ſeine Lebensſphäre ganz auszufüllen, jeder treibt ſein Weſen welter aus einander, als es mit Fug angehen will, und wünſcht am Ende eben nur, ſeines Lebens ſicher zu ſeyn, ſo vornehm er ſich auch geberdet.

*

Unſer Leben verliert ſeine Schnellkraft, wenn wir nicht von Zeit zu Zeit in Lagen kommen, wo wir alle unſre Kräfte anſpannen müſſen, um ſie mit Ehren zu beſtehen;

wo uns, wie bei einem kritiſchen Spiel, eine wohlthätige Angſt befällt, die nicht niederdrückend, ſondern erregend wirkt.

*

So wie ein hartes Urtheil über einen Menſchen, einen Gegenſtand u. ſ. w. in unſerm Gedächtniß ſtets haftet, und unſere beſſere Ueberzeugung, unſere Ehrfurcht trübt, ſo wirken auch frivole Urtheile in Sachen der Religion, des Glaubens und alles Höhern überhaupt. Ihrer Natur nach ſind atheiſtiſche, pantheiſtiſche, fataliſtiſche Grundſätze und Sätze unwiderſtehlich, weil ſie dem gewöhnlichen Anſchauen, dem Menſchenſinn in den Stunden der Schwäche, der Nichterhebung, des Einſamſeyns fröhnen.

*

Ein Zeitalter kann viel latenten Reichthum beſitzen. Es fragt ſich aber, ob auch ein Theil davon frei wird. Der Latente

wirkt blos als Masse, z. B. Bibliotheken, Gallerien, Schatzkammern; so auch oft Reichthum an geistigen und physischen Kräften. Blos zweckmäßige Benutzung macht ihn frei.

•

In China sind die Prügel unter den centralisirten Gegenständen.

•

So wie die griechischen Städte in Hervorbringung des Schönen aller Art wetteiferten, so wetteifert ein sinkendes Zeitalter in Luxus und Thorheit. Es ist eine ähnliche Tendenz, nur dort der weisen, hier der thörichten Menschheit.

•

Schlechte Zeiten, entartete Völker, wo die Kinder kein Schatz sind!

•

Eine schreckliche Handlung hat keine so schädliche Folgen, als eine schlechte Maxime. Jene heilt sich durch den aufgerufenen Gegensatz aus, wie ein Fieber; diese wirkt lähmend, wie ein schleichendes Gift.

*

Napoleon wollte gegen die Engländer den Beweis durch Induktion führen. Diese Beweisart ist aber meistens weitläuftig und mißlingt oft.

*

Ein Mensch kann in einer Stunde zu der Erkenntniß von dem Wesen eines Dinges und seiner Beziehungen zu ihm gelangen. Die Nationen brauchen meistens Jahre und Jahrzehende voll blutiger Kämpfe, bis sie endlich ihr gegenseitiges Wesen und Naturverhältniß begreifen und anerkennen.

*

Der höchste Druck — befreit.

Der Aberglaube erhält im Einzelnen tauſend Abgeſchmacktheiten, im Ganzen begriffen hat er ſehr oft recht.

•

Wer die Religion nicht begreift, der begreift auch im nämlichen Maß das klaſſiſche Alterthum nicht. Denn es dreht ſich alles um die einfache und impoſante Größe der Geſtalten.

•

Flicken iſt ſchwerer, als Einreißen und Bauen.

•

Die Welt hat einen ungemeinen Reſpekt vor Anhäufung, vor Maſſen, vor Beſitz; dagegen ſchätzt ſie ſtille Entfaltung nicht ſehr.

•

Tauſend Beſitzthümer für den Verſtand geben noch kein Gut für die Phantaſie.

•

Man weiß nicht, ſoll man der Göttin „Gewohnheit" einen Tempel oder eine Schandſäule errichten.

•

Sitte iſt der beſte Schutzengel der Sittlichkeit.

•

Es iſt nicht gut, wenn im Staat, in der Kirche, in irgend einem Stande die Jugend alles handhaben kann; wenn die Erfahrung langer Jahre, das durch ofte Wiederkehr der Erſcheinungen gelernte Maß, der Vorzug des Alters — entbehrlich wird.

•

Wenn alle genießen, kann man leichter entbehren, als wenn niemand genießt.

•

Unter den Mißvergnügten ſind die meiſten Langſchläfer.

Leiden und Freuden einer Luſtpartie.

(Schriftliche Mittheilung eines Freundes.)

„Hier erhältſt du ein kleines Gemälde meiner geſtrigen Schlittenfahrt. Glaubſt du, daß ſich der geleſene Spaß nicht zu kahl ausnehme, ſo ſchicke das Manuſcript immerhin an die Redaktion irgend eines beliebten Blattes.

Soeben las ich es meiner Sophie vor, und eröffnete ihr, daß das Ganze, und ſie alſo mit, vielleicht gedruckt werde. Sie iſt nicht damit zufrieden, denn ſie hat einen gewaltigen Reſpekt vor der Typographie und Literatur, und begreift gar nicht, wie man ſo leichtſinnig ſeyn kann, dem Publikum eine Erzählung von ſo alltäglichen Ereigniſſen aufzutiſchen.

Sie hat Recht; es iſt weder Knotenſchürzung noch Löſung darin, und ihr gan-

zes Verdienst beſteht blos in ihrer Wahrheit, was in äſthetiſcher Hinſicht herzlich wenig ſagen will.

Doch! geſtehen wir es nur, ein neuerer Leſer will allerhand leſen, und entſcheidet ſich weder ganz für das Antike, noch ganz für das Moderne, ja ſolcherlei Leſefutter gilt ihm als Häkſel, denn am puren Haber des Claſſiſchen möchte er ſich leicht die Zähne verſchlagen.

Nicht einmal eine erträgliche Moral könnte man herausziehen, meinte Sophie. Das müßte ſchlimm ſeyn, meinte ich, und extrahirte folgendes fabula docet:

„Man ſoll mit keinem langweiligen Aſſeſſor eine Luſtpartie unternehmen, wenn man nicht auf eine ſchöne Sängerin als Maſchinen-Göttin rechnen kann.“

Sophie behält mit der malitiöſen Bemerkung das letzte Wort, das Ganze ſey nur

geſchrieben, um ſich für die Koſten der Luſtpartie bezahlt zu machen.

Wir wollen das Publikum urtheilen laſſen. Zur Sache denn!"

„Der Aſſeſſor Z** lud mich und meine Frau auf geſtern zu einer Schlittenfahrt nach dem benachbarten Städtchen W** ein. Ich werde jedesmal etwas giftig, wenn mir jemand im Beiſeyn meiner Hälfte ein ſolches Anerbieten macht; denn ich weiß, wie dann plötzlich eine Unzahl goldner Hoffnungen in ihr aufſteigt. „Was wollen einige Gulden gegen einen himmliſchen Tag?" denkt die ſonſt ſo haushälteriſche Frau. Ich meine: Nun ja, wieder ein Dukaten Lehrgeld, um nach und nach die innere phantaſtiſche Welt mit der äußern Wirklichkeit auszugleichen. Es gibt aber Perſonen, die mit dieſem Indifferenzirungsprozeß ſo wenig ans Ende kommen, als gewiſſe Philoſophen mit dem ihrigen. An Taſſos und Mozarts lobe

ich es, es ſcheint ihnen von Gott gefliſſentlich ſo gegeben, ihr ganzes Leben Kinder zu bleiben, aber mit wem ich täglich und ſtündlich umgehe, bei dem erregt es mir zuweilen die Galle, denn nichts jagt uns ſo leicht in Harniſch, als ein habitueller Irrthum, an dem wir vergebens hofmeiſtern.

Kurz und gut, des Morgens um neun Uhr ſitzen wir im Schlitten, die Kälte iſt nur acht Grad. Ein Morgennebel verhüllt aber die Landſchaft, und wenn man nun drei bis vier Stunden gegen den Wind fährt, mit keiner Wärmfläche irgend einer Art verſehen iſt, und keine Bewegung hat, als die unbedeutende mit der Zunge, ſo hört man endlich auf zu begreifen, wie man ſo etwas eine Luſtpartie nennen kann.

Zu rechter Zeit rückte die Aſſeſſorin mit der Nachricht heraus, daß noch eine hübſche Geſellſchaft nachkomme, und nannte die Perſonen. Ich muß hier das Bekenntniß able-

gen, daß ich neben meiner Frau immer noch eine und die andere unschädliche Augenliebschaft hege, wobei ich Erstere selbst zur Vertrauten meiner Leiden und Freuden zu machen pflege. Gewöhnlich bleibt das Verhältniß so zart, daß kein Theil mit dem andern spricht. Ich lege es auch selten darauf an, ja es macht gerade einen Theil meiner Lust aus, mit einem holden Wesen in einer so leisen und doch fühlbaren Beziehung zu stehen.

Schon geraume Zeit trug ich auf diese Weise ein schönes Frauenzimmer aus gutem Hause in meinem Herzen, das bei öffentlichen Gelegenheiten durch ihren einfachen, aber dem tiefsten Gefühl entquollenen Gesang, gehoben durch den Glockenton einer seltnen Altstimme, der im wehmüthigen Liede eine unbeschreibliche Gewalt zeigte, sich mir bemerkbar gemacht hatte. Wem sieht man schneller in die Seele hinab, als

dem Sänger? Kurz, ich verſchenkte an dieſes liebe Kind ſo viel von meinem Herzen, als meine Frau entbehren konnte; ich fingirte allerhand Situationen, in welchen ich mich ihr dienſtbar erweiſen und überhaupt von der vortheilhafteſten Seite zeigen konnte, wofür ich mir dann von ihr manches Schmeichelhafte ſagen ließ. Dabei that ich aber keinen Schritt, dergleichen wirklich herbeizuführen.

Das Schickſal dieſes guten Kindes gieng mir zu Herzen, denn ſie, die augenſcheinlich vom weichſten Thon geſchaffen war, den je der Schöpfer zu einem weiblichen Weſen genommen, war einem kalten vornehmen Pinſel zugedacht. Der Reichthum dieſer ſchönen Seele ſollte nun, ſo wollte es die erbarmungsloſe Conventionswelt, an jenen Menſchen verſchwendet werden, der höchſtens mit ihren äußern Vorzügen in Geſellſchaft zu prunken wußte; zu Haus, wo der Gatte

der Gattin die eigentlichen Lebensfreuden bereiten soll, mochte er sie dann wohl, ihrer stillen Anmuth bald gewohnt und satt, mit den Albernheiten und Launen seines kleinen Geistes quälen.

Ich kannte den Mann von frühern Jahren her, ich konnte selbst Aufschlüsse über eine Epoche seines Lebens geben, die er sorgfältig im Dunkel hielt.

Dieses Frauenzimmer war nun auch von der heutigen Partie, und man hatte es auf mich, als einen erträglichen Bariton abgesehen, um mehrere vierstimmige Sachen vorzutragen.

Meine Frau wußte ihrerseits auch, warum sie sich erheiterte. Der artige junge S**, der sie einst nach seiner Gewohnheit, für jeden ihm näher kommenden Menschen das Gegenbild in den Göthischen Dichtungen zu suchen, mit Theresen in Wilhelm Meisters

Lehrjahren verglichen hatte, und dem sie wegen dieser Würdigung seitdem gut war, sollte sich ebenfalls angeschlossen haben. Meiner Achtung und Liebe war sie gewohnt, ich konnte ihr nicht verargen, wenn sie mitunter neue Bestätigung von außen suchte.

Wir erblicken endlich die Thürme des Städtchens, aus dem Winter-Nebel ragend; man richtet sich zurecht, innerlich ist man es schon, denn der erste Theil der Lustpartie ist glücklich überstanden, und aus der rothen Nase tritt das Blut allgemach wieder in die bleichen Lippen zurück. Der Schlitten hält vor einem wilden Thier, dem goldenen Bären, denn der Assessor hat vergessen, daß die Gesellschaft ein zahmes, den blauen Esel, zum Zusammentreffen gewählt hat. Die Wirthsstube empfängt die Erstarrten sehr frostig, denn an dem Kunstofen, den der spekulative Wirth vor wenigen Wochen hat setzen lassen, ist nichts holzsparend, als

die Einheizerin. Das anſtoßende Speiſezimmer war gleichſam als der dunſt-niederſchlagende Kühlhut an die Gaſtſtube angeſetzt. Die Wände troffen, wahrſcheinlich von den dampfenden Abendgäſten des vorigen Tages, wie eine italieniſche Grotte. Es war zu frühe zum Speiſen, zu ſpät, die Wunder des Städtchens zu beſichtigen. Die Geſellſchaft kam nicht.

O ſeliger Zuſtand des vergeblichen Harrens! wie äzeſt du alle Gedanken und Gefühle hinweg, und füllest die Seele mit ſtill wachſendem Grimm!

Endlich traten die täglichen-Gäſte der Table d'Hote ein; Offiziers, Particuliers, Offizianten ꝛc. Jedes Frauenzimmer ſieht außer den Männern wieder gern Frauenzimmer. Unſere Weiber fanden nur deren zwei an der Tafel, auf welche ſie aber ihre Augen wenig richteten, weil es eben nur ſie ſelbſt waren. Es hätte ſich bald ein ar-

tiges Gespräch eingeleitet, wobei letztere mit den jungen Helden in unterhaltende Conflikte zu kommen anfingen; aber der Assessor, der gern mit dem Angenehmen das Nützliche verband, zog das Gespräch an sich, und unterrichtete die Herren von dem Anliegen, das ihn unter andern heute hierher geführt; er war nämlich neben seiner Beisitzerstelle auch Kornjude, und wollte nun eine alte verschollene Foderung an das städtische Aerar für einige Namens desselben gemachte Armee-Lieferungen geltend machen. Alle die schwierigen Verhältnisse wurden durchgesprochen, und der Zustand wurde recht peinlich, denn der Beisitzer hatte die Unart, sich in seinen weitläufigen Erzählungen, wie in einem Garn zu verwickeln.

Ich machte mir das saure Geschäft, vor ihm her immer das verwirrte Gewebe zu lüften, ich trieb ihn mit den Augen, ja mit dem ganzen Oberleib in seiner Geschichte

vorwärts, und empfahl unausgesetzt Kürze; ich stand zuweilen selbst in die schon oft gehörte Erzählung ein, antizipirte die Hauptmomente, und überschlug wie ein pfiffiger junger Predigtleser so viel ich konnte, um den Schluß herbeizuführen; aber es verfieng nichts, er holte die Elisionen weitläufig nach, und arbeitete auf Vollständigkeit los, bis endlich das Gähnen, Pfeifen, Trommeln mit Fingern und Bestecken der ganzen Tafelrunde den Rhapsoden mitten in seiner Geschichte überfiel, und er verlegen und verdrießlich still schwieg.

Meine Sophie hatte sich auf eine wohlbesetzte Tafel gefreut, auf eine Reihe delikater Speisen, an welchen sie sich nicht schon vorher in der Küche satt gerochen hatte. So eckeln ja auch den Autor seine besten Erzeugnisse, z. B. Erzählungen an, wenn sie fertig sind, und der Geist will, wie der Leib, aus seinem eigenen Dunstkreis hinaus.

Die Captatio benevolentiae des Tisches für jeden Gourmand sind Suppe und Rindfleisch. Uns verschlug es wenig, daß sie nicht zu genießen waren. Einige Dreschers-Speisen, wie sie uns jeder Werktag schmackhafter bringt, ließen wir vorübergehen. Daß uns aus Meer, Fluß und Teich nichts zuschwamm, ärgerte uns, bis wir hörten, daß die Küchenordnung sich nach den Elementen richte, und daß heute die Reihe an der Luft sey, von und aus welcher wir zu leben hatten. Etliche Zugvögel eilten, als wären sie noch lebend statt gebraten, vom Norden der Tafel nach Süden, wurden aber, wie es zu gehen pflegt, auf dem Weg abgefangen, kaum ein Paar Flügel erreichten unsere Küsten. Einen Kapaun und einen welschen Hahn erkannten wir blos noch an ihren osteologischen Resten beim Abtragen, sie waren von den Klemmer-Ameisen neben uns rein skeletisirt worden. Den Nachtisch, der oft wie ein letzter Akt alles wieder gut macht,

hatten wir uns vorgenommen, für unsere harrenden Kleinen recht tüchtig zu plünpern. Er bestand aber blos aus einigen halbverbrannten Hippen, die wir gleich herkulanischen Manuscripten im Aufrollen zerbrachen und mit ihren eingebackenen Charakteren verschlangen.

Da sich die dickbesagte Gesellschaft weder sehen noch hören ließ, so war es dem Assessor apodiktisch gewiß, daß sie wegen irgend eines Hindernisses zu Haus geblieben sey. Ich dachte mit Sehnsucht an die schöne Sängerin, meine Sophie an ihren artigen Freund.

Der Nachmittag sollte nun mit einigen Surrogatfreuden ausgefüllt werden. Es war ein Kloster hier, in welchem sich eine musikalische Vesper vermuthen ließ. Diese konnte am besten den erlittenen Schaden wieder ausheilen, nur hatte ich mir vorgenommen, dem Assessor hinter irgend einen Kir-

chenpfeiler zu entrinnen, denn wenn ich auch den höheren Manufakturiſten in einer Mühle oder Lederwalk wohl neben mir leiden mochte, ſo mußte ich, von den Wellen der Tonkunſt umfloſſen, ihn wie einen Zitteraal fliehen, denn jedes ſeiner Worte wirkte als ein lähmender Schlag auf mich.

Die Hauptkirche war in gothiſchem Styl gebaut, und der Thurm mit ſeiner gleichſam oberirdiſch verſteinerten Baumwelt konnte beſtiegen und bewundert werden. Noch mehr, wenigſtens für die Frauen und den Beiſitzer, zu einer Dampfmaſchine hatte man, durch die Bekanntſchaft mit dem Oberaufſeher der Fabrik, freien Zutritt.

Wahre Zufälligkeiten waren es, welche alle dieſe ſchönen Plane zu Waſſer machten. In der Veſper ſangen, weil der Chorregent krank war, blos einige alte Weiber einen deutſchen Pſalm. Der gothiſche Thurm war ſo ſehr mit alten Krippen umbaut, daß wir

nirgend an ihm hinauf ſtaunen konnten. Ich machte, vor ſeinem Portal ſtehend, blos einige flüchtige Bemerkungen über optiſche Verkürzung. Als wir den Koloſſen endlich beſteigen wollten, fingen die Wächter oben auf dem Kranz an, den Schnee herunter zu ſchaufeln, den der Wind nun in die durchbrochene Schneckentreppe hineinjagte, durch welche die Schneeballen, wie die Würfel im gewundenen Glückshafen herabkollerten. Die Dampfmaſchine entſchädigte wenig; denn ach! — ſie war leider geſtern kurz vor Feyerabend durch Ungeſchicklichkeit ihres Einheizers, der ſich ſchlecht aufs Thermometer verſtand, zerplatzt; oder hatte ſie vielleicht, ergrimmt über die in der Fabrike herrſchende Sabbathſchänderei, dieſes Mittel ergriffen, um ſich bequeme Chriſtferien zu verſchaffen, während ſie dem Stadtbader und mehrern Profeſſioniſten durch die in gerechtem Zorne angerichtete Verheerung unruhige machte.

Der Faktor wollte eben anfangen, fragmentarisch die Maschinen-Fragmente zu erklären, er hielt gerade eine Schraube ohne Ende in der Haud, da nahm ihn der Beisitzer als Hörer einer Familiengeschichte ohne Ende in Beschlag, und ritt sie, wie ein reitstetisches Pferd, das nicht von der Stelle will. Wir bläuten allesammt ungeduldig darauf zu, und so hatte endlich die Quälerei ein Ende. Wir empfahlen uns, ehe er wieder einen seiner Lieblingsgäule bestieg, und versprachen, zu gelegenerer Zeit wieder zu kommen.

So kam der Abend herbei, und mit ihm ein lauer Wind, der, was die Mittagssonne vorbereitet hatte, nun vollendete. Durch das Spalier rinnender Dachtraufen gingen wir dem Gasthofe zu. Der Wirth hatte unterdessen seine Kreide, als wär's eine Feder, gespalten, und — mehr unsere Erwartung, als seine Erfüllung taxirend — mit

schönen Doppelzügen die Rechnung gemacht. Wir setzten uns ein, und fuhren über das seufzende Pflaster. Der Kutscher, der sich auf unsere Kosten etwas betrunken hatte, kam auf dem Fahrwasser der Straße wenig zurecht, auf die Seite ausbeugend, legte er das Fahrzeug sakkt in den beschneiten Chaussegraben, aus welchem wir unsere beiden Marien zum Schnee (auf dem Rigi ist die dritte) heraushoben. Endlich war schlechterdings nicht mehr fortzukommen, denn der Rennschlitten knarrte und kreischte auf dem Straßeneis, wie eine Marmorsäge. Wir mußten zu Fuß gehen. Ich führte die Assessorin in dem Kanal mit Grazie, und war, innerlich fluchend, äußerlich spaßhaft und galant, doch accentuirte ich, gegen meine Frau zurückgewendet, das Wort „Lustpartie" einigemal etwas stark. Wir wateten den Berg hinab. Es fing an zu regnen, da hörten wir durch die Nacht Fuhrwerke hinter uns herschellen. Es war die verfehlte

Gesellschaft. Vor Lachen konnten sie uns kaum höflich bedauern. „Wurde denn, Herr Assessor! gestern nicht deutlich der blaue Esel genannt?“ sagte einer der Herren.

„Ei der blaue T**! ich verstand den schwarzen Bären, nun ja, ihr habt uns einen rechten aufgebunden!“ entgegnete der Beisitzer.

Wir wurden nun berichtet, daß ihre Abfahrt von Hause dadurch sich verspätet hatte, daß einem Gesellschaftsmitgliede seine Laubfrösche mit Bestimmtheit von Thauwetter zudeklamirt, worein auch die Grundeln eines andern durch mimische Darstellungen eingestimmt hatten, so daß man eiligst übereingekommen war, bedeckte Chaisen zu nehmen, aus welchen sie nun behaglich auf uns herabsahen.

Wir vier Triefende wurden nun in die Fuhrwerke eingeschaltet; eine Art Wahlan-

ziehung lenkte den Akt. Sophie kam neben ihren Freund zu sitzen, ich in der andern Chaise neben die schöne Sängerin. Bald leitete sich, da ich gleichsam als angefeuchteter Filz zwischen trockne Silberplatten geschoben war, ein galvanischer Prozeß ein. Es war mir von Herzen wohl, so nahe bei ihr; ich berührte ihre Hand, ich fühlte ihren Odem, ich genoß in vollem Maß die holde Nähe dieses herrlichen Wesens. Sie wandte sich um so mehr an mich, als ihr Gefährte (nicht ihr ungeliebter Geliebter, denn dieser war auf Reisen) sie bisher blos mit Bonbons, dem Witz des Zuckerbäckers, und mit den Bon Mots seiner eigenen Zuckerbäckerei unterhalten hatte; und was sie zurückhielt, entzückte mich noch mehr, als was sie sagte.

Im letzten Dorfe war ein guter Gasthof. Es ging wie ein Lauffeuer an den Chaisen hin, daß man hier Halt machen wollte. Ich

führte das ſanfte Weſen in das beleuchtete Zimmer, eine holde Röthe auf ihrem Geſicht, als wir uns hier Aug in Auge ſahen, ſagte mir, daß ich eine köſtliche Freundin erworben habe.

Der Wirth mußte die älteſten Editionen ſeiner Weine auftiſchen, man wurde aufs heiterſte geſtimmt, die Muſikblätter kamen hervor, und auserleſener Geſang entſtrömte den Kehlen der äſthetiſchen Quadrupel-Allianz. Ich ließ alle Kräfte meines Gemüths los, es war mir ſelbſt neu, daß ich es in dem Grade vermochte, ich fühlte, daß der Sänger in jedem Ton den reinſten Ertrag ſeines ganzen bisherigen Lebens gibt. In einem Duett, das meine Freundin und ich verſuchten — ſein Text ſprach das ſich Offenbaren bisher verhehlter reiner Zuneigung rührend aus — ſang ſich das gute Kind in eine tiefe Empfindung hinein, die dargeſtellten Gefühle wurden zu wahren, der Schmerz

über ein Verhältniß, das ihrem Herzen weh that, und Vertrauen zu mir als Freund und Berather sang aus ihrem Liede.

Ich erhaschte einen Augenblick, wo ich ihr eröffnete, daß ich ihren Bräutigam von früheren Jahren her kenne. Sie wollte mir etwas erwiedern, aber die Gesellschaft wurde jetzt lauter, sie rief uns zu der gemeinsamen Lust, sie ließ hoch leben die Dichter, die Tonsetzer, die Sänger, Liebe und Freundschaft, Wein und Freude und alles Schöne auf der Welt. Endlich brach man auf. Meine Sophie drängte sich an mich: „Nun, lieber Alter! du bist ja ganz selig, du sangst zum Zerschmelzen.“

„Ich sang das Glück der Freundschaft; erwiederte ich, und ich meinte auch unter andern dich und deinen artigen Freund, Liebe! — Es gab heute wieder reichen Stoff zu Vergleichungen. Aus welchem seiner Lieblingswerke er sie wohl genommen haben mag?

„Aus Göthe's Wahlverwandschaften dießmal, sagte sie mit satyrischem Lächeln. Du wirst sie treffend finden. Du bist Eduard. Nach Ottilien, dem Augentrost der Männer, dürfen wir gar nicht fragen."

Ich wollte das Unpassende dieser Parallele zeigen, aber die Kutscher knallten, die Pferde stampften, und wir eilten davon.

An ihrer Treppe hielt mich meine Holde bei der Hand. „Ich fühle ein unbegränztes Vertrauen zu Ihnen, sagte sie; zwei kurze Worte fassen viel Mißgeschick; ich soll lieben, was ich nicht lieben kann, so will es meine Familie. Das Nähere sollen Sie erfahren, vielleicht können Sie mir helfen."

„Wie glücklich wäre ich, wenn ich es könnte, sagte ich warm, und doch vielleicht kann ich es. Zwar ist es nicht immer rathsam, sich in Familien-Angelegenheiten zu mischen. Der Fremde weiß selten, wie in Begriffen verhärtet die Charaktere, wie

nothwendig und despotisch die Verhältnisse, wie geheiligt die Gewohnheiten und Gebräuche sind. Er stört diese Einrichtungen durch sein Zwischentreten, aber er bessert selten, verschlimmert oft Jedoch ich kann den Gedanken kaum ertragen, daß Ihnen, theure Seele! das Ehe-Rosenband zum Stachelgürtel werden soll. Ich glaube in meinen Eröffnungen sicher zu gehen, und gewiß werden ihre Verwandten selbst zurücktreten, wenn sie das wohlgetroffene Portrait des Bewußten erhalten."

Sie dankte mir innig, und sagte mit einem sanften Druck der Hand „gute Nacht!" Ich küßte diese brünstig genug, weil ich zu spät bemerkte, daß im nämlichen Moment meine Frau vorüberfuhr, und, mit dem Finger drohend, heraus grüßte.

So endigte dieser Tag. Von dem Schicksal der schönen Sängerin vielleicht nächstens mehr."

Kleinigkeiten.

Jeder Menſch hat gewiſſermaßen alle vier Temperamente in ſich. Gegen die Freunde wendet er die ſanguiniſche Seite, gegen die Angehörigen und Untergebenen die choleriſche, gegen ſeine Obern die phlegmatiſche und gegen ſich ſelbſt die melancholiſche.

Es weht in jeder Sphäre ein gewiſſer Geiſt, den wir gewöhnlich beim erſten Annähern ſogleich herausahnen.

Wir ziehen in ein fremdes Land, wir kommen in eine andere Stadt zu wohnen, wir treten einen neuen Beruf an, wir ſollen mit einer gewiſſen Perſon Verbindungen anknüpfen, wir werden in einen Zirkel eingeführt. Mit Blitzesſchnelle ahnden wir, ob unſer Leben ſich in dieſen Sphären erweitern, heiter fortentfalten, oder ſich verengen und ſtocken werde. Es iſt die Phyſio-

gnomie des Ganzen, die uns befreundet anspricht, oder vor welcher wir scheu zurücktreten.

Jeder heitere Morgen ist ein Frühling. Frühe aufstehen ist demnach eine wahre Frühlingsverlängerung.

Langeweile, mit den ihr verwandten Zuständen, bezeichnet sich durch eine Leere der Seele an größern Lebensgestalten.

Jede große Gestalt bewirkt ein ruhiges Erweitern des Gemüths. Mit der kleinsten Bewegung und Entfaltung des nahen Gegenstandes ist schon eine große in die Seele gesetzt, und Interesse, Lust und Schmerz wechseln wohlthätig. Kleine Gestalten und Beziehungen lassen das Herz kalt, und der Langenweile können Milchstraßen zusammenfließen und Sonnensysteme durch einander stürzen, ohne daß ihr Theilnahme entsteht.

Nichts wird gewöhnlich mehr unterſtützt, als eine löbliche, ich möchte ſagen, zeitungsfähige Abſicht, ein Beſtreben, welches die bereits aufgehäuften Maſſen mit einer neuen zu vermehren verſpricht, und etwas zu reden gibt.

Sollte je dereinſt einem Sterblichen vergönnt ſeyn, in die Sterne zu dringen, ſo iſt es gewiß ein Gelehrter, der ſich legitimirt, daß er ſie geometriſch ausmeſſen, oder mineralogiſch-botaniſch unterſuchen wolle.

Auch hienieden paſſirt man die Städte mit auflugenden Thorſchreibern am ungehindertſten, wenn man zu einem beſtimmten Zwecke reist. Man lege es auf eine Sammlung von Mißgeburten, auf ein Kupferwerk über die verſchiedenen Formen der menſchlichen Naſen an, und man wird allen Vorſchub erhalten.

Wer blos umherziehen wollte, um vieler Menſchen Städte und Sitten zu ſehen, um

die Welt — um ſich ſelbſt im Spiegel der Welt kennen zu lernen, dem würde es ſchon ſchwer fallen, einen Reiſepaß zu erhalten.

In Geſellſchaft triumphirt derjenige, der das Wort zu nennen weiß, über den, der die Sache inne hat. Kein Beſitzer des Wortes braucht ſich lange zur Sache zu legitimiren, wem aber das Wort fehlt, dem glaubt keine Seele, daß er demungeachtet die Sache verſtehen könne. Die Möglichkeit des Redens verhält ſich gegen die des Ausübens vielleicht wie Hundert zu Eins.

Redend kann ich leicht ein fremdes Weſen heucheln, und andere ſo täuſchen, daß ſie den Schwerpunkt meines Lebens durchaus anderswo ſuchen, als wo er wirklich liegt. Als handelnd muß ich mein Selbſt dergeſtalt aufbieten, daß mein Mittelpunkt leicht zu errathen ſteht.

Redend kann ich mit geborgtem Gut, mit dem Erwerb von geſtern prunken, handelnd

muß ich gewöhnlich den meines Lebens daranſetzen. Redend gleiche ich einem Theaterkönig, handelnd einem wirklichen.

•

Nichts trägt ſchnellere und größere Zinſen, als eine gewiſſe tägliche Selbſtüberwindung.

Jeder Tag lagert einiges Läſtige vor uns hin, das, wenn wir uns nicht alsbald zum Wegräumen entſchließen, als ein verworrener Wuſt von Dingen uns überwächſt, und unſer klares Daſeyn trübt. Eben ſo lockt es uns auch täglich in einige Extravaganzen hinein, welchen auszuweichen belohnend iſt.

Trägheit in Behandlung der Lebens-Retardaten und Leichtſinn im Vorgen von der Zukunft haben ſchon oft das ſchönſte Daſeyn zerrüttet.

•

Gewiſſe Menſchen laſſen in allen Sphären nur das Höchſte für ein Großes gelten, damit es ſich kein untergeordneter Geiſt ge-

lüſten laſſe, auch nur von Ferne das Große erreichen zu wollen. Ihnen gibt es nur drei Klaſſiker, Maler, Helden, Geſchichtſchreiber, Dichter ꝛc.

In ſolcher Entfernung von dem Gipfel kann dann gar keine ihnen wehethuende Vergleichung zwiſchen andern Anſtrebenden und ihnen Statt finden. Wollte jemand meinen, der Durchmeſſer ſeiner Bahn könnte größer ſeyn, als der ihrige, ſo erwiedern ſie, daß wohl beide bei den Fixſternen keine Parallaxe geben dürften.

Vor dem Streben, Verlangen, der Sehnſucht und Hoffnung ſteht der Gegenſtand als ein Idealeß, in einem Nimbus von unendlichen, möglichen Beziehungen, zugleich Individuum und Gattung. Der Genuß verzehrt das Objekt als ein Beſtimmtes, Einzelnes, und proſaiſirt es alſo aufs höchſte. Es tritt in die Reihe der alltäglichen Dinge, es geht darin als ein Atom unter, das

ſchöne phantaſtiſche Bild verſchwindet, der Einverleibungs-Prozeß hat ſein Ende erreicht.

•

Wer ſtets auf Einem Standpunkte ſpricht, z. B. ſtets nur Worte des Verſtandes, der wird uns bald langweilig, endlich unausſtehlich. Der Gemüthvolle wechſelt, wie es die Sache gibt, den verſtändigen, vernünftigen, religiöſen Standpunkt.

•

Wie anders affizirt uns das nämliche Ding im Leben, wenn es in den einſpringenden Winkel der Schwäche, der Noth, der Verlegenheit, der Laune zum hofmeiſtern, der grämlichen Verbeſſerungsſucht — oder in den ausſpringenden der Entwicklung, der Lebensluſt, der Thatkräftigkeit, des Seelenfriedens fällt?

Ueberhaupt bauen wir aus den nämlichen Steinen Luftſchlöſſer, Opern- und Ballſäle, Sternwarten und — Zuchthäuſer, Folter-

keller, Bastillen, je nachdem wir gerade Bauriſſe in unſerer Seele tragen.

Charade.

Zwey Aermchen weich ums Knie ſich bittend ſchlingen,
Ein zarter Mund ruft mit zwey Silben mir.

Ich ſelbſt, mit Millionen, rufe täglich
Sie im Gebet dem Unbekannten zu,
Den mich ein heilig Buch, den mich mein Herz,
Mein Leben ſo vertrauend nennen heißt.

Auf ſchwanker Spitze ſpäht ein Falkenauge,
Hinaus, wo endlos ſich die Woge dehnt.
Es harret lang, — nun ruft es laut die Dritte,
Herab aufs rühr'ge Volk im engen Haus.
Vom Jubel wiederhallts, und all vergeſſen,
Iſt Hunger, Durſt und viel vergoßner Schweiß.

Das Ganze, ha! Du fandſt es ſchon, mir ſagt es
Dein glänzend Aug, mir ſagts dein Händedruck.
Aus ferner kalter Fremde rief es dich
Zu ſeinem warmen Herde einſt zurück.
Du lebſt, du wirkſt dafür, du ſprichſt im Rathe
Dein kräftig Wort, furchtlos; du ſchirmſt es fechtend,
Wenn des Tyrannen Wuth es hart bedrängt.
Es lebe hoch, es daure, blühe, wachſe —
Das Höchſte uns, nebſt Gott und unſern Lieben.

Freundschaft und Liebe.

La Brüyere sagt: „Wie viel Geist, Herzensgüte und Anhänglichkeit, wie viel geleistete Dienste und Gefälligkeiten gehören bei Freunden dazu, um in mehrern Jahren viel weniger zu Stande zu bringen, als oft ein schönes Gesicht in einem Augenblick bewirkt."

Diese Antithese hat, wie so manche, viel Blendendes, und scheint der Kraft und Gewalt der Liebe auf Kosten der Freundschaft ein, wiewohl etwas zweideutiges, Lob zu ertheilen.

Es sey mir erlaubt, über den verschiedenen Charakter dieser beiden schon so viel besprochenen Erscheinungen einige verlorne Gedanken vorzubringen.

Oft entsteht die Liebe nur nach ziemlich langem Umgang, und wird erst dann wahre

Leidenſchaft, wenn ihre Feinde Entbehrung, Trennung, Rivaliſirung ſich dazwiſchen drängen wollen. Andrerſeits ſchließen ſich auch mitunter Freundſchaften ſchnell, und beginnen nicht ſelten ſogleich mit Opfern.

Es iſt jedoch begreiflich, warum im Allgemeinen Liebe gewaltiger in ihrem Entwickelungsprozeß iſt, als Freundſchaft.

Es ſind Schönheit, Anmuth, der Zauber des Eindrucks, die dieſe Leidenſchaft einleiten; es ſind Wunſch, Verlangen, Sehnſucht, die ſie nähren; es iſt beſonders bei früher Liebe das Heimliche, das Verbotene, und das Geheimnißvolle der Geſchlechtstrennung, was ſie ſchärft.

Freundſchaft entſteht nicht durch die Macht des Eindrucks, ſie beruht auf Umgang, auf der Ahnung des Verſtandes von der Verwandſchaft der gegenſeitigen Tendenzen.

Zwei Herzen, welche die Liebe ergreift, ſind über ihren Zweck (wenn man das ahnungsreiche Verlangen ſo nennen will), in einem Moment eins. Sie wollen ſich die Welt ſeyn, ſie wollen die Welt über ihrer Liebe vergeſſen. Erſt ſpäter zeigt ſich oft, daß die Liebenden doch ſchlechte Freunde ſind, weil ſie das Leben durchaus nicht auf die gleiche Weiſe bearbeiten, und die eiligſt entſtandene Liebe zeigt ſich als eine voreilig geſchloſſene Freundſchaft.

Freunde dagegen, weit entfernt, ſich gegenſeitig die Welt zu ſeyn, wollen vielmehr Welt und Leben durch gemeinſame Thätigkeit ſich zueignen, oder kämpfend beſiegen. Liebe iſt Leben und Seyn. Freundſchaft iſt Streben und Werden.

Liebende werden ſich gegenſeitig die größten Geſtalten, und das iſt gerade die Wonne des Liebenden, wenn er fühlt, in welch überſchwänglicher Größe ſein Bild vor der

Seele des Geliebten ſteht; ja unſere Liebe wendet ſich ihrer Natur nach an dasjenige Herz, dem wir nach und nach in der größten und würdigſten Geſtalt zu erſcheinen hoffen dürfen, ſo wie ſich dann auch bei uns das Bild der Geliebten mit jedem Tage in wachſender Größe und Nähe darſtellt.

Freunde denken bei einander ans Leben, und jeder gilt dem andern, was er ihm als ein kräftiger Ringer gelten kann. Jünglinge fühlen das Bedürfniß der Freundſchaft am lebendigſten, weil ſie viel von dem Leben hoffen und verlangen, von ihm den würdigſten Begriff haben, und es herrlich auszufüllen wünſchen. Jugendfreunde ſind und bleiben darum die innigſten, weil ſie ſich gegenſeitig in ihre Jugend, in ihr tiefſtes Weſen, in ihre Grundanſicht der Welt hinab begreifen. Dem Jugendfreunde klar in der höchſten Sprach- und Thatkürze, müſſen wir jedem andern einen breiten Kommentar zum Verſtändniß mitgeben.

Freunde integriren ſich gegenſeitig, und wo nicht, ſo beweißt dieß, daß noch einer oder mehrere zum Freundſchaftsbunde fehlen, daher gehören zuweilen mehr als zwei Freunde zuſammen; aber zwei Liebende ſchließen den Zirkel vollſtändig.

Die Liebe bringt freilich oft am erſten Tage größere Opfer, als die Freundſchaft nach dem erſten Jahre, aber ein Blick der Gegenliebe ſcheint auch jedes Opfers werth. Freundſchaft hindert die Opfer; der Freund will nicht der Güte und Gnade leben, er will ſich ſelbſt ſein Leben verdienen; daher gewöhnlich die guten Freunde, um in ihrem gegenſeitigen Streben nicht durch Rückſichten geſtört zu werden, die Erdengüter unter ſich auf einen trocknen Preis ſetzen. Liebende ſchenken und nehmen, der Liebende glaubt es doppelt zu beſitzen, wenn die Geliebte es hat. Freunde ſchenken in der Regel nicht; es weiß jeder nach ſeiner Weiſe fertig zu

werden, und was für den einen Werth hat, kann der andere nicht wohl annehmen; er bringt ihn ja um ein Inſtrument, um eine Waffe, zu Beherrſchung des Lebens; auf jeden Fall ſucht er ihm Erſatz dagegen zu geben. Sie ſchwören ſtets zum Recht, denn wegen des Rechts ſchließen ſie Freundſchaft.

Die Opfer der Liebe ſind augenſcheinlich von ganz anderer Art. Sie haben eigentlich im Einzelnen keinen Preis, denn der Liebende gibt ja ohnedies ſich ganz. Die der Freundſchaft ſind eher zu taxiren, denn ſie geben Theile des Lebens hin, welches jeder in ſeiner Integrität beſitzen wollte. Der Liebende gibt ſich als Allodium, um ſich von dem Thron der Gebieterin wieder als Lehen zu erhalten. Der Freund opfert dem Freunde aus dem Verband ſeiner Güter ein Stück, um welches er nun wirklich ärmer iſt, wenn er auch mit Freuden den andern darum reicher weiß.

Das größte Opfer, das der Freund dem Freunde bringt, iſt, wenn er auf ſeine Liebe verzichtet, denn es iſt ſehr hart, ohne Liebe zu leben. Opfert der Liebende der Geliebten ſein Leben, ſo ſtirbt er ſelig in Liebe. Gibt der Freund für den Freund ſein Leben hin, dann hat er gethan, worin ihn kein Liebender erreicht.

Einfälle.

Es mit der Gemeinheit nicht verderben wollen, iſt das nächſte Mittel — gemein zu werden.

Niemand iſt mir fürchterlicher, als wer eine Abſicht mit mir hat.

Eine reiche Zukunft macht genügſam in der Gegenwart.

Wenn Zwei einen Dritten beobachten, ſo erſcheint er ihnen leicht lächerlich.

*

Man iſt auf ſeinem Studierzimmer viel weiter von Weib und Kind entfernt, als auf einer Reiſe.

*

So behaglich die Begränzung, ſo unbehaglich iſt die Beſchränkung.

*

In deinen Abſichten ſey geſchmeidig, in deinen Zwecken — feſt.

*

Man lügt oft nur deswegen, weil die Leute durch die nackte Wahrheit nicht zu dem gehörigen Erſtaunen zu bringen ſind.

*

Eigenwille beweißt Stärke; Eigenſinn — Schwäche. Der Eigenſinnige beharrt hartnäckig auf dem Einen, weil er zu ſchwach iſt, etwas anderes zu wollen.

Die Terne.

„Mein Vater (ſo begann unſerer heiterer Nachbar W**, als in unſerm Abendkränzchen die Reihe des Erzählens an ihn kam) — mein Vater war ein Leineweber in einer kleinen Reichsſtadt. Er hatte neun lebendige Kinder, alle ſo geſund, daß er kaum das Eſſen aufzutreiben vermochte. Er wirkte emſig auf ſeinem Stuhle, der Hahn krähte in ſein frühes, der Nachtwächter ſang in ſein ſpätes Tagewerk hinein; er konnte aber doch auf keinen grünen Zweig kommen. Ich ſah meine Mutter oft in Thränen, weil kein Geld im Haus war, und wenn mein Vater die Hände in die Taſchen ſteckte, ſo hatte er, wie jener in dem Lichtenbergiſchen Kupfer, wirklich oft nichts darin, als eben die Hände.

Der letzte Groſchen, der ſich in irgend einer Falte etwa noch verſteckt hatte, wurde

dann auf ein Gericht Kartoffeln verwendet. Die moderne Kochkunst, die aus diesem Manna der Armen dreißig Gerichte, ja selbst den Tischwein bereitet, war der Mutter allerdings so weit von Nutzen, daß sie uns eines davon auftafeln konnte, nämlich die trocknen Kartoffeln. Die übrigen Gerichte genossen wir eingeschachtelt mit.

Es war damals in dem Städtchen die Lottowuth, das heißt, die Wuth, ganze Kapitalien als Speckseiten nach der Wurst eines Auszugs oder einer Ambe zu werfen, eingerissen, und auch mein Vater machte öfters kleine Versuche, durch Hülfe einiger Groschen und eines Traumes ein Millionär zu werden. Für eine Hoffnung etwas zu wagen hatte immer viel Reiz für ihn gehabt, und wenn er aus des Kollekteurs Thüre heraustrat, so war ihm, als hätte er eine brennende Lunte vor ein Lustfeuerwerk hingelegt, das nun möglicher Weise schnell

losgehen, und ihn mit den herrlichsten Feuerrädern, Lichtkugeln, Pfauenschwänzen, brillantirten Namen und Vivats erfreuen könnte; denn es bestätigte sich an ihm die Bemerkung, daß Leute von sitzender Lebensart, besonders wenn sie an abgesonderten düstern Orten arbeiten, an Phantasie alle diejenigen übertreffen, die immer an dem prosaischen Tageslichte sind. Jenen wird ihr dunkler Ort zu einer Camera obscura, die sie mit den schönsten Figuren erfüllen.

Ueber eine magere Ambe zog er indessen nie, und die Glücksgöttin machte sich eine Freude daraus, ihm keine zu machen. Ihr Lottorad war sein Ixionsrad und seine Trillmaschine. Als sie ihre Laune beharrlich fortsetzte, geschah es, daß mein Vater die Küchenschränke zu lüften, und die großen runden Zinnteller in kleine runde Kopfstücke umzusetzen anfing. Wie die Mutter dahinter kam, so erhob sie unendliches Jammern, und

es fehlte nicht viel, so hätte sie eines der übrig gebliebenen, das sie wie einen Diskus in der Hand schwang, in gerechtem Zorn dem frevelnden Gatten nachgeworfen.

Er wollte nun sogar Hand an die Betten legen, indem er der Mutter vorstellte, es sey um einige harte Wochen zu thun, so schaffe er ihr vermittelst einer lampigen Quaterne, der er sehr nahe auf der Spur sey, statt ihrer schwerfälligen, lauter Grahamsbetten von Eiderdunen.

Es ist aber bekannt, daß dieser Artikel bei den Weibern eben so ungern heraus will, als sie aus ihm. Sie rief die Verwandten zu Hülfe, und er mußte abstehen.

Unter den leztern war ein Mann, der schon artige Reisen gemacht, und sich von allem fleißig unterrichtet hatte, was sich in seinem Horizonte bewegte. So war er mehrmals bei den Lotterieziehungen in Bayreuth zugegen gewesen, und hatte im Gasthof die

flüchtige Bekanntschaft einiger Mitglieder der Lottokommission gemacht. Dieser rieth meinem Vater, zu dem Feind überzugehen, und Kollekteur zu werden. Er wolle selbst bei seiner demnächst vorzunehmenden Reise nach Bayreuth für seine Anstellung als solcher Sorge tragen.

Die Sache war bald eingeleitet, und ich wurde Rechnungsführer dabei gegen ein Blattgeld, das mir nicht nur erlaubte, mit meinen Kameraden Samstags den Obstmarkt zu besuchen, sondern selbst zu einer Vogelflinte, dem höchsten Ziel meiner Wünsche, zusammenzusparen.

Mein Vater, der stets unterirdisch beschäftigt war, und den Tag über selten aus seinen Katakomben herauskam, auch übrigens mehr Berg- und Grubenmann vom Leder als von der Feder war, ließ mich gewähren, verlangte zuweilen die Bilance, und freute sich, daß ich oberirdisch in einem so vornehmen und einträglichen genre für ihn

thätig war. Er hielt überhaupt viel auf Schein und Ehre, und seine Eier hatten, wie man sagt, alle zwei Dotter.

Meine Aeltern standen ziemlich gut bei diesem Geschäfte. Das eingeschmelzte Küchengeschirr wurde wieder angeschafft, und zu dem Morgenkaffee kam von Woche zu Woche weniger Surrogat

Nach einiger Zeit gab ein Umstand der Sache eine noch günstigere Wendung. Es waren nämlich an einem Posttage, wo wahrscheinlich der Traumgott die Nacht zuvor einen besonders feierlichen Umgang genommen hatte, soviel Kompetenten zum großen Loos in unser Haus gekommen, daß ich kaum fertig wurde, und als ich mit meinem Pakete zur Post kam, dieselbe schon geschlossen fand.

Meine Aeltern waren hierbei sehr betroffen; meinem Vater, der gern etwas wagte, und durch Zurückgabe der Einsätze an

seinem Kollekteursnamen zu leiden befürchtete, kam der Gedanke: die Sache heimlich zu halten, und diesmal selbst einen Glücksgott zu spielen.

Nie habe ich diesen guten Mann mehr beten und weniger pfeifen hören, als in dieser kritischen Woche. Endlich erschien der verhängnißvolle Brief mit den fünf Nummern. Die Einsatzregister wurden von sechs Augen mit Blitzesschnelle durchlaufen, und als blos einige Auszüge und eine schwach besetzte Ambe sich als Treffer zeigten, so standen sie voll heißer Thränen. Ein lang gezogenes Ah! — machte dem verhaltenen Odem Luft.

Wie gern bezahlte mein Vater die Gewinnste! Er hatte ja den größten dabei gezogen.

Dieser Vorfall hatte die natürliche Folge, daß das Wagestück öfter versucht wurde, ja daß endlich mein Vater, indem er sämmt-

liche Einsätze einsteckte, Fortunen die Fahne aus den Händen wand, und sie über die Spieler hin und her schwang, wobei er aber doch, echt antik, dem Fatum des großen Lotto selbst unterthan blieb.

Wegen einfältiger Auszüge und Amben machte man kein saures Gesicht mehr. Nur ein Gedanke war es, der gleich einer Gewitterwolke in den heitern Himmel ihres leichten Erwerbs drohend herein hing. „Terne" hieß das Donnerwort, mit welchem sie sich oft, wie mit einem Trident oder einem dreischneidigen Dolch gegenseitig aufschreckten. „Nur keine Terne!" war ihr täglicher Seufzer, und ihr nächtliches Gebet.

Um diese Zeit kam zuweilen eine angesehene Nachbarin, die Frau eines wohlhabenden Spezerei-Händlers mit ihrer hübschen Tochter in unser Häuschen, und brachte ihr Nadelgeld, auch wohl, was in den Ecken des Geldschiebers sich verkrochen hatte, um

bei uns Aktien, nicht etwa auf den Missisippihandel, aber doch auf eben so gut fundirte Hoffnungen, zu holen.

Vier Partheien waren es, welche bei diesen Besuchen gewannen; meine Aeltern die artigen Einsätze der Frau Nachbarin; diese die reizenden Erwartungen mit spärlichen Erfüllungen, wobei, wie es nach Kant seyn soll, das Beste, nämlich ein großer Treffer, im Prospekt blieb; ich, weil ich in die schöne stille Leonore verliebt werden durfte, und sie, weil ihr meine bescheidene Anbetung wohl that. Es waren die Erstlingsopfer, die ihr dargebracht wurden; sie war eben erst Jungfrau geworden; sie hatte sich, wie jedes Kind, bisher nie außer Verbindung mit ihren Geschwistern oder Gespielinnen gedacht; das Gefühl war ihr noch neu, sich dem Blick eines männlichen Wesens gegenüber als Mädchen zu finden. So oft sie bei uns erschien, war mir, als verbreite sich

ein milder Schimmer in unſerer Stube und in meiner Seele; es that mir wehe, daß ſie mit ihrer Mutter durch unſere Finanzoperation, wo nicht betrogen, doch hinters Licht geführt wurde.

An einem Abend trat Leonore allein in unſer Zimmer, ihre Mutter wurde durch eine kleine Unpäßlichkeit zu Hauſe gehalten. Sie fing mit ihrem Silberſtimmchen an von dem ſchönen Traume zu erzählen, den ſie geſtern Nacht gehabt habe. Die Leſewelt, die ſelbſt täglich träumt, und überdies ſeit einigen Jahren viele gemachte Träume zu leſen erhält, erläßt mir das Detail deſſelben. Das Weſentliche davon war, daß ihr drei Engel erſchienen, jeder legte ihr eine Roſe in den Schoß und hieß ſie die Blätter zählen. Die erſte Roſe hatte zehn, die zweite zwanzig, die dritte dreißig derſelben. Als die Engel freundlich nickend verſchwunden waren, ſah ſie nach den Blättern in ih-

rer Schürze, es klimperte, jedes Blättchen war ein Goldstück geworden.

Leonore zog nun ihr Beutelchen hervor, und setzte auf Geheiß ihrer Mutter, welcher so ein Wink des Traumgottes nicht umsonst gegeben wurde, etwas Erkleckliches auf die drei erwähnten Nummern.

Meine Aeltern machten sich, seitdem sie selbst gleichsam Verwalter dieser Geheimnisse waren, wenig aus Träumen und ihrer Bedeutung. So wie zwei Auguren stets lachten, wenn sie einander begegneten, wie in dem heiligen Rom die größte Frivolität herrscht, so ist überhaupt nirgend weniger Aberglauben, als da, wohin sich dieser richtet. — Die Sache war bald vergessen.

Eines Abends kam ich von einem öffentlichen Vergnügungsplatze zurück, und weidete mich in meiner rosenfarbnen Laune gerade an dem Gedanken, wie wohl es mir und den Meinigen auf dieser schönen Erde

doch gehe, als ich beim Eintritt in unser kleines Häuschen die Mutter oben in der Küche laut weinen hörte. Ich gieng hinein, und fragte, was vorgefallen sey. „Um Gottes Willen, Friedrich, eine Terne!“ sagte ganz zerknirscht die Mutter.

Dieses Wort fuhr in den Himmel meiner Seele wie ein schrecklicher Komet, welcher den furchtbaren Schweif einer Reihe qualvoller Tage als Trauerschleppe nachzog. Ich dachte sogleich an das Rosen-Trio Leonorens; und — es war nicht anders, die Nummern 10, 20, 30 waren in der letzten Bayreuther Ziehung herausgekommen, und die Engel hattens richtig errathen. Wie bluteten meine Aeltern von den Dornenstichen dieser drei mystischen Rosen!

Guter Rath war jetzt theuer. Keiner der Anverwandten wußte von des Vaters fürchterlich keckem Volteschlagen mit den Lottokarten. Dieser Leute dürftige Spekulation

lief auf enger Bahn deſto ſichererm Erwerb entgegen. Die Mittelmäßigkeit ihrer Gaben wurde für ſie eine goldene; — die gewöhnliche Erſcheinung im Lehr- und Nährſtand. Hatten ſie daher früher, wenn ſie ein Paar Gulden zu ſchreienden Bedürfniſſen herleihen ſollten, grämliche Geſichter und verdrießliche Anmerkungen gemacht, ſo daß die Mutter von ſolchen Leidensgängen mit ſieben Schwertern im Buſen zurückkam, was hätten ſie jetzt zu zweihundert Thalern geſagt, welche nöthig waren, um die Unglücksgeſchichte zu verhüllen?

Soviel war klar, daß die Sache der Handelsfrau auf irgend eine Weiſe mußte beigebracht werden. Der Deckel war je eher je lieber von dem ſchönen Glückshafen zu thun, aus welchem ſie ihre Terne gezogen hatte. Ich mußte die Hauptrolle bei dieſem böſen Spiel übernehmen.

Mit einbrechender Nacht ſtrich ich an dem Spezereiladen vorüber; kaum erblickte ich Leonoren allein, ſo trat ich ein, kaufte zum Schein etwas bittere Mandeln, und flüſterte ihr zu: ich hätte etwas Wichtiges mit ihr zu reden. Sie verſprach, die Ausrede des Beſuchs einer Freundin nehmen zu wollen; die Politik und das liebende Herz hatten ſich in mir noch nicht lange auf der Straße geſtritten, als ſie ſchon an meiner Seite war.

Jünglinge und Mädchen, noch halb in den Kinderſchuhen, ſind geborne Tugendhelden, und wie ihnen alles Böſe nur ein ſymboliſches und blos in der Phantaſiewelt zu Hauſe iſt, in der wirklichen aber die Aeltern die Chorführer lauter guter Menſchen ſind, ſo bieten ſie auch zu Lug und Trug ungern die Hand. Wie ſchwer wurde mir alſo die Lüge, daß zwar die drei Roſen-Nummern eine Terne gewonnen, mit welcher es aber

folgende unſelige Bewandtniß habe: An jenem Abend, als ſie die drei Nummern gebracht, habe ich mich mit meinem Paket verſpätet, und das Felleiſen wäre auf der Poſt ſchon abgegangen geweſen. Mein Vater, um ihr die Freude nicht zu verderben, hätte den Einſatz nicht zurückgeben wollen, auf die Gefahr hin, daß auch etwa eine Ambe zuträfe.

Ich fügte dann bei, daß meine Aeltern, welche doch an dem Unfall Schuld ſeyen, den Betrag in kleinen Poſten erſetzen wollten, oder ihre Frau Mutter könnte die Summe wieder nach und nach bei uns verſpielen. (So klar mein Gemüth war, ſo dumm konnte ich mich in Sachen des Verſtandes und der Klugheit ausdrücken.) Leonore beſann ſich, und rief dann plötzlich, wie von einem ſüßen Schrecken überfallen: „Herr Jeſus, ich habe ja noch eine Terne gewonnen! Jetzt iſt ſchon zu helfen.“ Sie erzählte hier-

auf, daß ſie, ohne einer Seele etwas davon zu ſagen, nnd weil ſie der Verſchwiegenheit meiner Aeltern nicht getraut, bei einem andern Collekteur aus ihrer Sparbüchſe heimlich einen doppelt ſo ſtarken Einſatz auf die nämlichen Zahlen geſetzt habe. Die drei Engelein hätten gar zu freundlich und bedeutſam ihr zugelächelt.

In dieſem Augenblicke hinkte der Kollekteur an uns vorüber. „Der bringt meiner Mutter das Mettenbrod, flüſterte ſie mir zu, geſchwind laſſen Sie mich ihm den Weg ablaufen, und noch zuvor bekennen, daß ich bei ihm und nicht bei Ihren Aeltern geweſen ſey" So rannte ſie davon.

Nicht lange, ſo kam die Frau Gewinnerin zu uns herüber, erzählte ihr Glück, und bedauerte nur, daß ihr gottloſes Kind, um den Einſatz heimlich verdoppeln zu können, mit den propern Nummern zu dem hinkenden Teufel gelaufen ſey, welcher nun mei-

nem Vater das Geſchenk wegſchnappe. Aber nur Geduld, fuhr ſie fort, ich werde jetzt alles doppelt beſetzen, und wo die Terne ſteckte, da ſtecken auch Quaternen, dann ſollen ſie reichlich entſchädigt werden.

Leonore, die mehr den ſtillen Erwerbſinn ihres Vaters beſaß, ſah die Leidenſchaft ihrer Mutter nicht gern. Meine Aeltern, die bei ihrem kecken Spiele immer noch rechtlich blieben, kamen mit Leonoren überein, daß ſie die Einſätze der Mutter mit Einverſtändniß des Vaters, welchem Leonore hiervon Nachricht geben mußte, ihr übergeben wollten. Sie ſollte dann, wenn der Betrag jener Terne gleich komme, die Mutter mit der unſchuldigen Täuſchung überraſchen, daß ſie wieder eine Terne gewonnen habe; dann aber mit der wahren Geſchichte jenes unglücklichen Vorfalles hervorrücken, und die Verwendung der ſeitherigen Einſätze geſtehen.

Ein Paar Jährchen verſtrichen darüber. Keine Terne war als gedritter Schein am Lottohimmel der Handelsfrau zu ſehen geweſen, noch weniger der gevierte Schein einer Quaterne. Die reichlichen Einſätze blieben ſo ziemlich beyſammen. Die Summe wurde endlich voll und Leonore ließ am Geburtstag der Mutter den Glücksſtern aufgehen, zog aber den zweideutig flimmernden näher, und zeigte, daß ſein Silberglanz von den wohlbekannten Kopfſtücken der Mutter herrühre. Sie hielt es nun für die ſchicklichſte Gelegenheit, den ganzen Vorgang mit der verunglückten Terne zu erzählen, und fügte die herzliche Bitte bei, daß die Mutter dem verderblichen Spiel entſage.

„Wie kannſt du mir hierzu rathen, Lore, ſagte jene, da du ja ſelbſt dir eine Terne erträumt haſt? Du ſiehſt alſo, was an Träumen und am Lotto iſt; es hat dich beim erſten Zug bedacht.“

„Um Vergebung, liebe Mutter, wandte Leonore ein, gerade hierin ſcheint mir ein Wink zu liegen, daß es ein ungetreues Spiel iſt, das Sie meiden ſollten. Sie haben dem Lottodämon ſchon vieljährige bedeutende Opfer gebracht, und dennoch hat ſie der Lügengeiſt mit meinen guten Nummern eine Niete ziehen laſſen; denn Ihr Einſatz hat ja, wie Sie jetzt wiſſen, nichts gewonnen. Meine drei holden Genien haben mich zwar recht ſchön bedacht, ich glaube ihnen aber ſchuldig zu ſeyn, auf keine andere Eingebung zu achten, und zu warten, bis ſie ſelbſt wieder kommen."

Die Mutter wurde nachdenklich. „Du haſt recht, Lore! Es iſt, wie wenn es mir gemacht wäre, daß ich nichts gewinne, und das Geld, das ihr mir zuſammengelegt habt, wäre jetzt auch beim Guckuk. Es kommt mir faſt vor, als wäre meine Sparbüchſe das beſte Lotto. Nur eins behalte

ich' mir vor: wenn die drei Engel wieder kommen, so paſſ' auf die Nummern, die wollen wir aber tüchtig beſetzen."

Leonore, die jetzt mein liebes Weib iſt, hat ſeitdem die drei Engel nicht wieder geſehen, wohl aber iſt ſie von drei andern, welche wir ſelbſt erſcheinen ließen, Tag und Nacht recht holdſelig umgeben.

Jenes gewagte und verbotene Verfahren meiner Aeltern, wodurch ſie geraume Zeit ſich vor Noth und Mangel ſchützten, ließ mich mit Wehmuth ſehen, zu welchen Mitteln übrigens rechtliche und fromm erzogene Menſchen zur Zeit des Dranges ihre Zuflucht nehmen; ich fühle aber ſeitdem eine Scheu vor jedem boden- und geſetzloſen Zuſtande, vor einem Daſeyn, das dem des Waghalſes gleicht; ich kenne nichts Schöneres, als einen von den Geſetzen geheiligten ſtillen Erwerb, und das Einzige ſcheint mir der beſten Welt noch abzugehen, daß

so viele biedere Menschen, die auch nichts anderes wollen, sich desselben doch nicht erfreuen können."

Gedanken.

Des Weibes häuslicher Sinn soll den Mann hereinrufen in den nahen friedlichen Kreis. Nichts ist aber widerlicher, als ein zerstreutes weibliches Wesen.

*

Wer für nichts zittert, der liebt auch nichts.

*

So wie schon manche Schülerin zur Geliebten wurde, so könnte umgekehrt mancher Liebhaber kurirt werden, wenn er seine Geliebte zur Schülerin bekäme.

*

Man koquettirt wohl etwa mit einem gebrochenen Fuße, aber nicht mit einem kurzen; wohl mit einem Unglücke, aber nicht

mit einem Gebrechen. Ueber einen dilatorischen Mangel läßt jeder mit sich reden, aber nicht über einen peremtorischen, denn jeder Mensch spricht ein vollständiges Leben an.

*

Das beste Gesinde ist dasjenige, das ganz in seinem Beruf aufgeht, das man über seinem Geschäfte vergißt.

*

Wenn dir der Sachen zu viel werden, so wende dich je eher je lieber an den Mann, der sie beherrscht, der in ihnen Virtuos ist; du gehst beruhigt von dannen.

*

Die schnelleste Bereicherung und die sicherste ist die, wenn uns ein äußeres Gut zu einem innern wird.

Alpenwanderung.

Die Stunde ſchlug, und wir mußten uns in Meiringen im Haßlithale von unſern Freunden trennen. Sie reiſten den nähern Weg über Luzern, Zug, Zürich, Schaffhauſen und Conſtanz nach Haus; wir wollten den unſern über Bern, Neufchatel und Baſel nehmen.

Es iſt ſonderbar, daß ein ſolcher Abſchied in der Entfernung von der Heimath dem Gemüth bei weitem nicht ſo nahe geht, als man denken ſollte. Wir drückten uns die Hände, ſagten uns Lebewohl und ſchwenkten noch die Hüte, ſo lange wir einander im Auge hatten; jeder aber dachte ſchon an ſeine fernere Reiſe, und war hart, weil er mit der ungeheuern Natur für ſich ſelbſt einen Kampf beſtehen mußte.

Diese Bemerkung hatte sich mir schon während unserer gemeinschaftlichen Wanderung aufgedrungen, als in einigen Fällen gegen die Weichlichen oder Anmaßlichen das Naturrecht förmlich geltend gemacht wurde. Ich glaube wirklich letzteres seitdem besser zu verstehen.

Von unserm Zimmer im Gasthof zum wilden Mann hatten wir die Fälle des Dorf- Mühl- und Alpbachs an der nördlichen Thalseite, und den des obern Reichenbachs an der südlichen sehen können.

Erstere tobten in der Stille der Nacht in dieser Nähe mit einem lauten Getöse; das des untern Reichenbachs war dumpfer und tiefer, es brauste wie etwa ein ungeheurer Blasbalg in einer Cyklopenwerkstätte. Man konnte den Stoß jeder Welle unterscheiden; es waren die Pulsschläge dieser furchtbaren Wasserader.

Das Wellhorn und Wetterhorn glänzten am gestrigen Abend mit einem röthlichen

Licht über den Sattel der Scheidek herüber.

Nicht weit von der großen Brücke über die Aar sahen wir eine schlanke wohlgebildete Frau unter der Thüre stehen. Es ist bekannt, daß der ganze Menschenstamm dieses Thales sich durch Körperbau, Kleidung, Sitten und Sprache von den übrigen Schweizerstämmen unterscheidet, und seine Abstammung aus Schweden herleitet.

Wir fragten nach dem Weg zum Fall des Reichenbachs. Die Frau rief ihrer Tochter, welche uns dahin begleiten sollte.

Es war ein Mädchen von ungefähr fünfzehn Jahren, von den regelmäßigsten Zügen, mit einem dunkeln feurigen Auge.

Wir folgten ihr herzlich gern, und unvermerkt wurde sie unsere beiderseitige Augenweide; rasch stieg sie die schönen Bergwiesen vor uns hinan, und wir fragten sie geflissentlich nach dem und jenem, um sie

zum Herumblicken zu nöthigen, und in ihr herrliches Auge zu ſehen.

Wir waren bald an dem untern Fall, ungefähr ſeiner mittlern Höhe gleich. Ein Baum ragt mit gebogenem Stamm dem herrlichen Schauſpiel gegenüber in den Abgrund hinaus. Unſere Führerin war gegen die Bergſchlucht hinauf vorangeeilt, und hatte ſich auf ihn hinaus geſtellt. Wir erſtaunten über die Keckheit des Mädchens, und wagten es kaum, uns neben ſie hinzuſtellen, ob wir gleich ſonſt keinen Schwindel kannten.

Der Bergſtrom kommt oben aus der Kluft hervor, und ſtürzt ſich etwa 160 Fuß ſenkrecht herab in ein Felſenbecken, aus welchem ganze Wolkenſäulen von Waſſer aufſteigen; die nachſtürzende Maſſe jagt ihn wieder daraus hervor, und er rauſcht dann über eine breite, etwa 30 Fuß hohe Felſenwand, wie ein kleiner Rheinfall herab.

Das Getöse, das dieser Fall macht, ist unbeschreiblich. Was der Wüthende mit sich fortreißt, das zermalmt er gewiß zu Staub, und man traut es ihm zu, daß er Eichen wie Strohhalme abknickt.

Der Anblick dieses Wasserfalles gewährt eine unbeschreibliche Lust; es ist, wie wenn alle Kräfte des Leibes und der Seele durch ihn aufgeregt würden. So wie man bei keiner kräftigen Handlung gleichgültig bleiben kann, so erregt auch dieser Natur-Akt unwillkührlich unsere Theilnahme in hohem Grade. Wenn sich sonst bei der Anschauung des stillen Fortwebens der Natur leicht nach und nach der Begriff von todtem Wirken nach Gesetzen der Nothwendigkeit einschleicht, so wird hier, wo wir noch einen Nachklang der alten Schreckensepochen des Planeten wahrnehmen, der Gedanke an die Lebendigkeit der Erde erregt, die ja doch, genau betrachtet, nirgends aufhören kann.

Warum ſollte mein Pulsſchlag lebendiger ſeyn oder willkührlicher, als dieſer Waſſerſturz? und wer vermag zu beſtimmen, zu welchem wirklich lebendigen Leib auch dieſer gehört?

Man erlebt oft bei ſolchen Scenen von Mitreiſenden, daß ſie je eher je lieber weiter gehen, weil ſie gar kein Verhältniß zu einem ſolchen Unendlichen in ſich aufbringen können. Der innige Naturfreund fühlt zwar auch eine Unruhe, er vermag das Ganze nicht in allen ſeinen Beziehungen zu erfaſſen; er eilt aber nicht damit aus dem Glühofen des Gemüths in den Kühlofen des Gedächtniſſes. Lieber möchte er in verſchiedenen Stimmungen und Jahrszeiten wiederkehren, um ſo die Erſcheinung immer tiefer und tiefer zu genießen.

Wir riſſen uns endlich los, ſtiegen zu dem Dörfchen Schwendi hinauf, und näherten uns dann auf einem ſteilen, vom Waſ-

ſerſtaub und Morgenthau ganz naſſen Abhang dem obern Fall In einer Höhe von 200 Fuß ſchießt der Bach zwiſchen zwei Felſen ſchief hervor, von der Wand hinweg und frei in die Luft. Dieſe zerſchneidet jede Welle in mehrere kleinere, welche ſich nun im Fortſturz zu einem lichten weißen Kern abrunden, dem ein wolligter, wie aus den feinſten Dünſten gewebter Schweif folgt. Es iſt, wie wenn lauter ſilberfarbene Cometen majeſtätiſch herabſchwebten. Sein Getöſe iſt kein donnerähnliches, ſondern ein Sieden und Ziſchen, welches die Nerven angenehm kitzelt.

Was das Gemälde um vieles verſchönerte, war ein Regenbogen, der in den Wolken von Waſſerſtaub hing und mit den blendendſten Farben ſpielte. Er bildete einen ganzen Zirkel, deſſen unterer Theil durch unſere Füße ging. Auf der Wieſe ſtand das Gras voller Perlen, die bei der geringſten

Bewegung auch die Regenbogenfarben zeigten, und alſo wohl das Bild von Edelſteinen veranlaſſen konnten, die gleichſam jenem Zauberring entfallen waren.

Der Anblick bleibt ſich im Ganzen immer gleich, jedoch ſcheint in jedem Moment etwas Neues zu geſchehen, und man verläßt ungern die Stelle.

Von den beiden Waſſerfällen hat, wie es zu geſchehen pflegt, jeder ſeine eigenen Verehrer. Bei ſolchen ungewöhnlichen Erſcheinungen macht ſich immer des Menſchen tiefſte Eigenthümlichkeit geltend, ohne daß er ſich von ihrer Stimme Rechenſchaft zu geben vermag. Bringen ja einige auch zu der ſchönen Natur ihre parteiiſche Vorliebe oder Abneigung mit, als wäre ſie nicht in allen Theilen wunderbar und herrlich. Ich möchte mich für keinen beſonders entſcheiden. Iſt der obere ein weiches Andante, ſo iſt der untere ein wildes Preſto. Wer

möchte nicht beide hören? Sie heben ſich durch den Gegenſatz. Jener ſcheint zwar ſchwerer zu malen als dieſer, wer ihn aber getreu malte, der gäbe viel mehr, als ſelbſt ein Salvator Roſa beim untern Fall geben könnte, denn dieſen muß man in der möglichſten Nähe geſehen und gehört haben, um von der unbändigen Kraft der Natur, und ihrem Ungeſtüm, wenn ſich ihre Wirkungen irgendwo brechen, durchſchneiden, und ihre Elemente und Maſſen ſich ſchroff begegnen, einmal einen recht fühlbaren Eindruck zu erhalten.

Der Bruder unſerer ſchönen Führerin, welcher ſich aus den einheimiſchen Naturwundern nicht viel machte, ſondern wohl mehr aus uns, den Anſtaunenden, deren Bemerkungen ihm ſonderbar vorkommen mußten, geſellte ſich jetzt auch zu uns. Er ſchien ein gewandter Burſche, und wir hat-

ten Luſt, ihn als Wegweiſer über die Scheidek mitzunehmen.

Wir munterten auch die Schweſter auf, uns zu begleiten; wir geſtanden uns kaum, daß wir ſie ungern von uns ließen. Es hätte uns ungemein gefreut, ſo ein liebes natürliches Weſen in dem wilden Revier bei uns zu haben. Sie bezeugte auch Luſt dazu. Der Bruder aber wandte ein, daß die Mutter ſie zu Hauſe erwarte, und durch ihr langes Ausbleiben in Unruhe käme. Bis auf Zwirgi ſollte ſie jedoch mitgehen. Wir kletterten einen Nebenpfad hinauf, der ſteiler als irgend ein Dach, ohne das vorhandene zum Anhalt dienende Gebüſch, unmöglich zu paſſiren wäre. Endlich waren wir oben am Rande des Abhanges und blickten auf das herrliche Thal mit dem mannigfaltigen Wechſel des Anbaues. Wie milde und doch wie großartig lag es da? „O ſchönes Land, vom ſchönſten Volk bewohnt!“ rief

ich aus voller Seele. Wenn alles so in üppiger Fülle grünt und blüht, alles so im warmen belebenden Dufte schwimmt, und vom schönsten Lichte übergossen ist; dann sagt man sich ungern, daß in diesen mahlerisch gruppirten Hütten doch so oft die Sorge, der Neid, die enge Selbstsucht wohne, und das Schöne der Höhen und Thäler umher selten würdig genossen werde. Wir richteten unsere Blicke auf den gegenüber liegenden Brünig, an welchem jetzt wahrscheinlich unsere Freunde auf dem Wege nach Unterwalden hinauf keuchten.

Endlich brachen wir auf. Der Pilger muß scheiden mit seiner Sehnsucht, der Bewohner bleibt zurück bei seiner Gewohnheit.

Die schöne Haslerin gab uns treuherzig, jedoch mit verschämtem Blicke die Hand. Ich sagte ihr „Lebewohl" — auf ewig, weil wir uns doch schwerlich je wieder sehen würden. Sie fing herzlich zu weinen an. Wir be-

ſchenkten ſie ziemlich freigebig, und baten ſie, uns nicht zu vergeſſen. Wir mußten ihr unſre Namen und Wohnort ſagen, und freuten uns, daß doch jetzt in dieſer unermeßlichen Natur ein kleines Herz wohne, das ſich unſerer vielleicht eine Zeit lang mit ſtiller Sehnſucht erinnere. Auf dem abſchüſſigen Pfade verloren wir das Kind bald aus den Augen.

Die Scheidek iſt ein vorn gegen Hasli ſteil abgeſchnittenes hohes Bergthal, das ſich zwiſchen den Gebürgen die den Brienzer-See ſüdlich begränzen, und der Reihe der mit Schnee und Eis belaſteten hohen Alpen gegen Grindelwald in einer Länge von 6 Stunden hinzieht, und ſo gleichſam einen tiefen Sattel zwiſchen den beiden Gebirgsreihen vorſtellt, auf welchem lachende Alpwieſen mit ſchwarzen Tannenwäldern abwechſeln.

Was jetzt unsere Augen auf sich zog und unsere Seele mit Staunen erfüllte, das waren die in einer scheinbaren Nähe von kaum einer Stunde, eigentlich aber drei bis vier Stunden vor uns liegenden Giganten, besonders das Wellhorn und das Wetterhorn, in der nächsten Nähe aber, und von dem nur etliche hundert Schritte breiten Thal gerade aufsteigend, der entsetzliche Felsenkamm, die Burg genannt, mit dem Mittag- und Engelhorn. Die höchsten Zinnen dieser Hörner, obwohl in die Region des ewigen Schnees hinaufreichend, beherbergen doch keine große Massen desselben, weil sie zu schroff abgeschnitten sind.

Dagegen traten uns jene andern Riesenberge in ihren weißen Schneemantel gehüllt, mit jedem Schritt in dieser Einsamkeit schauerlicher entgegen. O warum ist es uns nicht vergönnt, uns alljährlich einen solchen Anblick voll süßen Grauens zu verschaffen,

oder wenigſtens ſo oft der Eindruck zu verlöſchen droht! Rechts vom Wege fiel von einer etwa 500 Fuß hohen Felſenwand ein Waſſerfaden herab, der in der mittlern Höhe durch die Einwirkung der Luft zu Staub wird, und in dieſer Frühe mit den höchſten Farben ſpielte. So ein Stück Regenbogen iſt ein rechter Friedensbogen, der uns heiter zuruft, daß auch in dieſen Gebirgen der alte wilde Kampf der Elemente zur Ruhe gebracht ſey.

Nach einer Stunde waren wir in der Gegend des Roßlauibades; hier ſteht man dem berühmten Roßlaui-Gletſcher gegenüber, der zwiſchen dem Engel- und Wellhorn herabſteigt, und ſeinen kryſtallenen Fuß hinter einem ſchwarzen Tannenwald verbirgt. Er iſt durch die Größe ſeiner Eispyramiden und ſeiner Schlünde merkwürdig.

In der Bruchalp ſtehen etliche Sennhütten auf Pfoſten; die Gegend iſt ſehr ein-

ſam, und die Stille wird blos durch das melancholiſche Rauſchen der Waldbäche unterbrochen.

Das Wetterhorn rückte jetzt immer näher mit ſeinen unermeßlichen Felſenhörnern, von welchen eines, das ſich nadelförmig zuſpitzt, in einem Schneemantel tief herab eingehüllt iſt. Dieſer Berg iſts, der auf unſerer ganzen Reiſe den größten und bleibendſten Eindruck auf uns gemacht hat: denn wir hatten den Koloß von ſeinem Fuß an, (die Scheideck iſt nicht viel mehr, als ſein Piedeſtal), bis zu ſeiner Spitze mit ſeiner ganzen Vorderſeite ohne optiſche Verkürzung in der Nähe von etlichen tauſend Schritten vor Augen Wenn wir im Walde gingen, ſo ragte ſein Silberſcheitel noch immer über die nächſten und höchſten Tannen herüber.

Wir hörten jetzt einigemal bei hellem Himmel einen anhaltenden ſtarken Donner: da an kein Gewitter zu denken war, ſo ah-

neten wir darin mit einem ſüßen Schrecken das Krachen fallender Lawinen.

Bei dem letzten und höchſten aus 24 Hütten beſtehenden Sennendörfchen, vor welchem einige blühende Kinder ſpielten, ſtanden wir dem ſonderbaren Schwarzwald-Gletſcher gegenüber, der teraſſenförmig mit ſeinen Schnee- und Eismaſſen zwiſchen dem Well- und Wetterhorn herabſteigt.

Wir ſprachen bei den kernhaften Sennen ein, und aßen von den delikateſten Nidlen (Rahm) die vielleicht in keinem Hirtenlande der Welt ſüßer und ſchmackhafter erzeugt werden. Unſere erſte Frage ging nach den Lawinen. Die Sennen ſagten, es fallen bei unbeſtändigem Wetter täglich vier bis ſechs von dem Gletſcher herunter. Heute hätten wir aber wenig Hoffnung, dergleichen zu ſehen. Faſt hätten wir den Himmel um ſchlechtes Wetter gebeten. Wir gaben jedoch die Hoffnung nicht auf.

Von den Sennhütten hatten wir noch eine halbe Stunde auf die höchste Höhe der Scheideck. Sie heißt der Eselsrücken, und ist 6045 Fuß über die Meeresfläche erhaben.

In dem Augenblick, wo wir unsern jungen Führer mit vielen Grüßen an seine Schwester zurückschicken wollten, stießen wir auf einige Reisende, die ein Pferd mit Gepäck bei sich hatten. Eine hübsche junge Dame fragte nach dem Zweck und Ziel unserer Reise, lobte den großen, und schalt den kleinen Grindelwald-Gletscher. Sie erkundigte sich nach den Merkwürdigkeiten des Haslithales und nach dem famösen Reichenbach. Wir empfahlen ihr unsern muntern Cicerone, den sie auch mit sich nahm. Ein ältlicher Herr, welcher der Gesellschaft nachfolgte, und ebenfalls bei uns Erkundigungen einzog, war, wie wir in Grindelwald erfuhren, der Rathsherr Füßli aus Zürich.

Wir hatten kaum dieſe Reiſenden aus den Augen verloren, als in der Richtung vom Wetterhorn ein ſtarker Donner herrollte. Wir ſahen nach der Gegend hin, ohne etwas wahrzunehmen, bis nach einigen Sekunden von einem Gletſcher in der mittleren Region des Berges durch eine unter ihm befindliche Felſenlücke eine Staublawine hervorſchoß, und ſich etwa 400 Fuß tief auf den untern Abſatz des Wetterhorns ſenkrecht hinabſtürzte, wo ſich eine gewaltige Maſſe von Schnee und Eis, wahrſcheinlich Reſte alter Lawinen, aufgehäuft hatte. Obwohl wir bald merkten, daß wir außer der Schußweite dieſer furchtbaren Naturerſcheinung ſeyen, ſo überfiel uns doch ein gewiſſes Grauen. Das Auge ſah ſich in Sicherheit, aber das donnernde Gebrüll rief uns vernehmlich genug zu, was wir in größerer Nähe von dieſer Löwin zu befahren hätten, und wie ſchrecklich dasjenige ſeyn müßte, was uns in der Entfernung von einigen

tausend Schritten als ein milchweißer Bach erschien. Der Donner hörte nach und nach auf, aber noch mehrere Minuten lang ergoß sich ein schwacher Strom von Eis- und Schneestaub aus der Felsenlücke.

Wir empfanden das lebhafteste Vergnügen, diese Erscheinung durch einen günstigen Zufall, der nicht jedem Reisenden zu Theil wird, in einer solchen gefahrlosen Nähe beobachtet zu haben. Dabei ist es doch etwas Eigenes um so eine Erfahrung. Seit meinen Schuljahren trug ich den Namen und das vorgefaßte Bild von solchen Schneestürzen mit mir herum, und wagte nie zu hoffen, der Sache einst als Reisemerkwürdigkeit zu begegnen. Nun hatte ich sie mit Augen gesehen, aber nirgend wollte sie zu jenem Bilde passen, und wie mochte es erst in der nächsten Nähe aussehen. Dennoch hatten wir eine große Freude, als der Akt vorüber war, es war von nun an eines der

Cabinetstücke unserer Reise, um das uns die früher heimgekehrten Freunde beneiden mußten.

In einigen Minuten hatten wir den höchsten Punkt der Scheideck erreicht, und standen mit den zwei letzten Schritten vor einer Scene, die wohl in ihrer Art die einzige in unserm Leben bleiben wird. Die Reihe der Schneeberge von Titlis bis gegen den Gemmi, lag vor uns — wir übersahen sie mit zwei Blicken — sie lief an uns in der Entfernung von einer Viertelstunde hin. Man kann sich nicht überzeugen, daß diese Eis- und Schneelasten seit undenklichen Zeiten und bis in undenkliche Zeiten hier liegen, man will es immer der Jahrszeit beimessen, und doch fühlt man sich von der größten Sonnenhitze belastet.

Zur Seite stand uns das Wetterhorn, hinaufragend in eine Höhe von 11453 Fuß,

von der Meeresfläche an gerechnet. An ſeinem Fuße lag eine mächtige Schneemaſſe, ein Reſt von Lawinen, die durch furchtbare Schlünde und über die oft bei tauſend Fuß ſenkrecht abgeſchnittenen Felſenwände herabſtürzen. Weiterhin der eben ſo impoſante Mettenberg, deſſen ungeheures muldenförmiges Schneefeld von herabgerollten Lawinen geſtreift ausſieht. Zwiſchen beiden der berühmte große Grindelwald-Gletſcher mit ſeinen himmelblauen Eispyramiden. Dann die ſchmale, himmelhohe, ſchwarze Eiger, 12268 Fuß hoch, einer gegen das Thal aufgeſtellten Rieſentafel gleich. Den Zwiſchenraum füllt hier der kleinere Grindelwald-Gletſcher aus. An die Eiger reiht ſich couliſſenförmig noch eine lange Reihe beſchneiter und beeister Alpen, eine hehre Säulen-Ordnung im Tempel der Natur. In dieſer Richtung tritt die Lauterbronner Scheideck, unten mit Wieſen und Gärten, höher

mit Alpen und Wäldern bedeckt, in das Thal herein.

Ich hatte mir durch ein vorgefaßtes Bild, wie es zu geschehen pflegt, letzteres als den wildesten Winkel der Schweiz vorgestellt, und war überrascht, als ich das lachendste Thal voll sanfter Formen und heiterer Farbentöne unter mir erblickte. Wir entdeckten die Kirche von Grindelwald, und seine weit und breit über die saftigen Matten verbreiteten und hinter Gärten versteckten Wohnungen. Ein blendender Duft lag auf dem Thale und die Alpen strahlten in ruhiger Klarheit.

Eine solche erstaunungswürdige Gegenwart ist für den tiefer Fühlenden eine Quelle von Unruhe; sie entzweit ihn mit sich selbst, und indem er sich Anfangs über sich selbst erhoben fühlt, muß er doch bald die Schwäche der menschlichen Natur beklagen. Ich nannte die Namen der Berge mit der

Freude eines Primaners in der geographiſchen Stunde, als hätte ich das Weſen der Sache ausgeſprochen. Zwar ich hatte viel mehr als jener, die Gegenſtände ſtanden ja leibhaftig vor mir. Kaum ſchloß ich aber das Auge, ſo fing ſchon das Neblichtwerden, das Verbleichen des Bildes an. Und was iſt dieſes Bild? Mit jedem Schritte wechſelnd, mit jedem Moment ein anderes. So ſagt der arme Sterbliche: ich habe den Chimboraſſo, den Montblanc, das Finſteraarhorn, die Jungfrau, ich habe Rom und das Meer geſehen. Ein linſengroßes Bildchen von einem unermeßlichen Gegenſtande, der ſein lebensgroßes ewig wandelndes Bild ſchon ſeit dem Anbeginn, jedoch keinem ſterblichen Weſen faßlich, von ſich ſtrahlt, traf im flüchtigen Vorübereilen auf ihn. Er will ein Ganzes in ſein Gefühl aufnehmen, deſſen kleinſter Theil ſchon eine Aufgabe für mehr als ein Menſchenleben wäre.

Doch dieſen Selbſtbetrug übt der Menſch in allen Sphären. Er zieht ein Spinnengewebe von Linien und Winkeln an das Firmament, und nennt es: Sternkunde; er verbindet Ereigniſſe, von denen er die Entſtehungsgründe nicht anzugeben vermag, er ſpricht Namen aus von Sachen und Nationen, ohne ein Bild von jenen zu haben, ohne zu wiſſen, wie es dieſen je ums Herz war, und nennt es: Geſchichte; er mißverſteht, beſchränkt oder ſtört die freie Entwickelung der Völker und nennt es: Politik, Staatskunſt; er putzt einige in ſeinem beengten Erdlaboratorium gemachte Erfahrungen mit allgemeinen Begriffen auf, und nennt es: Naturwiſſenſchaft. Kurz — er berührt den Rieſen der Welt, und ruft mit naiver Freude: ich hab' ihn bezwungen!

Wir bewogen einen auf den Matten beſchäftigten Mann, uns zum Grindelwald-Gletſcher hinabzuführen; wir hatten, ſo nahe

er ſchien, zwei gute Stunden zu gehen. Ein Bach, der von der ſchwarzſchieferigen Scheideck herabkommt, färbt die dem Gletſcher entquellende Lütſchine, weswegen ſie die ſchwarze heißt, zum Unterſchied der weißen, die aus dem Lauterbronnerthal hervorrauſcht. Nicht ohne Straucheln überſtiegen wir den Steindamm (Moraine) des Gletſchers, der aus zum Theil mannshohen Felsblöcken beſteht, die unter unſern Füßen wankten, und waren dann am Rande des Eiſes. Eine etwa dreißig Fuß hohe himmelblaue Spalte feſſelte ſogleich unſere Blicke; wir traten, ſoweit es anging, hinein. Wie ſonderbar war mir zu Muthe im Schoße dieſer Eiswelt! — Es iſt hier, wie überall; die drei letzten Schritte geben oft erſt den lebendigen Eindruck und das Gefühl handgreiflicher Gegenwart. Wir bemerkten, daß das Eis an der Oberfläche viel poröſer iſt, als hineinwärts. Unſer Führer machte eine Art Stufen in daſſelbe, und ich verſuchte dann

etliche Schritte an dem steilen Rande hinaufzuklimmen. Hier fand ich auch wieder, wie auf dem Rhonegletscher, das in kleinen Rinnen hinfließende und sich in Löchern sammelnde, erfrischende Gletscherwasser. Viel weiter kann man ohne Fußeisen nicht kommen.

Man könnte, da überdieß Feuer und Wasser nach der neuern Chemie sich nicht mehr so entgegen gesetzt sind, die Eisthäler den Kratern der Vulkane vergleichen, und die Gletscher den Lavaströmen, die am niedrigsten Rand des Kraters überfließen, durch eine Schlucht oder Mulde herabsteigen, und im Thal mit einer beträchtlichen Ausbauchung erstarren.

Der kalte Gletscherwind blies sehr stark, wir suchten also wieder in einige Transspiration zu kommen. Im Wirthshaus in Grindelwald waren wir dem kleinen Gletscher gegenüber, dessen blaue Eispyramiden

das Auge auf ſich zogen. Gerade über ihm ſieht das mit einem Schneekleid ganz überzogene Vieſcherhorn aus Wallis herüber.

Was iſt ſo ein Tag in den Alpen! welche Anſchauungen, welche Bilder, welche Erfahrungen drängen ſich in die Zeit weniger Stunden zuſammen! Warum iſt es dem Menſchen nicht vergönnt, durch vertheilten Genuß ſein Leben weithin damit zu würzen? Wie wohlthätig, wie erfreulich wäre es, bisweilen auf einige Momente aus ſeinem bürgerlichen Leben an einen ſolchen Ort entrückt zu werden? Beſonders im Schoß der Alpen ſtellt ſich uns nicht ſelten der vollſtändige Cyklus von Erſcheinungen dar, welche ſonſt ſehr weit aus einander liegen, ſo daß die Phantaſie Mühe hat, aus den Segmenten den ganzen Zirkel zu beſchreiben. So berühren ſich hier die beiden Enden: Urzeit des Planeten, und neueſter Anbau auf der milden Dammerde; — mit einem Blick über-

ſchauen wir den Kreis ſämmtlicher Jahrszeiten und Zonen; — vor unſern Augen bildet ſich in den Felsſchluchten die Wolke, verdichtet ſich an den Bergzinnen, ſchlägt ſich als Regen oder Schnee nieder, ſtürzt als Waſſerfall über die ſteilen Wände, und eilt als nährender und erquickender Bach davon. Selbſt Iris ſcheint ihren ganzen Farbenkreis über dieſe Thale ausgegoſſen und in wunderbaren Gegenſätzen neben einander geſtellt zu häben; — und endlich der Menſch! auch er begegnet uns hier in ſeinen äuſſerſten Extremen. Der Senne mit ſeiner Einfalt, der Gemsjäger in ſeiner Natureinſamkeit, im Gegenſatz gegen die Schaar der nach allen Graden gebildeten Reiſenden, die die mannigfaltigen Bedürfniſſe des geſelligen und verfeinerten Lebens in dieſe Thäler mitbringen.

Lückenbüßer.

Das Beſte am Leben iſt immer ein heiterer Fortgang.

*

Es iſt nichts ſo ſchwer, als ins Tägliche Phantaſie zu bringen.

*

Das Harmoniſche iſt nur Eines, des Unharmoniſchen iſt Legion.

*

Aus Brautmucken werden leicht Ehe-Elephanten.

*

Kein Wunder, daß wir unſere Kinder ſo ſehr lieben, ſie ſind ja unſer Werk, unſer Beſitz und Eigenthum, unſer Ebenbild, unſere Hoffnung, unſere Pfleglinge, ſie ſind täglich Wachſende, ſind einfacher und einfältiger als wir.

*

Das Verständige will beſprochen ſeyn, das Phantaſtiſche aber findet ſeinen Tod dabei. Man mildert einen Schmerz, wenn man ihn beſpricht; einen Untröſtlichen ſoll man zum Sprechen bringen. Sein Jammer wird ihm kleiner, weil er andern ſo erſcheint, nämlich als ein Lebensereigniß, das tauſend andere auch ſchon betroffen hat.

*

Wie oft verachtete, bedauerte oder verlachte ich Menſchen, wegen Handlungen oder Schickſalen, die mir ſpäterhin eben ſo, ja noch ärger begegneten.

Es darf jeder verſichert ſeyn, daß er an ſich und ſeinen Angehörigen im Verlauf des Lebens ſo ziemlich alles in den Kreis der Menſchheit Fallende, wo nicht ausgeſprochen, doch angedeutet erleben werde.

Der Klapperer.

Eine Dorfsage.

Womit ſich in einer Spinnſtube des ſchwäbiſchen Dorfes N** die jungen Leute ſchauerlich unterhalten, ſo daß keine der Dirnen ohne einen Burſchen nach Haus zu gehen wagte, dies könnte wohl auch der gebildeten Welt eine Viertelſtunde verkürzen.

Es war (ſo hatte es die ältere Generation der jüngern hinterlaſſen) zu ihrer Zeit dorfkundig, daß der reiche Schulzenſohn Conrad die Tochter eines Halbſöldners, die hübſche Roſine, gern ſehe. Es war aber mehr daran, als das Dorf wußte; — ſie liebten ſich von Herzensgrund; er hatte im Sinn, ſie zur Frau zu nehmen, nur waren ſeine Aeltern dawider, welche die Heirath für die Kopulation und Koppelwirthſchaft der Güter vermittelſt der Verbindung zweier

Personen ansahen, wobei deren Herzen als letzter Artikel im Inventar erschienen.

Wir hören freilich bei uns, Gott sey Dank! nichts vom Sklavenhandel; wie man aber mit Söhnen und Töchtern markte, davon wußte wohl auch damals mancher Amts-Aktuar zu sprechen, der Heirathen zu protokolliren hatte.

Der Pfarrer mochte predigen so lang er wollte: Geld und Gut machen nicht das Glück des Lebens aus! er war ein zweiter Antonius mit der Fischpredigt:

„Die Predigt hat g'fallen,
Sie bleiben wie alle."

Conrad glaubte seine Aeltern doch einst herumzubringen, wenigstens machte er dieß Rosinen wahrscheinlich, und versprach ihr, um sie seinem letzten heißesten Wunsch geneigter zu machen, feierlich die Ehe. Sie legte Zweifel in die Willfährigkeit der Aeltern, in die Beharrlichkeit seines Willens, zuletzt in

die Festigkeit seiner Treue selbst. Er gab die heiligsten Versicherungen, die Heftigkeit seiner Leidenschaft galt ihm für Gewalt der Liebe, er drückte sie mit Inbrunst an sein Herz, hob seine Rechte gen Himmel und schwur: „Wenn ich dich je verlasse, Rosine! wenn ich dir untreu werde, und eine andere heirathe, siehe, so sollen dereinst meine Gebeine nicht vermodern, ein Knochen soll an dem andern hängen bleiben, und ich will, als ein scheußliches Gerippe, von der wohlthätigen Ruhe der übrigen Todten ausgeschlossen seyn!“

Sie versagte nun dem Geliebten keinen Wunsch mehr; aber nicht sobald trug die Sage die Nachricht im Dorf umher, daß Rosine die Folgen ihres zu vertraulichen Umgangs mit des Schulzen Sohn empfinde, als dieser aus einer Art von Scham mit seinen Besuchen bei ihr sparsamer wurde, und endlich ganz ausblieb.

Wer zählt die Thränen verführter und dann verlassener Mädchen? Mit der Frucht unter dem Herzen wachsen Gram und Sorgen, und wenn der glücklichen Mutter die ersten Regungen des Kindes das süße Klopfen eines willkommenen Ankömmlings sind, so schrecken sie die Unglückliche wie das melancholische nächtliche Pochen der Todtenuhr.

Rosine mußte Conraden in den Weg treten, wenn sie ihn noch sehen wollte. Bei einem solchen Zusammentreffen entschuldigte er sich, daß seine Aeltern gar zu sehr auf ihn einstürmten, und daß er sie nicht in dem Grade halsstarrig erwartet hätte. Sie solle nur ruhig seyn, er meide sie nur, um gar zu lärmenden Auftritten vorzubeugen.

Im Grunde aber war Conrad ihrer Liebe satt. Der Geiz- und Hochmuthsteufel hatte doch im Hintergrunde seines Gemüths seinen Sitz aufgeschlagen: die Liebe hatte nur eine Zeitlang aus ihm einen bessern Men-

schen machen können. Nicht lange, so wurde er mit des reichen Kirchenbauern breitschultriger Liese von der Kanzel verkündet. Das Dorf fand dies nicht auffallend, und das gute Röschen blieb allein die Getadelte.

So lebte sie einige Jahre hin; das Kind starb, und ein junger Dorfschneider, der einige Zeit in der Fremde gearbeitet, und sich über manches wegsetzen gelernt hatte, nahm sie, unterrichtet von ihrem übrigens untadelhaften Wandel und ihrer geschickten Hand, zur Frau.

Conrad lebte äußerlich glücklich, seine schlechte Handlung ging ihm aber doch nach, und hinter der wilden Ausgelassenheit, in welche er verfiel, so oft er ein Gläschen zuviel trank, stack nichts anders, als ein geheimer Mißmuth und innere Unzufriedenheit mit sich selbst.

Nach einigen Jahren raffte ihn eine hitzige Krankheit hinweg; Rosine weinte ihm

eine Thräne des mitleidigen Bedauerns nach. Sie hatte in ihren Umständen nicht zu klagen. Ihr Mann war fleißig und sparsam, und weil er an Sonn- und Feiertagen Abends bei den Dorfhonoratioren Zutritt hatte, welche sich im Verschlag neben der Wirthsstube versammelten, so war er die ganze Woche über guter Laune.

Es verflossen wohl achtzehn Jahre. Rosine war unterdessen eine noch immer hübsche Frau von sechs und dreissigen geworden, da traf es sich, daß sich eines Abends die Gäste einer Hochzeit, zu welcher sie auch geladen worden war, mit allerhand Spielen unterhielten. Unter andern wurden auch Pfänder gelöst, und ein loser Vogel machte sich den Spaß, dem nächsten Pfand aufzugeben, den sogenannten Klapperer aus dem Beinhaus herüberzuholen.

Dieser Klapperer war nichts anders, als ein Gerippe, das die Todtengräber vor ei-

nigen Jahren ganz unverſehrt auf dem Kirchhofe herausgegraben, und der Seltenheit wegen im Beinhauſe aufgeſtellt hatten.

Das Loos traf einen verwegenen jungen Bauerburſchen, der ſich bei dieſer Gelegenheit vor den Dirnen gern als beherzt zeigte, und ohne Widerrede hinüberlief.

Man ſcherzte über das ſonderbare Geſchäft, man meinte, er werde ſich durch einen luſtigen Einfall aus der Schlinge ziehen. Plötzlich ſtieß er die Thüre auf, und ſtellte den Klapperer mitten in die Stube. Entſetzen ergriff die luſtige Geſellſchaft.

Es kommt ſehr darauf an, wo man einen Gegenſtand erblickt. Im Beinhaus betrachteten die Leute den Gliedermann ohne Grauen; er gehörte den Todten an, hier unter den Lebenden ſchien er zu leben, und ihnen manches Schauerliche zu ſagen. Der Spaß war auf einmal zu einem bedenklichen Ernſt geworden. Der Wirth, ein Mann voll

Würde und Strenge, trat dazwiſchen, und tadelte den Vorgang: „Ihr habt ſehr Unrecht gethan, dieſes Weſen in ſeiner Ruhe zu ſtören; es iſt zwar nur ein Gebäude von todten Knochen, man kann aber nicht wiſſen, wie dergleichen Dinge, die man wohlweislich aus der Geſellſchaft der lebendigen Menſchen entfernt, mit der andern Welt zuſammenhängen. Bringt ihn alſo je eher je lieber wieder an ſeinen Ort; morgen werden wir ohnedies das Amt auf dem Halſe haben, dem ſo ein Vorgang die erwünſchteſte Gelegenheit iſt, Strafen anzuſetzen. Zuvor ergreife jedes die rechte Hand des Mannes, bitte ihn um Verzeihung, und bete ein Vaterunſer für ſeine fernere Ruhe.

Man wagte nicht Einwendungen zu machen, und die Gäſte befolgten der Ordnung nach den Willen des Wirthes. Als die Reihe an Roſinen kam, weigerte ſie ſich ſtandhaft, dem Gerippe die Hand zu geben.

Man fragte sie um den Grund ihrer Weigerung, sie wollte ihn aber nicht sagen. Mit scheuem Blick betrachtete sie die Gestalt; man fragte sie, ob sie den Klapperer kenne. Sie sagte: „Ich glaube."

Endlich raffte sie sich zusammen, ergriff die knöcherne Hand und sagte: „Conrad, ich verzeihe dir!

Kaum hatte sie dieß ausgesprochen, als Knochen von Knochen sich löste, und das Gerippe klappernd zusammenstürzte.

Als man vom Schrecken wieder zu sich gekommen war, und Rosine von einer Ohnmacht sich erholt hatte, mußte sie erzählen, wie der Vorgang mit ihren räthselhaften Worten zusammenhängen könnte. Sie erzählte jenen fürchterlichen Schwur Conrads, und niemand zweifelte, daß dieß seine Gebeine seyen.

Das Amt erhielt Kunde davon, ließ die todten Reste zur Ruhe bringen, die leben-

dige Gesellschaft mußte aber den Muthwillen mit einigen kleinen Freveln büßen.

Ueber den Zeitvertreib der Großen.

Philosophischen Lesern, ja schon Allen, die Literatur-Zeitungen durchlaufen, ist bekannt, daß die neuesten Philosophen die Zeit nur für eine Art nothwendiges Uebel der menschlichen Anschauungsweise halten und annehmen, daß, wenn wir weniger borniert wären, wir statt des successiven Aufmarschirens der Erscheinungen Alles mit Einem Schlag schauen würden, so wie es Gott schaut.

Ich suche nun zu zeigen, daß die Großen, als Götter auf Erden, sich dieser Anschauungsweise mit vielem Glück nähern, und die Zeit recht schön metaphysisch zu vertreiben wissen.

Sind denn die gewöhnlich sogenannten Zeitvertreibe der Großen etwas anderes, als eben solche Versuche, die Stunden zu überhören, die so fatal an die Zeit, als Form der Endlichkeit, mahnen? Wofür ist das schöne Ein- und Uebergreifen ihrer Stunden in einander, der des Aufstehens und der Toilette in die Tafelzeit, dieser in die des Ausfahrens, weiter des Theaters, an welche sich dann nach der Reihe Thee, Tanz, Spiel ꝛc. anschließen, wofür anders, als um durch diesen Kranz von Passe-temps, dessen beide Enden der Schlaf schön verflicht, eine kleine Ewigkeits-Schlange zu erhalten, — um keinen Augenblick Zeit zu gewinnen, eben an sie selbst zu denken?

Machen diese erhabenen Zeitlosen den Antichambrirenden und allen sonst auf ihr Erscheinen Wartenden nicht eben deswegen die Zeit lang, weil sie selbst, gleich den Seligen im Olymp, das zephyrleichte Leben ohne Zeit hinbringen?

Wie klug wissen sie Tag in Nacht und Nacht in Tag umzustülpen, um durch keine Gewerke und Stadt-Uhren an die Stunden erinnert zu werden. Sie haben den psychologischen Satz für sich, daß die Zeit des Nachts schneller verfließt, als bei Tag.

Verlieren sie auch dadurch die schönen Naturmorgen ꝛc., so sind sie für diese doch etwas rohen Genüsse durch gefüllte Vogelbauer, Zimmergärten, künstliche Blumen und Düfte hinlänglich entschädigt.

Ihre Uhren — kann man doppelsinnig anführen — schlagen spielend, und hüllen das Memento mori des Stundenschlags in neueste Opernstücke und Walzer, wie man um Fesseln in Gedichten Blumen windet, oder Pillen in Apfelschnitze versteckt.

Die Jahrszeiten könnten an Jahre mahnen, aber Vornehme und Große kennen keinen Wechsel derselben. Sie werden z. B. im Winter aus ihren Orangerien bequem

mit Frühling versorgt, und sie fragen wenig nach der Freude über die ersten Kirschen und Birnen, wie Kinder und gemeine Leute thun, weil sie sich längst an getriebenen satt gegessen haben, wenn jene kommen. Erregte nicht im Herbst des Wein-Jahres 1811 an der **schen Tafel eine etwas fadschmeckende Traube allgemeines Aufsehen, und ging herum, und wollte nicht Alles von ihren herben Beeren haben, weil sie durch den Hofgärtner schon vom Jahr 1812 avancirt war?

Nichts erinnert auch unsere, durch ihre Nachtische in einer beständigen Christ-Bescherung, also in einer ewigen Jugend lebenden, Glücklichen an Weihnachten und somit an das Hinabsinken des alten Jahrs, und daß auch sie um eines älter sind.

Wie könnte es nur für diese Hohen vier menschliche Lebensalter geben? Wissen sie nicht als Kinder männlich und altklug zu

reden und zu thun, und als Jünglinge durch Antizipation der Jahre ehrwürdige Greise täuschend darzustellen? Nähern sie sich dann dem Wendekreis des Lebens, so werden aus diesen schnellanklimmenden Steinböcken retrogradirende Krebse, sie kleiden, frisiren, schnüren und schminken sich jung und spotten so auf eine herrliche Weise der Tyranney der Natur, und der Undelikatesse des deutschen Dichters, der von vier Stationen des Lebens spricht.

Leisten nun dieses Alles schon die gewöhnlichen Großen, mit welch' klarem Recht hat die Geschichte Den den „Großen" par excellence genannt, der die letzten zwanzig Jahre hindurch sich und der Welt auch par excellence die Zeit vertrieben hat?

Man sage, ob er nicht zu diesem Behuf die halbe Generation kämpfend in Athem erhalten hat. Um der andern lesenden Hälfte die Stunden zu kürzen, that ers auch einer Million der erstern. Wußte man denn

dieſe Epoche hindurch, wo der Zeiger der Zeit, ja ob und wo einem der Kopf ſtund?

Warum ſind aber unter jenen beiden Theilen ſo viele Köpfe jetzt übel gelaunt, als blos — weil ſie gute Weile dazu haben?

Wie ſchön wußte dieſer Mann die lahme Zeit dadurch zu beſchleunigen, und die lang ſich hinſtreckende Geſchichte einzuſtauchen und zu conzentriren, daß er die Thronerledigungen, Sedisvakanzen, Lehenfälle und Aemtervakaturen, die ſonſt nur der Lauf von einigen Säkuln herbeiführt, in ein Jahrzehend zuſammendrängte, und das Blut, das ſonſt in drei Generationen durch Aderlaſſen, Schröpfen und Naſenbluten, durch Hinrichtungen und kleine Kartoffelkriege vergoſſen wird, übrigens größtentheils in den Gottesäckern langweilig vertrocknet, raſch in wenigen Jahren verſpritzte, um es auf ſeinem Blutacker als Düngſalz für ſeine Plane und Einrichtungen zu benutzen.

Warum gab er seinen Entwürfen Adlerschwingen, und seinen Absichten Pfeilgefieder, als weil er, ein ächter Großer — nichts erwarten konnte, und was die träge Zeit in ungewissen Jahren gereift hätte, lieber heut als morgen realisirt sehen wollte?

Hat er nicht das Heranrücken der Nachwelt dadurch einigermaßen beschleunigt, daß er die dichte Saat der Zeitgenossen ziemlich ausstockte und lüftete?

Ist es nun nicht grausam, daß die Mitwelt gegen diesen Mann, der durch ein böses Geschick den Schaden hat, und also für den Spott nicht sorgen darf, mit dem Raum, den er liebte, und nie weit und kräftig genug zu erfüllen glaubte, so entsetzlich ökonomisirt, und ihm, der in schönem metaphysischem Sinn ein Feind der Zeit war, gerade diese so gewaltsam aufdringt, daß sie ihm — quälend lang werden muß?

Man gehe doch in sich!

Lückenbüßer.

Die Schule kann man als das öffentliche Leben des Kindes betrachten, und insofern wird sie durch den vortrefflichsten häuslichen Unterricht nicht ersetzt.

•

Was wir lieben und hochschätzen, das ist für uns eine Welt; mit der wachsenden Liebe wächst seine Gestalt, und erweitert sich seine Atmosphäre. Was wir anfeinden oder verachten, das verjüngen wir, und bemühen uns, es unter dem kleinsten Augenwinkel zu sehen.

•

Wir sind bei unsern Wünschen und Hoffnungen wie die heimwehkranken Schweizer in fremden Kriegsdiensten. Wir wollen nicht sowohl wirklich heim zu den Gegenständen unserer Sehnsucht, sondern nur die freie Aussicht auf die Heimkehr.

•

Ich kann mir keinen Fall denken, wo es rathſam wäre, ſich vom Leben zu entfernen, oder vernünftig — ſeine leibliche oder geiſtige Geſundheit durch Anſtrengung zu zerrütten. Denn — was man auch in ſtrenger Zurückgezogenheit lernen mag, das Leben wird auch in Rückſicht der ſublimſten Gegenſtände noch lehrreicher ſeyn, und was man auch durch übermäßige Anſpannung leiſtet, ein langes Leben wirkt immer mehr und dauernder.

*

So wie der Menſch ſelten ganz weiß, was er thut, ſo weiß er auch ſelten, was er genießt, oder was er leidet.

*

„Goldene Mittelmäßigkeit!" ein bezeichnender Ausdruck. Nichts führt ſicherer zum Reichthum, als eine gewiſſe gut benutzte Mittelmäßigkeit.

Der Vermeintliche.

1.

Das Fürſtenthum.

„Ich war, (ſo will ich meinen Jugendfreund Robert S** ſelbſt erzählend einführen), etwa ein Jährchen von Göttingen zurück, als ich in Geſchäften nach N** reiſen mußte. Das niedliche Fürſtenthum, wovon dieß die Reſidenzſtadt iſt, kennt Jedermann aus den Nachträgen zu Büſching. Im Werk ſelbſt wurde es von dem Geographen vergeſſen. Es findet ſich auf jeder genauen Spezialkarte des **ſchen Kreiſes, und würde immerhin als Chatullengut eines größern Potentaten paſſiren. Seine Inwohnerzahl reicht freilich nicht an die der Judengaſſe in Frankfurt am Main, dennoch getraute ich mir mit ſeinen Einkünften die Schuldenzinſe eines mittelmäßigen ungari-

schen Magnaten zu bezahlen. Es stellte ehemals eine halbe Korporalschaft als Kontingent, und dieses hat mehr als einmal in den Reichskriegen, durch den Muth, mit welchem es Reißaus zu nehmen wagte, die hinter ihm stehende weniger kühne Mannschaft mit fortgerissen, und die Flucht vollständig gemacht.

Das Ländchen steht wenigstens jährlich einige Wochen im Flor, nämlich im Lenz. Eine ergiebige Pflaumen-Ernte belebt aber seinen Aktiv-Handel auf ein ganzes Jahr, und versetzt Alles auf eben so lange in Wohlstand. Sein Bergbau geht blos auf Kartoffeln, welche überall zu Tage gehen, und im elendesten Gestein, im Hängenden und Liegenden, nesterweise von Jung und Alt herausgeschürft werden.

Uebrigens liebten die Unterthanen ihren milden Herrn, den etwas anderes als die Fürstenkrone auf seinem Scheitel drückte, und

der ſtatt des ſtrengen Scepters lieber eine ſchlanke Reitgerte in ſeinen Händen ſchwang. Während ſie im Kirchengebet ſein Wohlſeyn erflehten, galten ihre wenigen Flüche blos den Beamten, die, ſo lang ſie an ihnen das zum Auffärben des fürſtlichen Purpurmantels nöthige Blut ſogen, weltüblich ſich ſelbſt zugleich fett mäſteten.

Meine Geſchäfte in beſagter Reſidenz lieſſen mir gar wohl ſo viel Zeit übrig, um an Allem Theil zu nehmen, was in der Stadt und im Schloß heiter und lebensluſtig ſich regte und umgetrieben wurde. Letzteres, verſteht ſich, ſo weit es einem nicht Stifts- und Tafelfähigen vergönnt war.

Wie am Mond die kleinern Höfe immer farbiger ſind, als die großen, ſo ſind auch auf unſrer ſublunariſchen Erde jene immer die luſtigern. Sie ſtehen der Volksfreude näher, und wenn die andern durch ihre Größe an die Gravität gewieſen ſind, ſo

können ſich jene, wie kleine Leute, ohne Schaden ſelbſt parodiren.

2.

Das Hochamt.

Am Sonntag früh trieb michs zur Schloß-Kapelle, ſowohl des muſikaliſchen Gottesdienſts, als der ſchönen Prinzeſſin Thereſe wegen, von welcher ich ſeit meinem Hierſeyn ſo viel Liebes gehört hatte, daß ich vor Verlangen brannte, auch etwas von ihr zu ſehen. Denn nicht zu gedenken der übrigen Aehnlichkeiten, welche ich allenfalls mit Jean Jacques Rouſſeau haben mag, ſo macht mich gewiß dieſe zu ſeinem Leidens- und Freudens-Bruder, daß ich, wie er, von jeher mich gegen ſchöne Prinzeſſinnen beim erſten Anſchauen entflammt fand.

Sie kam in ihre Kirchenloge, und was ich geahnet, war bald geſchehen. Ich wurde in ſie verliebt. Welche Wonne, ein ſchö-

nes Mädchen zu ſehen, aber welche Qual, ſie beſchreiben zu müſſen! Wer noch nie eine reizende Prinzeſſin geſehen hat, an dem ſchlägt die beſte Beſchreibung ſchon gar nicht an. Es denke ſich Jeder das Reizendſte, was ihm im Wachen und Träumen vorgekommen; ich fahre in meiner Erzählung fort.

Ich hatte mich hinter ein Singpult geſtellt, halb mit Abſicht, um es als Catapult gegen die zu erobernde Fürſtentochter zu gebrauchen. Denn wie konnte ich bürgerliches Weſen eher hoffen, von den ſchönen Augen der andächtigen Prinzeſſin bemerkt zu werden, als wenn ich mein muſikaliſches Talent geltend machte: wie oft, ſagte ich mir im Stillen, iſt nicht ſchon aus einem Soloſänger ein Soloſänger geworden! Die Geſchichte hat Beiſpiele.

Nicht lange, ſo ſprach mich der Chor-Regent zuvorkommend zur Mithülfe an.

Ich trug das „Quoniam etc.“ mit dem beſten Ausdruck, deſſen ich mächtig war, vor. Die Verehrte, welcher die fremde Stimme auffallen mochte, blickte gegen die Orgel herüber. Jede Viertelspauſe war mir ein Freipaß zu Gegenblicken. Nach beendigtem Gottesdienſte drang michs, der Prinzeſſin auf dem Corridor in den Weg zu ſtehen. Sie erwiederte mein Kompliment ſehr gnädig, und wenn ihr blaues Auge etwas länger auf mir ruhte, als ich jedem Andern gegönnt hätte, ſo las ich darin einen ſtillen Dank für meinen Geſang.

Ich hatte ſie jetzt in der Nähe geſehen; die einzelnen Züge dieſer ſchönen ſanften Seele, ihr Gang, ihre Bewegungen, ihr Gruß, drückten ſich mir brennend in mein Gedächtniß. Sie war von nun an das herrſchende Bild in meiner Seele.

„Wie wäre mir, dachte ich, wenn dieſe liebliche Sonne, während ſie von Sternen

erſter bis ſechster Größe umgeben iſt, aus ihrer durchlauchtigen Aetherhöhe herab, (denn in Bezug auf Prinzeſſinnen iſt das kleinſte Fürſtenthum dem größten Kaiſerthume gleich), durch ſo viel Wolkenſchichten von Hinderniſſen hindurch, auf mich, den beſcheiden dahin rollenden Satelliten, beſonders freundlich herabblicken und meine wenigen romantiſchen Thal-Gründe und Blumen-Auen huldreich beſcheinen und erwärmen würde? Ja, ich frage mich jetzt, was gibt es außer einer erlaubten Liebe Schöneres, als eine ſolche verbotene?"

3.

Der Spion.

Des Nachmittags kam ein Kammerdiener in meinen Gaſthof, und dann, ganz leiſe tretend, an mich ſelbſt, um mir wegen des Zwecks meines Hierſeyns ein wenig auf den Zahn zu fühlen. Es iſt nicht ſchwer, den Pfiffigſten kommen zu hören, und den hatte der Hof erſt nicht gewählt. Ich hatte

Luſt, weil meine Funktion mir nicht glanzvoll genug erſchien, um der Prinzeſſin, wenn ihr etwas davon zu Ohren käme, ein würdiges Bild von mir zu geben, mich ein wenig in Nebel zu hüllen; ich wußte ja aus der Optik, daß er die Gegenſtände vergröſſert. Er ſah mich halb ehrerbietig, halb zweifelnd an, und ging.

Aus des Wirths gebrochenen Worten brachte ich ſo viel heraus, daß man bey Hof ſchon ſeit einiger Zeit eine bedeutende Perſon erwarte, welche möglicherweiſe in mir verſteckt ſeyn könnte. Ich mochte ihn verſichern, ſo ſehr ich wollte, daß er in mir nichts weniger als einen verkappten Großen zu verehren und wirthmäßig zu ſchneiden habe, ſondern daß er ſich immerhin an die Angaben des Nachtzettels halten möge; er meinte, es reiſen jetzt ſo viele wirkliche und Ex-Potentaten inkognito, daß man gar nicht mehr wiſſe, wen man vor ſich habe; ein

vorſichtiger Gaſtgeber müſſe alſo, wenn ein Reiſewagen vorfahre, die ausſteigenden Paſſagiers ſogleich im Verdacht des höchſten Ranges halten und darnach taxiren.

4.

Die Jagd.

Auf den folgenden Tag war eine Jagd in dem fürſtlichen Thiergarten angeſagt, bei welcher ich die Holde zu ſehen hoffen durfte. Ich ſtellte mich unter die Zuſchauer. Nicht lange, ſo kamen die hohen Herrſchaften durch die Oeffnung des aufgeſpannten Garns hereingefahren. Ich ſah nur ſie, wie ſie in einem niedlichen Amazonenkleide, eine irdiſche Cynthia, ausſtieg, und ſich heiter umſah.

Das fürſtliche Ehepaar, die Prinzeſſin, der Liebling der Fürſtin, (ein aus ihrer erſten Ehe herübergebrachtes Paraphernalgut)

und der Hofspaßmacher, der dicke Kanzleirath Y**, stellten sich in den Jagdschirm.

Diesen Letztern wird die Welt dem **er Hof gern belassen, wenn sie bedenkt, daß die den Fürsten umgebenden Hofweisen als Gegensatz einen Hofnarren verlangen, der ihre Vernunft durch seinen Aberwitz nur desto mehr ins Licht setzt.

Wenn das ganze Land ernsthaft aussieht, weil es viel zu präsiren hat, wer soll Spaß machen? Wird es nicht mit Dank angenommen werden müssen, wenn so ein aufgeräumter Kanzleirath sich anerbietet, außer den Kanzleistunden des Fürsten lustiger Rath zu werden? (So nannte man ehemals die Hofnarren) und wenn bei seinen Don-Quixotiaden, Eulenspiegels- und Hanswurststreichen, bei seinen Schildaerstückchen und lustigen Scenen aus Narren- und Eselsfesten, welche ja in unsrer klugen und gesitteten Zeit nicht mehr zu haben sind, ganze

erlauchte Häuser vor Lachen berſten wollten, durften ſich die Unterthanen nicht die mildeſte Regierung verſprechen?

Die Jagd begann; die Treiber klopften, ſchrieen und ſchlugen an die Büſche, das Wild rauſchte hervor, die Büchſen knallten und der Jagdlärm drang luſtig die Waldhöhe hinab, und durch die romantiſch widerhallenden Klüfte des Thiergartens.

5.

Verlegenheit.

Plötzlich kam der Hofſpion von Kammerdiener, der mich unter den Zuſchauern bemerkt, und dem Fürſten verrathen haben mußte, mit einer Doppelbüchſe zu mir und ſagte: Seine Durchlaucht achteten mein tiefes Inkognito, bäten mich aber, einen Stand zu wählen, und an der Jagd thätigen Antheil zu nehmen.

Ich war nicht wenig betroffen; es war Verlegenheit über das Mißverſtändniß, das

rückſichtlich meiner Perſon bei Hof obzuwalten ſchien, und wie ſich dieſes löſen werde, und zugleich ein ſüßer Schrecken, daß ich der ſchönen Prinzeſſin Thereſe bald näher kommen würde.

Ehe ich mich bedenken konnte, war die Büchſe in meinen Händen, und wollte ich jetzt nicht wie eine verlorne Schildwache daſtehen, ſo mußte ich dem Kammerdiener in einen der Jagdſtände folgen. Das gute Wild hatte unter ſolchen Umſtänden nicht viel von mir zu beſorgen. Wie konnte ich ruhig im Feuer liegen, da in mir ſelbſt ein unruhiges flammte? Und iſt nicht ein Geſchoſſener der ſchlechteſte Schießende? Ein Paar Rehe waren Alles, was ich erlegte.

6.

Gnädiger Spaß.

Der erſte Akt des Spektakels war vorüber. Jetzt kam die Reihe an den dicken

Kanzleirath. Ein muthiges Schwein wurde eingelaſſen, welchem ſich der Waidmann mit der Jagdfeder (ſo nennt die alles mildernde Jägerſprache einen gewichtigen Spieß), die er jetzt ſtatt der Kanzleifeder zu führen hatte, entgegenſtellte. Von einigen Rüden gehetzt, wurde der Schweins-Jüngling krauſer Laune, und wies dem bangen Nimrod ſeine elfenbeinernen Hauer. Der Rath merkte Unrath, und pairte in der Angſt nicht zum Beſten. Endlich ermuthigte er ſich aber doch, denn aller Augen waren auf ihn gerichtet, und eine Speckſeite des Hochwilds war ſeiner Küche ſo viel als gewiß, wenn er den Stoß gut führte. Alle feldbegüterten Jagdfröhner hielten ihm den Daumen, weil ſie den borſtigen Damniſikanten und ſeinen gottloſen Verwüſtungsſinn kannten.

Ein zweiter Fallſtaff ſtand jetzt mit ausgeſpreizten Beinen unſer Held, blaſend und dampfend, und hielt, indem er ſich räuſper-

te, und dann den Jagdruf: Hui S..! — für dieſe das wahre Schlag- und Stichelwort, ausſtieß, die tödtliche Spitze dem wütend anrennenden Borſtenvieh entgegen. Dieſes machte aber eine unerwartete Lanzade, kam ihm, ehe er mit ſeiner Jagdfeder ihr Todesurtheil unterſchreiben konnte, zwiſchen die Beine, und im Nu ſaß der Kanzleirath dem Eber auf dem Rücken, und hielt ſich krampfhaft an der poſthorn-ähnlichen

7.

Fortſetzung

ſeines Leibes. Niemand traute ſich dieſem ſonderbaren Centauren in den Weg zu treten, und dem Kanzleirath, deſſen Sache hier allerdings nicht auf Pflaumfedern ſtand, von dem garſtigen Pegaſus herabzuhelfen. Der Hof hielt ſich vor Lachen den Bauch, die Unterthanſchaft wollte den Spaß nicht verderben.

Die Cavalcade war im Kreis herum gerade bei meinem Stand angekommen, als die Hyäne des Eichwaldes den armen Kanzleiverwandten abschüttelte, und ihm mit ihren Fangzähnen den Bauch aufzuschlitzen drohte. Ich ergriff schnell den neben mir hängenden Hirschfänger, und rannte ihn dem grunzenden Wüterich in den aufgesperrten Rachen.

„Dumpf hin kracht er im Fall, und um ihn rauschten die Borsten."

Homer.

Der lustige Rath lag der Länge und Dicke nach hingestreckt neben jenem, und rief stöhnend: Bin ich todt, oder der Eber? Ich versicherte ihn des Letztern, und hob ihn mit Hülfe der herbeieilenden Jagdknechte auf. Er sah mich mit einem langen todtenbleichen Gesicht an, stammelte dann seinen Dank, und sagte: Gnädiger Herr! wir ahnen die hohe Hand, welche hier mitgewirkt

hat. Das „wir" ſchien ſich auf ſein kollegialiſches Verhältniß mit dem Eber zu beziehen. Ich erwiederte: „es hätte mir leid gethan, wenn Sie ein zweiter Adonis geworden wären." Er verneigte ſich tief, und es zuckte ſchon wieder ein ſchalkhaftes Lächeln in ſeinem Thorheitfältchen, als er ſich ſo wohlbehalten fand.

Der Hof umringte ihn, und bezeugte ſein Mitleid. Der Rath bat, den tragiſchen Vorfall in ewige Vergeſſenheit zu begraben, denn ihm klangen ſchon die ſchönen Benennungen in den Ohren, die ihn jetzt überall verfolgen würden. Die Prinzeſſin beruhigte ihn, und verſprach huldreich, ſich ſeiner anzunehmen.

8.

Herablaſſung.

Jetzt trat der Fürſt zu mir, und machte mir ein Kompliment über mein Treffen; nur bemerkte er, ich hätte, was bekanntlich in

dieſer Saiſon unerlaubt ſey, ſtatt der Rehböcke ihre Weiber erlegt, und alſo dennoch einige Böcke geſchoſſen.

Alles lachte über das fürſtliche Bonmot, und trug es weiter. Die Nähe der Holden machte mich das aber Alles vergeſſen; ſie näherte ſich mir mit verſchämter Röthe in ſichtlicher Verlegenheit, und ſagte mir etwas Verbindliches. Mit von Liebe umnebelten Sinnen nahm ich es auf, und erwiederte es eben ſo zerſtört. Sie ſtiegen in die Jagdchaiſen. Es blieb mir nichts mehr als der Klang ihrer Silberſtimme, und ihr unausſprechlich holdes Lächeln.

Ich war noch nicht recht zu mir gekommen, als mir ein fürſtlicher Reitknecht ein ſchön geſatteltes Pferd vorführte, und mich devot hinauf nöthigte. Mein Bischen Reitkunſt kam mir wohl zu Statten, denn man hatte, wahrſcheinlich in Vorausſetzung meiner vornehmen Erziehung, einen jungen Sa-

tan aus dem Marſtall gewählt. Ich ſprengte an den fürſtlichen Equipagen vorüber, machte den Herrſchaften meine Verbeugung, und ſuchte mich beſonders der Fürſtentochter durch einige Paraden im beſten Lichte zu zeigen. Bei'm Gaſthof gab ich an den mir nachgallopirenden Reitknecht, nebſt einem hübſchen Douceur, meinen ſchwitzenden Schweißfuchſen ab.

Mein Wirth verdoppelte ſeine Ehrerbietung und ſeine Kreide. In mir entſtand aber jetzt eine bängliche Unruhe. Denn, von abenteuerlichen und reizenden Ereigniſſen raſch fortgezogen, hatte ich bisher gar nicht Zeit gehabt, an die weitern Folgen zu denken. Jetzt aber, als dieſer lärmende Zuſtand nachließ, war ich wieder an mich ſelbſt gewieſen, und hatte dieſe bunten und tanzenden Phantaſiebilder in mir zur Ruhe zu bringen.

Faſt wünſchte ich, ich wäre bei Allem ein bloßer Zuſchauer geblieben, und hätte

mich des Anſchauens der liebenswürdigen Prinzeſſin in ſtiller Anbetung gefreut. Jetzt war ich ihr unvermuthet nahe gekommen, aber ich hatte kein rechtes Verhältniß zu dieſer mir fremden Welt. Lagen auch in mir die Keime zu allen möglichen Civilſtellen eingeſchachtelt, und konnte ich, wie ein Zwiebelgewächs, ſeiner Zeit, nach verſchiedenen Häutungen, in einen Staatsrath, Ambaſſadeur oder Premier-Miniſter aufſchießen, was hatte ich jetzt mit dem **er Hof zu ſchaffen, was konnte er von mir wollen?

9.

Der Paſtor.

Dergleichen Gedanken verfolgten mich bis in meine Träume. Den andern Morgen brachte mir ein Livree-Bedienter ein Billet. Der Hofmarſchall ſchrieb mir in fließendem Franzöſiſch: Da ich einmal mein muſikaliſches Talent verrathen habe, ſo müſſe ich

ſchon erlauben, daß man auch das dramatiſche bei mir vorausſetze. Man wünſche bei Hof zum Geburtstag Sr. Durchlaucht „das Kind der Liebe" aufzuführen; wenn ich die Rolle des Paſtors zu übernehmen geneigt ſey, ſo folge hier die Rolle. Abends ſey Probe im Schloß.

Ich war nur einige Augenblicke unſchlüſſig, was ich thun ſollte. Ich hatte zwar nie Gelegenheit gehabt, auf einem Liebhaber-Theater aufzutreten; aber da ich häufig das Schauſpiel mit Intereſſe beſucht, auch meiſtens die eine oder die andere Rolle zu der meinigen gemacht, und durch deklamatoriſche Uebungen mit meinen Freunden die angeborne Schüchternheit abgelegt hatte, ſo durfte ich mich wohl dieſer Kunſt, auch ohne äußere Schule, durch dieſe ſtille innerliche in gewiſſem Grade zugereift und gewachſen glauben. Die Rolle des Paſtors ſchien mir dankbar genug, da ein ſo ſchöner theatrali-

ſcher Lohn, die Hand einer hübſchen Baroneſſe, meiner wartete.

Wahrſcheinlich iſt — dachte ich — die Geſellſchaft, wie manche Kirchengemeinde, um einen guten Pfarrer in Verlegenheit, und ein erträglicher könnteſt du ihr doch wohl werden. Es der ſchönſten und erhabenſten Zuſchauerin zu Dank zu machen, das war auch kein kleiner Sporn.

10.

Die Probe.

Da man zwar bei Hof in meiner unverſtellten bürgerlichen Erſcheinung, wer weiß welches? vornehme Inkognito fand, dieſes aber beſcheiden achtete, ſo konnte ich immerhin dieſe neue reizende Lebenserfahrung mitnehmen. Ich memorirte meine Rolle aufs Beſte, ging zur beſtimmten Stunde ins Schloß, und wurde in den Flügel deſſelben gewieſen, wo eine kleine aber niedliche Büh-

ne aufgeschlagen war. Der Hofmarschall, der mich aufs Artigste empfing, spielte den Baron von Wildenhain, seine Gemahlin die Wilhelmine Böttcher, die übrigen Personen waren durch Dikasterianten besetzt, der reimsüchtige Tafeldecker fand in unserm Kanzleirath seinen Mann.

Man hatte, um sich besser in die Sache zu finden, sogleich das Theater-Kostume angelegt; in einem Augenblick war ich in die geistliche Hülle eingekrochen und flößte Ehrfurcht ein. Ich war begierig, wer die Tochter des Barons, die naive Amalie, übernehmen würde, weil ich zunächst dabei betheiligt war; ich rieth auf die Tochter des Hofmarschalls, doch wollte ich nicht fragen. Man denke sich meine Ueberraschung, als im zweiten Akt die Prinzessin Therese hereintrat, und als Amalie in einem allerliebsten Morgenkleide die Scene mit ihrem Vater, wo er sie wegen ihrer Neigung zum

Grafen von der Mulde ausholt, aufs Naivste durchspielte.

Die Auftritte, wo wir Beide zusammentreffen sollten, traten mir mit Blitzesschnelle nach der Reihe vor die Phantasie; die zuströmenden Bilder trieben mir das Blut zum Herzen; ich hätte in dem Augenblick keinen Ton hervorzubringen vermocht.

Den Grafen von der Mulde gab ein junger Sekretär, der nie über die Gränzen des Fürstenthums hinausgekommen war, und so sehr er sich bemühte, die Narrheiten des französisirenden Gecken darzustellen, doch viel zu wünschen übrig ließ.

11.

Gegenüber.

Mein erstes Auftreten bei dem Vater leitete mich in die Sache ein. Nicht lange, so stand ich vor der schönen Amalie, und hatte ihr die Freuden und Leiden des Ehe-

ſtandes auseinanderzuſetzen. Ihr und ihrem äußerſt wahren innigen Spiel gegenüber wurde mir der Theaterſchein zur vollen Wirklichkeit. Wenn ſie mir in aller Unſchuld ihre Liebe bekannte, wenn ſie mir ihre Hand aufs Herz legte, um mich zum Geſtändniß der Gegenliebe zu bewegen, wenn ich dieſe ſanft und warm in meiner Hand fühlte, wo das rege Leben der zarten Finger an mein innerſtes Nervengewebe taſtete, und die ſüßeſten Akkorde griff, da hätte ich dieſe köſtliche Hand nur behalten und mein eigner Copulator werden mögen.

Wie hinreißend naiv ſagte ſie die Worte: „Hab' ich doch nicht gewußt, was mir auf dem Herzen lag; (dieſes hob und ſenkte ſich ſichtbar unter ſeiner Hülle von Schneeleinwand). Nun weiß ich es, es iſt herunter!" — „Fräulein!" rief ich aus dem innerſten Gemüth, „Sie bringen mich um den Ver-

ſtand, und um mehr als das — um meine Herzensruhe."

Meine Eigenliebe fand die größte Wollust darin, zu bemerken, daß die Prinzeſſin ſich auch ziemlich in wahre Empfindungen hineingeſpielt hatte. Beiden ſtanden während der ganzen Scene die Thränen in den Augen, und die Prinzeſſin erntete den vollſten Beifall bei dem ganzen Theater Perſonale, der augenſcheinlich kein bloßer Erguß der nothwendigen Höflichkeit war.

Der tafeldeckende Kanzleirath löste nun dieſe ſentimentale Scene ab. Er war ſo abenteuerlich aufgeputzt, daß ſchon ſein Anblick Lachen erregte. Ueberhaupt war die gute Haut auch in ihren außertheatraliſchen Rollen mehr der Gegenſtand als der Schöpfer des Lachens, mehr die Zielſcheibe als der Schütz, und ſelten machte er von der Narrenfreiheit Gebrauch, dem Fürſten das, was ſeine Höflinge als etwas Gemeines

und Unbequemes sorgfältig von ihm abhielten, zu sagen — die Wahrheit.

Die Scene, wo Amalie bei des Vaters Stuhl vorgeblich eine Nadel sucht, ihm aber plötzlich um den Hals fällt, und ihn mit Bitten um seine Einwilligung bestürmt, gewann ihr vollends alle Herzen, das meinige voran.

Man hatte an dem ganzen Stück, um es den Umständen anzupassen, Vieles gestrichen und Manches abgeändert. Die Kezereien gegen den Adel durften jedoch bleiben, denn der Fürst ertrug in der Theaterloge Manches, was er außerhalb derselben streng geahnet hätte. Er steckte die Theater-Sentiments ein, und gebrauchte sie als Salz, um seinem gewohnten Leben, aus welchem er nichts weniger als herauszugehen gemeint war, nur noch mehr haut gout dadurch zu geben.

Die Scene, wo der ſchlichte Paſtor wirklich die Hand der ſchönen Amalie davon trägt, hatte man aus Rückſicht auf den Stand der Spielerin auch etwas gemildert, und Umarmung und Kuß weggeſtrichen. Wie man aber oft unwillkührlich in das hineingeräth, was man vermeiden wollte — als der Baron ſagte: „Malchen, willſt Du ihn für mich bezahlen?“ ſo folgte ſie dem gedruckten ungeſtrichenen Original. Sie fiel in meine Arme, unſere Lippen berührten ſich feurig und warm, und mit Rührung ſprach ſie die Worte: „Ach, mir iſt ſo wohl!“

Seliger konnte ich jetzt nicht werden. Wer mir vor Kurzem geſagt hätte, daß ich ſo bald dieſes holde Weſen in meine Arme ſchließen, ihr Herz pochen fühlen dürfte!

Als ich meine Predigershülle auszog, ſagte die Prinzeſſin bedeutungsvoll: „Lieber Paſtor! Sie hätten wohl noch eine Maske abzulegen!“

„Verehrungswürdige Prinzessin, drang mich's zu erwiedern, ich bin und bleibe leider, was ich scheine."

Mit einem zweifelhaften, wehmüthigen Blick verließ sie mich.

12.

Ein Terzius.

In meinem Gasthof war unterdessen ein Fremder abgestiegen, der auf einem herrlichen Meklenburger von einem Bedienten begleitet, vor einer Stunde in dem Residenzstädtchen angekommen war. Er hatte schon vorläufig von der theatralischen Belustigung gehört, welche bei Hof vorbereitet wurde, und kaum hatten wir die ersten Komplimente gewechselt, als er mit viel Interesse sich nach der Sache zu erkundigen anfing. Ich nannte ihm das Stück, die Rollenaustheilung, und auf welche Art ich dazu gekommen, daran Antheil nehmen zu dürfen. Ich

verhehlte nicht, daß man bei Hof hinter mir einen verkappten Vornehmen oder auch vielleicht deſſen vorläufigen Abgeſandten vermuthe, und nun auf die oder jene Weiſe hinter meine Maske zu kommen ſuche. Er bezeugte ein großes Verlangen, auch Zutritt zu finden, und wo möglich die Rolle des Grafen von der Mulde zu übernehmen, die wohl eine beſſere Beſetzung verdiene, und welche er ſchon zu Haus, (er war ein liefländiſcher Edelmann, der ſich aber mehrere Jahre in Paris aufgehalten hatte) auf einem Liebhaber-Theater mit ziemlichem Beifall wollte gegeben haben. Ich konnte das um ſo mehr glauben, als er mir dem Original, abgeſehen von deſſen Seelenleerheit, von Seiten der Gallomanie ziemlich verwandt ſchien. Ich wies ihn an den Hofmarſchall, als welcher die Sache gar wohl noch einleiten könnte.

13.

Der Graf von der Mulde.

Beim Abendessen hörte ich von dem gewandten Edelmann, daß Alles schon im Reinen sey. Froh darüber, diese das Stück sehr heiter colorirende Rolle gut besetzen zu können, hatte man, dem Gast zu lieb, noch eine Probe halten wollen, welches er sich aber verbeten hatte, indem er versicherte, wenn man seine Partieen nur ganz unverstümmelt gebe, so stehe er für jedes Wort.

Der Abend der Aufführung kam; die Plätze füllten sich mit den Honoratioren der Stadt und dem Adel der Nachbarschaft. Das fürstliche Paar erschien, begrüßt von Trompeten und Pauken. Man that sein Möglichstes, um dem Fürsten einen heitern Geburtstag-Abend zu gewähren.

Der Graf von der Mulde hatte sich im Gasthofe angekleidet, und ließ sich nicht eher

ſehen, bis der zweite Akt begonnen hatte. Endlich kam die fünfte Scene. Er trat ein, und ſetzte den Oberſten und ſeine Amalie durch ſein excellentes Spiel in eine gewiſſe angenehme Verlegenheit, denn wirklich, er gab den deutſch-franzöſiſchen Haſenfuß auf eine Weiſe, wie es der Dichter ſich ſchwerlich lebendiger gedacht haben mag.

Die Prinzeſſin wandte ſich im Zwiſchenakt zu mir: „Kaum komme ich recht zu mir ſelbſt, lieber Herr Paſtor. Der Graf hat mich erſchreckt; ich meine immer, es ſey der wirkliche Graf von der Mulde.“

Ich bemerkte, daß die Aehnlichkeit allerdings ſo täuſchend ſey, wie bei wächſernen Geſtalten, und auch auf ähnliche Weiſe erſchrecken könne.

Die Späſſe des guten Tafeldeckers, der mit ihnen die Scharte an ſeinem Jagdmeſſer von neulich wieder auswetzen wollte, wurden über dem Grafen ganz überhört.

Er klagte über einen vergeſſenen Topf mit Pomade, als hätte er ſeinen beſten Freund im Stich laſſen müſſen, und ſein Auge war feucht, als er jammerte, daß jetzt vielleicht die deutſchen Mäuſe den delikateſten Parfüm verzehren, den Frankreich jemals hat gebähren ſehen. Es lief durch die ſpielende und ſchauende Verſammlung, wer wohl dieſer vortreffliche Akteur ſeyn möge. Der Fürſt hatte auf die Bühne geſchickt, und ſich erkundigen laſſen. Es war aber nichts herauszubringen, als ein liefländiſcher Edelmann, der Sr. Durchlaucht in Bälde ſeine perſönliche Aufwartung machen werde.

14.

Talent.

Hatten mir, als Menſchen, geſtern die Scenen mit Amalie einen Himmel voll Wonne gegeben, ſo mußte ich ſie heut als Verehrer der Kunſt hochachten. Es trifft ſich bei unſerm Dramatiker nicht ſelten, daß

er irgendwo die Farben zu ſtark aufträgt, als könnte man des Guten nicht zu viel thun; dann folgen wieder leere Stellen, wo mit vielen Worten eben nicht viel geſagt iſt.

Das Zartgefühl der Prinzeſſin und ihr richtiger Takt goſſen eine wunderbare Harmonie über ihre Darſtellung, die ich geſtern nicht ſo gewahr wurde. Wie eine ſorgſame Wärterin ihr Kind mit feſter Hand über holperige Wege führt und über Gräbchen hebt, ſo daß es auf unbequemen Pfaden doch bequem zu gehen ſcheint, ſo verfuhr ſie mit ihrer Rolle. Sie vermied eben ſo das Alberne, wie das Geſuchte, das Pretiöſe, wie das Aufdringliche; man wünſchte ſie in bedeutendern Rollen zu ſehen, und allerdings mußte man ihr und dem Grafen den erſten Rang zuerkennen; ſie hätten durch ihr heutiges Spiel jedem National- und Hof-Theater Ehre gemacht.

Als die Hofmarschallin zwischen den Coulissen die Prinzessin mit dem Grafen von der Mulde im Scherz aufzog, und ihr vorhielt, wenn es außertheatralischer Ernst wäre, so möchte, ohne mir zu nahe zu treten, doch auch der Graf nicht zu verachten seyn, so erwiederte sie: — der Theater-Schein möge bei uns Beiden wohl sehr nahe mit der Wirklichkeit zusammenfallen, sie lobe sich ihren sanften Herrn Pastor; — wobei sie mich mit einem unbeschreiblich holden Lächeln ansah.

Die Umarmungs-Scene wurde heute nach dem gestrichenen Exemplar gegeben, und ich usurpirte um so mehr die gestrigen unschätzbaren Momente, insoweit sie außer der subtilen Linie der berechnenden Kunst lagen, für mich als Menschen.

15.

Entdeckung.

Das Stück neigte sich schon zum Ende,

als auf einmal hinter den Couliſſen ein entſetzlicher Lärm losging. Der Graf von der Mulde hatte an einer der Lampen Feuer gefangen; ſein Bedienter, brennend, ſeinen Herrn zu löſchen, ſchrie aus Leibeskräften: Waſſer her! Waſſer! Der Prinz von S** brennt! — Der Prinz von S**! rief Alles zuſammen. Ja, ja! das iſt der Graf Mulde. Es iſt jetzt ſchon heraus, und ich darf es ſchon offenbaren, ehe er mir im Rauch aufgeht!

So war alſo das Geheimniß verrathen. Mit genauer Noth war das Stück vollends zu Ende geſpielt worden. Der Vorhang rauſchte nieder. Alles drängte ſich um den dampfenden und von Waſſer triefenden Grafen. Die Prinzeſſin, ſtatt in ihm den Sohn des Fürſten von S**, ihren eventuellen Bräutigam zu begrüßen, wußte nicht mehr, wo ihr der Kopf ſtand; halb unmächtig wurde ſie auf ihr Zimmer gebracht. Der Prinz

entfloh dem Gedränge, und erholte ſich bei ſeinen künftigen Schwieger-Aeltern von dem Schrecken. Ich lief mit verworrenen Sinnen nach Haus.

16.

Souvenir.

Des folgenden Tages ſuchte ich meine Geſchäfte über Hals und Kopf ins Reine zu bringen. Ein Bedienter der Frau Hofmarſchallin brachte mir ein Billet und ein Schächtelchen. Erſteres lautete ſo: „Verehrungswürdiger Herr Paſtor! Ich nenne Sie ſo, weil Ihr Bild, als ſolcher, bei uns das bleibende ſeyn wird. Man iſt Ihnen eine Erklärung über gewiſſe Vorgänge und Aeußerungen ſchuldig, welche Sie wohl zum Theil durch das unerwartete Erſcheinen des Prinzen von S** von ſelbſt werden gefunden haben.'

„Das Portrait, daß unſer Vertrauter und Korreſpondent am Hofe ſeines Vaters

in ſeinem letzten Brief vom Prinzen entworfen, wobei er insbeſondere auch deſſen Liebhaberei für Muſik und Theater erwähnt hatte, traf, ſo wie die Zeit ſeiner wahrſcheinlichen Hieherkunft, ſo nahe mit Ihrem erſten Erſcheinen bei uns zuſammen, daß wir, als der wirkliche Prinz kam, keine Ahnung hegten."

„Ich ſoll Ihnen im Namen der Prinzeſſin Thereſe und Ihrer durchlauchtigſten Aeltern für Ihr ſchönes lebendiges Spiel danken; erſtere, welcher der geſtrige Feuerlärm und die Ueberraſchung ein kleines Fieber zugezogen, bittet, Beifolgendes als Andenken an Sie anzunehmen."

Es war ein goldner Ring mit dem Namenszug der Prinzeſſin aus Brillanten. Ich drückte ihn mit Inbrunſt an meine Lippen; was ſoll ich mich ſchämen, zu geſtehen, daß ein Paar heiße Thränen auf ihn niederfielen, und mit ſeinen kalten Steinen um die

Wette glänzten. Sorgfältig legte ich ihn wieder in sein sammtnes Lager, und steckte ihn in den schon gepackten Koffer. Phantastische Bilder jagten sich in meinen Träumen; die Gestalt der liebenswürdigen Prinzessin schwebte mir vor; in allerhand wunderlichen Zerrbildern kehrten die verschiedenen Situationen der letztern Tage wieder; endlich zerrann das holde Bild, und ihr Name strahlte in glänzendem Brillantfeuer, das mir die Augen blendete. An dem allmählichen Verglühen desselben entschlief ich.

Die Stadt lag noch in den Federn, als ich den Schloßberg hinabfuhr. In den Niederungen lagen weisse Nebel, die Höhen umher strahlten im röthlichen Licht der jungen Sonne. Die Fenster des Schlosses glühten. Ich faßte das Gebäude auf seinem Abhange noch einmal recht ins Auge: Schlummre sanft noch ein Weilchen, himmlisches Kind! Möchte dein Erwachen zu neuen Ver-

hältniſſen ſo heiter ſeyn, als deine ſchöne Seele es verdient! —

Aus dem Adreßkalender kann man ſehen, daß die Verehrte unterdeſſen wirkliche Fürſtin von S** geworden. Was nicht in dem Adreßkalender ſteht, ſich aber aus dem darin aufgeführten Halbdutzend Ehe-Pfändern ergeben dürfte, iſt, daß ihre erlauchte Verbindung wohl nicht unter die ſchlimmſten gehört. Daß einer der Prinzen Robert heißt, mag die Welt dem Zufall, oder einem eben ſo heiſſenden Taufpathen zuſchreiben; meine Eitelkeit weiß ſich dieß anders zu erklären."

Zwiſchenbemerkungen.

Der Kalte weiß die Warmen zu regieren.

Der Beſitzende ſchätzt am Gegenſtande den augenblicklichen Gebrauch, der Entbehrende

vermißt jeden möglichen. Jener hat einen flüchtigen Genuß, dieſer entbehrt eine Welt.

▪

Der Arme beneidet den Reichen, weil er wähnt, dieſer genieße ſeine Schätze nach ihrem generiſchen Weſen, und freue ſich jedes Dinges nach deſſen Eigenthümlichkeit, da ſie ihm doch größtentheils nur Maſſe ſind, und deßhalb ihn ſo wenig befriedigen, als den Armen ſein nothdürftiger Beſitz.

▪

Charakter hat derjenige, der das Unſchöne, das Verwirrende und Verworrene in ſeinem Leben durch Grundſätze in die engſten Schranken weist, der dieſe Feinde des Daſeyns kennt, und bei ihrer unter allerhand Masken verſuchten Wiederkehr bändigt, damit dem klaren freien Leben Raum geſchaft werde.

Die Illumination.

In S** war an dem Tage, wo der geliebte Kronprinz aus einem denkwürdigen Feldzuge voll Gefahren wohlbehalten und mit Ruhm bedeckt zurückkehrte, eine Illumination veranstaltet worden, die, nicht als eine allgemeine angesagt, doch dadurch fast ganz allgemein wurde, daß jeder die Flamme, die ihm im Innern leuchtete, auch äußerlich darstellen wollte.

Eine heitere Nacht begünstigte sie, und, wie das gewöhnlich geschieht, sie war eine Zeitlang das Gespräch der Stadt, oder wenigstens immer der Eingang zu andern Gesprächen.

In jenen Tagen hatte sich auch ein Zirkel gebildeter Personen verschiedenen Alters und Geschlechts versammelt, und als man endlich zu den gewöhnlichen Gesellschafts-

ſpielen griff, ſo nahm ein junger Mann, der gewöhnlich Rath ſchaffen mußte, wenn die Unterhaltung ſtocken wollte, und der den Ball der Heiterkeit und Freude immer wieder neu in die Höhe zu ſchnellen wußte, von der neulichen Illumination Gelegenheit, bei einem Pfänderſpiele die Aufgabe zu machen: jede Perſon in der Geſellſchaft ſolle ſagen, woher das Vergnügen an der Illumination rühre, oder ſolle durch irgend eine Beifall findende Bemerkung über dieſen Gegenſtand ſein Pfand zu löſen ſuchen.

Einem in die Geſellſchaft eingeführten Fremden von intereſſanter Geſtalt ließ man die Ehre der erſten Antwort.

„Die Illumination, ſagte er, iſt eine öffentliche Stimme des Volks, durch welche ſie irgend ein großes und ſchönes Ereigniß, ſey es nun der ehrende Beſuch eines Großen der Erde, oder die glückliche Vermehrung des Regentenſtammes, oder die

Zurückkunft der Helden aus muthvoll beſtandenen Gefahren ꝛc. zu feiern ſucht. Die Erſcheinung deutet auf eine allgemein verbreitete Freude, die aus den beleuchteten Fenſtern wie aus hellen Augen ſieht. Wie könnte eine ganze Stadt ihre Wonne und Luſt ſprechender an den Tag legen?"

Die artige Pfänderbewahrerin reichte dem jungen Mann mit freundlichem Blick ſein Pfand.

Die zweite Antwort hatte ein junger Naturphiloſoph zu geben.

„Was iſt ſchöner als Feuer? Wer enträthſelt ſein geheimnißvolles Weſen? und wie herrlich heben ſich die ſymmetriſchen Flammen auf dem dunkeln Hintergrund der Nacht hervor? Es ſcheint ein Firmament in den Straßen zu glänzen."

Er erhielt ohne Schwierigkeit ſein Pfand.

Ein Künſtler löste das ſeine durch folgende Bemerkung:

„Durch die Beleuchtung erscheint uns die Architektur des Hauses auf eine eigenthümliche Weise, und wie man sie sonst nicht zu sehen gewohnt ist; die größern Massen treten im feurigen Umriß hervor, das Uebrige müssen wir nur denken, und das ist gerade das Anziehende. Alles Taghelle ist prosaisch, im Helldunkel, im Halbverhüllten wohnen die Geister der Phantasie.“

„Das mag alles recht schön seyn, sagte ein neckendes Frauenzimmer, aber ich sah manches Häuschen, das wohl besser gethan hätte, seine Architektur ganz zu verhüllen. Da lobe ich mir die schönen Transparents, das bunte Farbenspiel, wie in der X-Straße bei Y. Das Farbenklavier des Pater Castell kann schwerlich schönere Stücke spielen. Ich habe mir eine allerliebste Zeichnung gemerkt, die ich meinem Geliebten zum Andenken auf seinen Tabacksbeutel ſti-

cken will. Ich wünſchte, daß bei ſolchen Gelegenheiten größere transparente Gemälde, z. B. Mondſcheine, Veſuve ꝛc. zum Vorſchein kämen, ſie würden gewiß Beifall finden."

Der Wirth des Hauſes, Juſtizrath S., äußerte ſich alſo: „Mir iſt bei allem Schönen der Gedanke das Beſte. So läßt mich die erſte Sängerin kalt, wenn ich nicht verſtehe, was ſie ſingt, oder wenn es ein Opernunſinn iſt. Habe ich alſo im Allgemeinen die Illumination betrachtet, ſo verweile ich gern bei den Sinnſprüchen und Emblemen, und bemerke, wie ſich Verſtand und Unverſtand durch kurze aber unverkennbare Merkmale vor einem großen Publikum ausgeſtellt haben. Eine gute Inſchrift halte ich für etwas ſehr ſchweres, und man ſieht es wohl, daß der Lapidarſtyl nicht jedermanns Sache iſt. Ein gedankenreicher kurzer Spruch, obſchon nur ein paar flüchtige Stunden durch

ein Fenſter flammend, glüht doch oft Jahre lang in dem Gedächtniß der Schauer nach, ein Witzſpiel ergötzt eine ganze Stadt, und bei jeder künftigen Illumination wird ſeiner wieder gedacht.

Er erinnerte jetzt an einige ſinnvolle Sprüche, und dann an einige luſtige, wie ſie gewöhnlich nicht ausbleiben, weil jeder ſich zutraut, wenn es gilt, komiſch zu ſeyn.

Kaum hatte er den Ton angegeben, ſo drängte eine Geſchichte die andere, man wurde muntrer Laune, ja ein Paar loſe Vögel tiſchten Beleuchtungsanekdoten auf, mit denen ich meine Leſer billig verſchone.

Ein Korreſpondent des Kameral-Korreſpondenten angelte mit der Bemerkung nach ſeinem Pfand, daß für die Koſten einer ſolchen Illumination die Armen aufs beſte geſpeist und getränkt werden könnten, und daß im Bewußtſeyn dieſer wohlthätigen Handlung doch

gewiß eine reinere Freude läge, als in dem Anſchauen von einer halben Million Lampen.

Die Frauenzimmer verſchwuren ſich, ihm ſein Pfand vorzuenthalten, indem man, wenn er ſolche Maximen verbreitete, zuletzt um alle öffentliche Feſte und Schauſpiele komme. Sie bemerkten, ob denn nicht auch der Arme einen ſinn- und herzerhebenden Anblick, wobei er ſeinen Hunger vergeſſe, einem Almoſen vorziehen werde, und meinten, viele Arme lebten lange nicht ſo elend, als man gewöhnlich glaube; die Hungrigſten wären diejenigen, die es gar nicht merken ließen.

„Alles nach Zeit und Umſtänden! fiel der Juſtizrath vermittelnd ein. Gott hat uns dieſes Jahr mit Getreide und Wein geſegnet, der Thätige fand ſeine Nahrung, der Alte, Schwache, Kranke fand wohlthätige Hände; man durfte ohne Scrupel an eine öffentliche Freude denken, die das tägliche

gewohnte Leben, seine Anliegen und Sorgen heiter unterbricht, und der gemischten Menge einer Inwohnerschaft Gelegenheit gibt zu fühlen, daß sie in Frohsinn und Dank Eins seyn kann."

„Aber es gibt Zeiten des Mangels und allgemeiner Noth, wo man bei dergleichen herzerhebenden Veranlassungen, wie der neuliche Tag war, billig zuerst an diejenigen denkt, die des Oels ermangeln, ihren Lebensdocht anzufeuchten. Laßt uns die Weisheit verehren, die in solchen Zeiten Resignation empfiehlt, und zu Verbreitung stiller Freude in den Hütten räth, daß einmal wieder ein fröhliches Feuer auf dem kleinen Herd lodere, und das dünne Kerzenlicht ein nährendes Mahl bescheine."

„Eine illuminirte Straße fuhr ein Mann, der hübsche Reisen gemacht hatte, fort, wird ein ganz anderes, gleichsam höheres Wesen, wie ein Gesicht, aus dem die Freude

glänzt, alle Züge in einer ſchönern, als der alltäglichen Harmonie zeigt. Auf eine ähnliche Weiſe, wie am Frohnleichnamsfeſt in Rom durch die herausgehängten Tapeten und Gemälde, durch die aufgeſteckten Maien, die alles verbindenden Blumenkränze geſchieht, wird auch hier die Straße gleichſam zu einem langen Saale. Sie entzückt uns durch den Kontraſt, den ſie mit ſich ſelbſt in ihrem Werktagszuſtande macht."

„Werden gar erhabene Gegenſtände, wie z. B. in Rom die Kuppel der Peterskirche beleuchtet, ſo ergießt ſich ein wunderbarer Zauber über ſie, ſie reißen ſich los von der Erde, ſie ſcheinen mehr dem Himmel anzugehören. Warum ſollte ein ſolches Schauſpiel nicht eine reiche Quelle von Unterhaltung und Luſt für die Zuſchauer werden?"

Eine Dame, etwas über die Blüthenjahre hinweg, geſtand, daß ſie, bald geſättigt durch die Illumination ſelbſt, bei die-

ſer, ſo wie bei ähnlichen Gelegenheiten die Zuſchauer ſelbſt mit aufs Theater zö-ge, und ſich an ihren Aeußerungen beluſti-ge; ſie freue ſich über die ſauſende Menge, welche ein ſolches Schauſtück verſammle, insbeſondere mache ſie ſich ein Geſchäft dar-aus, dem auseinanderlaufenden Volk mit den Augen und der Phantaſie nachzugehen und zu bemerken, wie jeder nach erfülltem Hauptzweck nun noch ſeinen Nebenzweck ver-folge, und aus dieſem Feſt den möglichſten Privatgewinn zu ziehen ſuche.

Der Urheber des Frageſpiels äußerte zum Schluß, daß Illuminationen ihrer Na-tur nach nur ſeltene, durch beſonders denk-würdige Ereigniſſe geheiligte Erſcheinungen ſeyn und bleiben müſſen, indem ſie auf eine lange Zeit das Auge ſättigen, um ſo mehr da ſie nicht wie die meiſten andern Kunſt-Erſcheinungen eine Entfaltung zulaſſen, und indem ſie ſich entwickeln, bei dem Zu-

ſchauer zugleich einen ſchönen Wechſel der Gemüthszuſtände veranlaſſen. Dieß ſey auch der Grund, warum eine gewiſſe unbehagliche Leere eintrete, wenn man zu lange dabei verweile.

Gedanken religiöſen Inhalts.

Wie kommt der Menſch zur Religion?

Er erwacht in der Welt, in der ſie ewig da iſt.

•

Vor Zeiten hat man den Teufel mehr gefürchtet, als den Tod, jetzt fürchten die meiſten den Tod mehr als den Teufel.

•

Ich bedaure den Menſchen, welchen die Noth — aber noch vielmehr den, welchen das Glück nicht beten lehrt.

•

Der Zweifel zerſplittert die Welt in lauter Atome, der Glaube ſchafft die größten Geſtalten.

*

In unſern Zeiten behaupten viele: die Hoffnung der Seligkeit ſey weiter nichts, als — die Seligkeit der Hoffnung.

*

Wenn die Natur „das Antlitz Gottes" iſt, ſo iſt die religiöſe Menſchheit ſein Auge, durch das er am lebendigſten ſeine innerſte Seele offenbart.

*

Geſtalten kann man nicht wiſſen; man ſchaut und glaubt ſie.

*

Nicht durch die Natur geht der Weg zu Gott, ſondern durch die Menſchheit; dem Wehen dieſes lebendigen Odems nach.

*

Sobald man über die Religion ſpricht, ſo kann man kaum mehr religiös ſprechen.

*

Viele haſſen gerade das Land der Religion nicht, ſie können nur die Brücke dahin nicht mehr finden.

•

Nicht das Denken, ſondern die Denkungsart iſt die Hauptſache bei der Religion.

•

Jedes brünſtige Gebet iſt ſtets eine bis ins Tiefſte gehende Totalrekapitulation unſers Lebens. Wer nicht mehr beten kann, dem bleibt ein beſtändiger Bodenſatz im Gemüth.

•

Es iſt mehr um das Glauben, als um das Geglaubte — mehr um das Hoffen, als um das Gehoffte; mehr um das Lernen und Auflöſen, als um das Gelernte und die Auflöſung; mehr um den Weg, als um das Ziel zu thun.

•

Innerhalb des Schauens iſt das Glauben, innerhalb des Glaubens das Wiſſen.

•

Wenn du dir eine wichtige Frage nicht beantworten kannſt, wenn es die Weiſeſten nicht können, dann frage dich, ob du überhaupt fragen ſollſt.

*

Man kann nicht fortwährend ohne Religion ſeyn, man iſt entweder auf dem Wege von ihr oder zu ihr.

Die ſchöne Viktor.

1.

Es war ein heiterer Herbſtmorgen, als der Juſtitiar des Grafen am Ende des Marktfleckens den Schloßberg hinaufſtieg. Er blieb zuweilen ſtehen, und ſah hinaus in die ſich immer weiter öffnende Gegend. Ueber ihm ſtanden die ernſten Maſſen eines bemoosten Gebäudes, von ehrwürdigen Eichen umgeben, und von mancherlei anderer Vegetation umwuchert. Die ſparſam angebrachten Fenſter glänzten vom Wiederſchein der Morgenſonne. Wie er höher kam, trat ein Rücken der nahen Waldberge um den andern hervor; im Mittelgrund ſenkten ſich die Höhen abwärts, ein Fluß beſtreifte ihren Fuß, und in weiter Ferne gegen Süden ragten die Alpen gigantiſch in den ſonnigen Aether hinauf. Alles ſchwamm in ei-

nem violetten Duft, wie er dieser Jahreszeit besonders eigen ist.

Baurenfeind, der Gerichtsdiener, von seinem Bullenbeisser begleitet, keuchte mit einem Bündel Untersuchungs-Akten hintendrein. Er hatte noch zuvor beim Wirth zum goldnen Bock auf ein Gläschen zugesprochen, wie er denn meistens des Morgens an irgend einen Wirth des Fleckens etwas auszurichten hatte.

Er war überhaupt ein geordneter Mann, nämlich in seiner Unordnung war Methode, er konnte für einen Mann nach der Uhr gelten, nur zog er diese jede Stunde in einem andern Wirthshause hervor, und so war er denn auch, wenn man nur seine täglichen Umgänge wußte, immer richtig zu treffen, wenn man seiner bedurfte.

Als er den Herrn Justitiar erreicht hatte, kamen sie sogleich auf die oben festsitzende geschlossene Gesellschaft zu sprechen.

Das Schloß nämlich, das die Ahnherrn des Grafen bewohnt hatten, bis einer der letztern der stolzen und romantischen Einsamkeit auf der Höhe den Verkehr mit den Bürgern und Bauern im Thale vorgezogen, und sich eine freundliche Wohnung im französischen Styl mit einem modernen Garten am obern Ende des Marktfleckens erbaut hatte — war zu einem Verwahrungsorte des in den mancherlei kleinen Herrengebieten herumschweifenden Gesindels verwendet worden, aus dem man jährlich einmal die ärgsten Galgenvögel auswählte, um an ihnen ein Exempel zu statuiren.

Da hatten es die alten Raubgrafen besser. Mit faustgroßen Diebsorganen fuhren sie frei hier aus und ein. Die jetzigen unfreiwilligen Bewohner hinter ihren vergitterten Fenstern, bei denen Gall das Organ vielleicht kaum haselnußgroß fände, mußten sich gefallen lassen, wenn der Operateur —

die Justiz — für nöthig fand, den Strick als radikal-kurirendes Haarseil und Ableiter der Materia pekkans an ihnen zu appliziren.

„Mir sollte es nur leid thun um die schöne Viktor, sagte der Gerichtsdiener, wenn wir ihren weissen Rücken mit Ruthen streichen oder brandmarken müßten; denn, bei Gott! Herr Justitiar, es ist doch ein stattliches Mädchen!"

Der Justitiar gab ihm recht, verbarg aber, daß er selbst ein größeres Wohlgefallen an ihr finde, als sich mit seiner Inquisitorstelle vertragen wollte.

„Mein Sir! fuhr jener fort, man dürfte ihr nur die Kleider von unserm Fräulein Constanze anziehen, und sie könnte sich perfekt überall, wo man diese nicht ganz genau kennt, für sie ausgeben"

„Mir ist die Aehnlichkeit auch schon aufgefallen, erwiederte der Justitiar. Es

kommt aber vielleicht daher, weil wir hier herum überhaupt wenig Mädchen dieses Schlages sehen, und weil die hübschen einander ähnlicher sind, als die häßlichen."

2.

Während dieser Reden waren sie oben unter den Eichen vor dem Schloß angelangt.

„Der gnädige Herr will heute auch dem Verhör der Vagabunden beiwohnen, sehe Er noch einmal hinab, ob Er nichts von ihm erblickt;" sagte der Justitiar, während der Eisenmeister von innen die schweren Thüren aufschloß.

Der Gerichtsdiener verneinte es, und lächelte vor sich hin. Jener verstand das Lächeln wohl, darum fragte er ihn nicht um die Ursache. Sie gingen die Wendeltreppe hinauf ins Verhörzimmer.

Es ist billig, daß man dem Leser sagt, warum der Gerichtsdiener gelächelt hat.

Es galt dem gnädigen Herrn, dem Grafen Feldberg, einem Wittwer von fünf und vierzig Jahren. „Ich weiß schon, dachte Baurenfeind bei sich, warum er zum Verhör kommt. Der Justitiar hat ihm ohne Zweifel von der schönen Viktor gesagt, er hat von Jugend auf die hübschen Weiber leiden mögen, die Neugier sticht ihn, die schöne Verbrecherin zu sehen; mein Gott! es wäre ja nicht das erstemal, daß er mit so einer armen Sünderin Mitleiden gehabt, und sie hätte springen lassen. Wüßte ich denn nicht allerhand davon zu sagen?“

Der Graf Feldberg konnte übrigens für das Muster eines adelichen Herrn gelten. Neben einigen schwachen Seiten und vornehmen Leidenschaften, besaß er auch viele vortreffliche Eigenschaften.

Er liebte Spiel und Jagd, Gesellschaft und Wein, aber er konnte auch wieder recht gut allein seyn, und sich in seiner Bücher-

ſammlung, oder in vernünftig-ernſtem Geſpräch mit dem Juſtitiar unterhalten Er war ſtolz gegen Vornehme, herablaſſend gegen ſeine Unterthanen; er verſtand und liebte die Oekonomie, ſeine Beſitzungen hatten den Vorzug vor allen der Umgegend.

An den Zeitereigniſſen nahm er warmen, oft leidenſchaftlichen Antheil, aber er ſuchte auch etwas darin, mit den Literaten über das neueſte Treiben der Gelehrten ein gebildetes Wort ſprechen zu können.

Das Fortepiano ſpielte er mit viel Fertigkeit; ſeine Neigung zur Muſik ging aber noch tiefer als ſeine Kunſt. Es ſchmerzte ihn an ſeiner Conſtanze, daß ihr ein gutes muſikaliſches Gehör, und noch mehr alle Neigung zu theoretiſcher Erlernung der Tonkunſt mangelte. „Das haſt du von deiner Mutter, pflegte er oft zu ſagen, dieſe konnte kaum ein Kirchenlied im rechten Ton und Takt ſingen“

Der Graf beſaß auch hübſche Sammlungen, worunter vorzüglich eine von Gemmen und Edelſteinen Erwähnung verdient. Er ging niemals aus, ohne einen oder den andern ſeltnen Ring an den Finger zu ſtecken, wobei er nicht läugnete, daß beſonders bei dieſer Liebhaberei nicht gerade ein tiefes wiſſenſchaftliches Intereſſe, ſondern mehr eine inſtinktartige Verehrung dieſer Seltenheiten mit im Spiele ſey, von welcher er ſich weiter keine Rechenſchaft zu geben verlange.

Doch wir nehmen den Faden unſerer Erzählung wieder auf.

3.

Der Juſtitiar legte unter ſonderbar ſich durchkreuzenden Gefühlen ſeine Papiere zurecht. Drauſſen hatte der heitere Morgen noch einige Nachzügler von Lerchen in die hohen Regionen hinaufgelockt, wo ſie in herrlicher Freiheit, und ſelig in der Gegenwart,

ſich gleichſam mit Tönen an die warme Sonne hinanſaugten; aber in trüber Stille faſſen die zum Theil ſchwer gravirten Gefangenen, und dachten mit Bangen vor der ſie erwartenden Strafe, oder mit Entwürfen zum heimlichen Durchbrechen — der Zukunft.

Ein Mädchen war unter den Landſtreichern, das vielleicht an manchem Gaunerſtreich wer weiß welchen Antheil genommen, er ſollte ihre Vergehen mit richterlichem Scharfſinn erheben, und er hätte ſie ſo gern ſchuldlos gewußt, um ſie ſeiner Theilnahme, ja noch ſtärkerer Gefühle würdig zu finden. Das Reizende der Natur, das Schöne der Menſchheit trat in ſeinem Innern in recht ſchneidenden Contraſt mit den Wegen des Laſters, mit dem Walten unglücklicher Verhängniſſe.

Er ließ zuerſt die Mutter des erwähnten Mädchens, die ſogenannte blonde Liſel vorführen, — ein ſehr verſchmiztes Weib,

die schon ihr unstäter wilder Blick charakterisirte. Ihr Leben, so weit es durch frühere Verhöre, und die Aussagen anderer Consorten erhoben worden, war nicht besser und nicht schlechter, als das der meisten Landstreicher gewesen. Sie hatte mit verschiedenen Männern von ebenfalls bescholtenem Ruf im Concubinat gelebt. Abgelegene Höfe, einsame Mühlen, kleine im unwegsamen Gebürg versteckte Weiler waren ihre Schlupfwinkel gewesen; die Bewohner hatten aus Furcht, das lose Volk möchte sie ausrauben, oder ihre Häuser in Brand stecken, oder auch froh, durch solche Strichvögel zuweilen Kunde von der Welt, und neue Anregungen in ihrer melancholischen Einsamkeit zu erhalten — ihnen Herberge und zuweilen auch Lebensunterhalt gegeben; dafür theilten diese das Erbettelte oder Gestohlne zu anderer Zeit mit ihnen.

Jahrmärkte, Kirchweihen, Feste ꝛc. waren die Zeiten des Vollaufs für die Ban-

den. Von den gegen sie veranstalteten Streifen hatten sie meistens vorher Wind bekommen, und entgingen den Nachsuchungen um so leichter, als diese nicht in verschiedenen Gebieten zugleich angestellt worden waren.

So lebte dieses Volk in einer Art von Naturzustand, eifersüchtig auf jedes Eigenthum, auf jeden festen Besitz, welche sie nur unter sich selbst gelten ließen, in einer Defensive gegen den auf sie fahndenden weltlichen Arm, listig im Spiel, in Wahrsagerei, in allerhand Betrug, und kriegerisch gewaltthätig nur, wo List allein nicht mehr ausreichen wollte, beim Einbruch, oder wenn es galt, irgend einem Reisenden seine Bürde abzunehmen.

Der Inquirent richtete, nachdem jenes erhoben war, seine Fragen auf die Herkunft der Tochter, denn ob diese gleich in ihren Zügen die Mutter nicht ganz verläugnete, welche noch jetzt Spuren ehemaliger Schön-

heit an sich trug, so hätte er doch gern gefunden, daß diese Aehnlichkeit blos zufällig seyn, und jene sich als ein geraubtes oder sonst aufgefangenes Kind darstellen möchte.

Die Landläuferin gab in ihren Antworten, wenn wir sie in Zusammenhang bringen, und aus ihrer Gaunersprache in die unsrige übersetzen — folgende Auskunft:

„Die Viktor ist mein rechtes Kind, und hat, wenn mich nicht alles täuscht, einen vornehmen Mann zum Vater Leider konnte ich nie erfahren, wer oder wo er ist, und ob er überhaupt noch lebe. Die Strenge der Polizei hat uns zu jener Zeit, es mag ungefähr neunzehn Jahr her seyn, — aus der Gegend des Elsaßes vertrieben, wo ich mit ihm zusammen kam. Wir hielten uns mehrere Jahre in Schwaben und dem südlichen Baiern auf. Die Revolution kam dazwischen, ich konnte als wir wieder einmal jene überrheinischen Gegenden durch-

wanderten, nicht mehr erfahren, wer der junge Edelmann gewesen seyn mochte, in welchem ich den Vater des Mädchens mit allem Grund vermuthen mußte. Doch, was hätte es mir auch viel geholfen, und wie hätte ich meine Ansprüche irgend geltend machen können?"

„Uebrigens wird Ihnen schon ihre Gestalt sagen, daß sie keines Bettelmanns Kind ist. Ich fand es bald auch an dem ganzen ihr angebornen Wesen, denn — glauben Sie es nur, — sie hat sich immer für besser gehalten, als uns Leute. Wo etwas zu erwerben, zu fangen war, da konnten wir nie auf sie rechnen, obgleich dem Trotzkopf die Geschicklichkeit durchaus nicht dazu gefehlt hätte. Höchstens taugte sie zum Aufpassen, und zum Verarbeiten und Verkauf des Erworbenen. Sie hat oft Schläge bekommen, weil sie manches wieder an arme Leute verschenkte, um was wir mit Witz und

geübte Hand den Reichen erleichtert, und wofür wir doch immer mit unserer Haut zu haften hatten."

„Am liebsten war es ihr, wenn es Botschaften zu bestellen, zu rennen, zu klettern gab. Hier that sie es an Gelenkigkeit und Schnelle allen unsern Buben zuvor. Wir lachten oft über sie, wenn sie einem Hasen nachlief, oder einem Eichhorn das Leben sauer machte, und scharfe Sinne hatte sie auch, das muß man sagen, daher wir alle sorglos waren, wenn sie auf der Lauer lag."

4.

Diese Eröffnung der Landstreicherin unterbrach der hereintretende Gerichtsdiener mit der Nachricht, daß der gnädige Herr so eben den Waldweg heraufreite, und den Augenblick hier seyn könne; worauf er ihm entgegen eilte, um ihm das Pferd abzunehmen. „Lassen Sie Sich nicht stören, Be-

ſter!" ſagte der Graf, als er ins Verhörzimmer eingetreten war, und einen flüchtigen Blick auf die Vagantin geworfen hatte. „Ich bin auf dem Weg, den Lerchenflug drüben zu beſuchen, und da wollte ich auch hier ein bischen nachſehen. Mein Baumeiſter ſagte mir, der Dachſtuhl und die Hintermauer bedürfen einer Reparatur. Wer iſt dieſe Weibsperſon, und was hat ſie verbrochen?"

Der Gerichtshalter ſagte kurz das Nöthige und fuhr, während der Graf ſich halb gegen das Fenſter, halb gegen das Zimmer gewendet, auf einen Stuhl niederließ, in ſeinen Fragen fort. Die weitern Antworten der Vagantin enthielten das Folgende:

„Kamen wir in ein ruhiges Quartier, ſo machte ſich meine Viktor gleich über die bunten Kleider her, die wir erbeutet hatten, und ſchnitt und nähte ſich eines davon zu-

recht. Es ſteckte der Närrin von Kindheit an im Kopf, ſie werde dereinſt eine angeſehene Frau werden, wir konnten aber nie herausbringen, woher ihr dieſer Wahn entſtanden ſey. Man rieth mir oft, ſie an reiche junge Herren zu verkuppeln, ich weiß aber, daß ſie lieber geſtorben, als uns ſo in Nutzen gegangen wäre. Ueberhaupt ſchämte ſich die Kröte unſers ganzen Gewerbes, und hat z. B. nie etwas ſelbſt genommen. Nur nach Einem griff ſie mit einer unüberwindlichen Begier, nach Ringen und Edelſteinen, wiewohl ſich dieſe Waare bei uns ſehr ſelten machte. Es war aber bei ihr weder Habſucht noch Eitelkeit, der Narr hatte nur ſeine kindiſche Freude an den blitzenden Steinen. Sie konnte auch am beſten unter uns die rechten von den falſchen unterſcheiden."

Der Graf wandte ſich lächelnd gegen den Juſtitiar: „Eine recht noble Paſſion!

Es ist Schade, daß sie nicht hinter meinen Glasschrank gekommen ist.“

„Das Mädchen hat noch eine andere Leidenschaft, fuhr Jene fort, die sie Gott weiß von wem, erbte. Sie zeigte schon in frühen Jahren Anlage zur Musik; je mehr sie heranwuchs, und je weniger sie diese Neigung befriedigen konnte, desto stärker schien sie zu werden. Wir mußten ihr eine Zitter schaffen. Sie brachte es fast ohne alle Anleitung zu großer Fertigkeit, und wenn sie mit ihrer klaren Stimme auf den Märkten sang, so umstand sie ein dichter Kreis, und es regnete Münze in ihre Schürze.“

„Ihre höchste Freude aber war, wenn wir irgend in einem Kloster oder in einer Stadt zu einem musikalischen Hochamt kamen, oder sonst eine vollstimmige Musik hörten.“

Der Graf hatte nicht ohne Theilnahme dieſe Erzählung mit angehört. „Laſſen Sie doch das Mädchen hereinkommen, ſagte er zu dem Juſtitiar. Ich bin wirklich neugierig, die Landſtreicherin zu ſehen, deren Anlagen ſo aus ihrem verachteten Stand herausſtreben.“ — Jener klingelte, ließ die Mutter abtreten, und die Tochter vorführen.

5.

Sie erſchien. Der Stolz, der das Bewußtſeyn eigener Wohlgeſtalt begleitet, kämpfte auf ihrem Geſicht mit Scham und Verlegenheit. Sie war ſehr nett gekleidet; ein hellgrünes kurzes Flanellröckchen, ein weiſſes geſtricktes Wämschen mit rothen Bändern, ein kleiner Strohhut mit künſtlichen Blumen und einigen Flittern gaben ihrer Geſtalt etwas reizend leichtes und freies. Sie war mittelgroß, ſchlank, ihre Glieder von dem herrlichſten Ebenmaß, ihre Ohren und Hände beſonders ſchön und fein. Ihr Ge-

ſicht war zwar ein wenig von der Sonne gebräunt, am Halſe fing aber ſchon die durch Blutröthe gedämpfte Weiſſe an; ihr Blendendes nahm zu gegen den ſittſam verhüllten jugendlichen Buſen.

Der Graf konnte des Anblicks der Dirne nicht ſatt werden. Der Juſtitiar kam mit ſeiner Amtspflicht merklich ins Gedränge. Mit beſonderem Intereſſe forſchte er darnach, woher ihre Hoffnung rühre, einſt als Frau zu Ehren zu kommen, und warum ſie den Grund derſelben ihrer Mutter nicht geſtehen wolle.

Sie wurde ſchamroth, und ſchwieg. Nach einigem Bedenken ſagte ſie endlich: „Ich war noch ein Mädchen von acht Jahren, da trafen wir einſt mit einer Zigeunerhorde zuſammen. Eine alte Zigeunerin zog mich an ſich, liebkoste mich, und ſagte mir aus der Hand wahr: Ich würde einen angeſehenen Herrn zum Gatten erhalten, ich müßte mich

aber alles Schlechten enthalten, und was ſie mir vertraut, niemand, auch meiner Mutter nicht offenbaren."

Juſtit. Warum haſt du aber dennoch an den loſen Streichen deiner Leute Antheil genommen? Haſt du nicht gewußt, daß Müſſiggang, Betrug, Dieberei, Verbrechen ſind?

Viktor. Wir ſprechen eine andere Sprache als Sie, worin dieſe Dinge nicht ſo arg lauten, und wie ich zu ſprechen gewohnt war, ſo gewöhnte ich mich auch zu denken.

Juſtit. Du konnteſt aber doch ſchon daran ſehen, daß eure Lebens- und Handlungsweiſe nichts tauge, weil ſie euch über kurz oder lang den Gerichten in die Hände liefern mußte, die euch immer auf die Wege ſtunden.

Viktor. Meine Mutter ſagte, das ſey eben ein nothwendiges Uebel, und jeder Stand hätte ſeine Plage.

Juſtit. Warum haſt du nicht einen ordentlichen Dienſt geſucht? Es hätte dir an einem Unterkommen nicht fehlen können.

Viktor. Mein Gott! ich bin eben ſo aufgewachſen. Ich war geſund und froh, ich machte mir immer zu thun, und enthielt mich möglichſt vom Unrecht. Sie wiſſen ſchon, daß man manches nicht ganz gut findet, und doch nicht davon los kommt.

Juſtit. Es iſt Schade um dich, deine Wohlgeſtalt hätte dich überall offene Arme finden laſſen, du wäreſt ein beſſeres Schickſal werth geweſen.

Die ſchöne Landſtreicherin fing an zu weinen, und ſagte: „Die übrigen Kinder ſind alle geworden, wie ihre Eltern, ich habe mir die Fehler meiner Mutter zur Warnung und Abſchreckung dienen laſſen. Lange freilich meinte ich, es müßte ſo ſeyn, wie ich es ſah. Jezt wüßte ich wohl etwas Beſſeres, ich wünſchte es zu erlangen, aber

was kann mir das helfen! Ich fühle wohl nach und nach, daß ich sehr unglücklich bin. Die Zigeunerin betrog mich; ach, es wird noch ein schlechtes Ende mit mir nehmen!"

Der Justitiar sagte tröstend: „Die Zigeunerin hat es vielleicht gut mit dir gemeint, sie verhieß dir Ehre, damit du nicht in Schande fallest. Der Glaube gibt zuweilen selbst, was er verspricht."

6.

Der Graf hatte kein Wort von dieser Abhör verloren; sein Antheil wuchs mit jeder Minute. Er nahm den Justitiar ans Fenster. „Was wäre dieses unglückliche Geschöpf unter andern Umständen geworden? sagte er sichtbar bewegt. Ist es nicht jammerschade, daß wir sie ins Spinnhaus schicken sollen? Haben Sie noch nicht erhoben, wie sie zu den Landstreichern gekommen ist? Ich will alles verloren haben, wenn sie einen Vaganten zum Vater hat, es müßte

denn ein Mann gewesen seyn, der sich einst mit der Welt überworfen, und dann etwa ein Räuberhauptmann geworden wäre." —

„Ich will es Ihnen nur gestehen, es gehen mir sonderbare Dinge durch den Kopf. Als die Viktor vorhin laut zu weinen anfing, als ich sie husten hörte, da erschrack ich im Innersten. Ich kannte eine Dame, mit welcher sie in der Stimme die auffallendste Aehnlichkeit hat; ja auch die Züge dieser Frau riefen mir die ihrigen gleich bey ihrem Eintritt ins Gedächtniß zurück. Sie haben ohne Zweifel schon oft gehört und gefunden, daß Enkel sehr häufig ihren Gros-Eltern ähnlich werden."

„Was haben Sie über ihre Herkunft denn erhoben?"

Der Justitiar erwiederte, daß die Mutter vorgegeben, im Elsaß vor neunzehn Jahren mit einem jungen vornehmen Mann zusammen gekommen zu seyn, in welchem

ſie den Vater des Kindes vermuthe, den ſie aber nachher nie wieder habe erfragen können.

„Im Elſaß, rief der Graf mit Haſt, und wie alt biſt du, Mädchen?“

„Achtzehn Jahr!“

„Hat dir deine Mutter nie den Ort näher bezeichnet, wo ſie den jungen Mann, welcher dein Vater ſeyn ſoll, will getroffen haben?“

„O ja! ſagte Viktor. Seit ich groß bin, hatte ſie kein Hehl daraus. Ich hörte ſie manchmal den andern erzählen, in dem Hagenauer Wald, in einem einſamen Grund wäre eine Mühle. Hier hätte ſie ſich eines Mittags mit einer älteren Weibsperſon, von den übrigen getrennt, aufgehalten. Ein paar junge Herren in Jagdkleidern, von einem Jäger begleitet, wären in die Stube gekommen, hätten ſich dann Milch

geben laſſen, und mit ihnen ein Geſpräch angefangen. Sie hätte bald bemerkt, daß der Jüngere und Hübſchere an ihr Wohlgefallen finde. Die Herren hätten mit einander franzöſiſch geſprochen; der Aeltere ſey nicht lange nachher mit dem Jäger weggegangen, jener aber hätte dann geſucht, mit ihr allein zu ſeyn."

7.

Während Viktor ſo erzählte, ſtürzte dem Grafen das Blut aus Naſe und Mund. Er ſah glühend roth, und dann plötzlich todtenbleich.

„Um Gotteswillen, was iſt Ihnen, lieber Herr Graf? rief der Juſtitiar, indem er ihm auf den Armſtuhl half. Ich will Jemand rufen, der um den Arzt hinabläuft."

Der Graf winkte verneinend. „Es wird nichts auf ſich haben. Ich alterirte

mich. Es ist bald vorüber — das Mädchen — ihre Geschichte — lassen Sie mich nur zur Besinnung kommen!"

Während dem hatte sich Viktor ängstlich besorgt dem Grafen genähert; der bedenkliche Zufall setzte sie über ihr Verhältniß weg. Das Gericht schwieg. Der leidende Mensch forderte den helfenden Menschen.

Sie ließ sich vor ihm nieder, zog ihr schneeweisses Tüchlein hervor, und wischte ihm das Blut von Mund und Kinn. Der Schrecken hatte sie auch blaß gemacht, sie sah dem Grafen mitleidsvoll in die Augen.

Er blickte bewegt auf sie hin, und schlang dann einen Arm um sie: „Ich danke dir, liebes Kind!" sagte er mild weinend.

Der Juſtitiar ſtand mit einem unausſprechlich ſüßen Gefühl, das er nicht zurückweiſen konnte, neben der Gruppe.

„Ich bin jetzt nicht in der Verfaſſung mich zu verſtellen, lieber Juſtitiar, fuhr der Graf leiſe redend fort, indem er Viktors Hand unwillkührlich zu ſeinem Herzen führte — die Dame, von der ich Ihnen ſagte, war meine Mutter, und dieſes Mädchen — iſt meine Tochter!“

8.

Der Juſtitiar gerieth in die angenehmſte Beſtürzung über dieſe Eröffnung. Sonderbare Gedanken und Gefühle bewegten ſich in ſeinem Innern. Weniger aus Zweifelſucht, als um das Ueberraſchende, das Erfreuliche näher beſtätigt zu finden, fragte er nach einigem Stillſchweigen beſcheiden: ob der Graf der Sache auch gewiß ſey, ob er keinen Anſtand nehme, der

Aussage der Mutter, als eines listigen Weibes, Glauben beizumessen.

„Wenn das Weib auch die Lüge selbst wäre — hier ist Wahrheit! Jenes Ereigniß ist geschehen, und was mir etwa noch an Zweifeln übrig bliebe, das verbannt der Anblick des Mädchens selbst. Je mehr ich sie ansehe, desto mehr finde ich unsere Familienzüge in ihr, ja auch das innere Wesen, von welchem diese Züge die bloße Oberfläche sind. Sie ist **mein** Kind, und so schenke ich ihr auch mein Herz."

Viktor — kürzlich noch ein verachtetes, ja mit Recht verfolgtes Geschöpf, und nun plötzlich von so süßen, von den schönsten Banden umschlungen, für die Tochter eines verehrungswürdigen Mannes, des Herrn des Landes anerkannt, wußte sich in dieses Ueberraschende nicht zu finden. Es überstieg ihr Denken und Fühlen, ihre ganze Fassungskraft. Sie lag erschrocken, bleich, schweigend dem Grafen im Schoos.

„Was ſoll nun geſchehen, Herr Graf? nahm endlich der Juſtitiar das Wort, — wie gedenken Sie dieſen Knoten auf eine — Ihrem Stand, Ihrem Charakter nicht nachtheilige Art vollends aufzulöſen?“

„Wir wollen es überlegen, erwiederte Feldberg. Ihr Blick iſt jetzt freier, als der meinige, machen Sie einen Vorſchlag.“

„Vor der Hand, glaube ich, ſollte die Sache noch geheim gehalten werden. Die Welt trägt ſo etwas Neues, Beſonderes auf eine vergröſſerte und mannichfach verunſtaltete Art herum. Iſt erſt einige Zeit darüber hingegangen, ſo ſpricht ſie von dem Vergangenen das Beſte, das heißt — gar nichts“

„Ganz Recht!“

„Die Mutter könnte hier oben im Schloß als Köchin, Schaffnerin ꝛc. verwendet werden. Dieſe beſſere Exiſtenz wird von ihrer

künftigen Aufführung abhängig gemacht. Sie ist unter strenger Aufsicht, nach und nach gewährt man ihr mehr Freiheit. Sie erfährt den Zusammenhang erst, wenn Sie es für gut finden."

„Sehr wohl!"

„Viktor — könnte —

„Sie muß sogleich von ihrer Mutter getrennt werden. Ich schicke sie zu meiner Schwester nach Wachbach. Sie wird ihre zweite bessere Mutter."

„Vortrefflich, gnädiger Herr! — dem Eisenmeister, der ohnehin mit der Welt keinen Verkehr hat, sagt man, die Leute seyen bloße Landkrämer, die man irrig im Verdacht gehabt. Die blonde Lisel wird sich gern unschuldig stellen."

„Wie ists aber mit Baurenfeind, der weiß wohl schon zu viel?"

„Seyen Sie auſſer Sorgen, Herr Graf! — Zum Vertrauten müſſen wir ihn allerdings machen; bezahlen Sie aber ſeine Pöſtchen in den Wirthshäuſern, und ſetzen ſeiner Verſchwiegenheit jährlich ein Fäßchen Wein aus, ſo iſt er ſtumm wie ein Fiſch, denn er iſt ebenſo durſtig. Er gehört zu den Menſchen, die nicht leicht etwas ausplaudern, weil ſie überhaupt aus guten Gründen gern ein allgemeines Stillſchweigen über die Menſchlichkeiten des lieben Nächſten einführten.“

Der Graf nickte lächelnd ſeine Genehmigung. „Nun verlaß uns ein wenig, ſagte er dann erheitert, indem er das Mädchen auf die Stirne küßte, du gottloſe Dirne! aber halte reinen Mund!“

Sie faßte ſeine beiden Hände, drückte ſie innig an ihre Bruſt und lief dann wie ein neugebornes Weſen der Thüre zu.

Draußen ſtand Baurenfeind, den ihre Haſt auf den Gedanken brachte, ſie wolle

zu entſpringen ſuchen. Er ergriff ſie am Arm, und führte ſie unter dem entſetzlichen Gebell ſeines Hundes wieder herein.

„Daß dich das Donnerwetter! ſchrie ihm der aufbrauſende Graf entgegen — Willſt du ſie gehen laſſen? Begleite ſie auf des Eiſenmeiſters Stube, bis wir dir weitern Befehl geben.“

Jener entſchuldigte ſich ganz verblüfft, und wußte nichts anderes aus der Sache zu machen, als daß die ſchöne Vagantin den gnädigen Herrn herumgebracht habe. —

9.

Es wundert uns nicht, wenn wir nach einiger Zeit den Juſtitiar oft genug mit dem Grafen in Wachbach finden, wo ſie nachſehen, ob die reizende Viktor ihrer Erzieherin Ehre mache.

Am liebſten nahm erſterer dieſe kleine Inſpectionsreiſe allein vor; die Aeuſſerun-

gen der Pflegemutter über ſie verſtärkten das Intereſſe, das er bisher an ihr genommen, immer mehr.

„Es rührt mich oft zu Thränen, ſagte ſie einſt, wenn ich ſehe, wie dieſes grundgute Kind nicht ſowohl mit dem eigenen böſen Willen, als vielmehr mit anerzogenen Gewohnheiten, mit einer gewiſſen frivolen Ungebundenheit gewaltſam im Stillen kämpft, wie ſie den Geiſt der Ordnung, des ſittlich- und geſellig-ſchönen Beiſammenſeyns an ſich zieht, und gleichſam krampfhaft feſthält, um ja nicht mehr in jenen Abgrund zurückzuſinken. Sie erſcheint mir dann als ein ſchuldlos in den Fall mitgezogener Engel, der mit allen Kräften wieder zum Licht ſtrebt.“

Der Juſtitiar fand nicht ſelten Gelegenheit, mit ihr allein zu ſeyn, er begleitete ſie in den Garten, aufs Feld; er fühlte aber bald, wie er ſeine Neigung zu dem

reizenden Geschöpf durch Zurückhalten und Verbergen nur noch mehr anschwelle.

Viktor ihrerseits hatte schon in ihrem vorigen Zustand den Mann hochschätzen gelernt, der statt einer gefürchteten kaltstrengen Procedur ihr ein gefühlvolles menschliches Herz zuwandte.

Ein an sich nicht sehr bedeutendes Ereigniß gab Gelegenheit, ihm ihr Gemüth in dieser Rücksicht noch näher zu enthüllen.

Er war eines Tages auf einem von dem Grafen kürzlich erkauften Pferde angekommen. Das junge Thier hatte die üble Gewohnheit, sich zu bäumen. Viktor begleitete ihn beim Abschied bis unter die Thüre. Er sezte sich auf, und wechselte noch einige freundliche Reden; da geschah es, daß das Pferd, des Aufenthalts überdrüßig, sich bäumte und fast überwarf.

Es lief ohne weiteres Unglück ab, als daß der Justitiar absteigen mußte, weil der Gurt zerrissen war.

Viktor war todtenblaß, ſie wankte zu ihm hin, und bat ihn, nicht mehr aufzuſteigen.

Er machte nicht viel aus dem Vorfalle, und meinte, es könne von dem Reitknecht durch einen ſogenannten Steigriemen Vorſorge getroffen werden. Sie wurde aber immer ungeſtümmer, faßte ſeine Hände, nöthigte ihn unter die Hausflur herein, und wollte nicht von ihm laſſen. Als er auf ſeinem Vorſatz beharren zu wollen ſchien, ſo umfing ſie ihn mit zitternden Armen, und beſchwur ihn, unter einem Strom von Thränen, ein anderes Pferd zu nehmen. „Der Gedanke iſt mir unerträglich, rief Sie, daß Sie Schaden nehmen könnten. O! wenn Sie wüßten, von welcher Folter Sie mich befreiten, Sie würden ſogleich einwilligen. Ich ſah einſt, wie durch ſolch einen Sturz ein Knabe von ſeinem Pferd erdrückt wurde. Und wenn ich auf den Knieen bitten muß, Sie müſſen, Sie müſſen mir willfahren.“

Natürlich geschah es nun ohne Widerrede, und nie vielleicht wurden auf einem alten Klepper süßere Empfindungen gehegt, als von unserm Justitiar während seiner Heimkehr.

Es wurde ihm auch nachher durch die Gräfin verrathen, daß er dem jungen Herzen, das allen Anzeigen nach noch nie einen Mann geliebt, näher gehe, als er vielleicht denke. Sie wollte eine gewisse Unruhe an ihr bemerken, wenn er länger als eine Woche ausbleibe, ein aufgeregtes Wesen während seiner Anwesenheit, eine kleine Melancholie, wenn er wieder fort sey Sie merke, daß er bey Viktor von manchem das heimliche Motiv sey; in seine Besuche hatte diese eine gewisse periodische Folge hineingerechnet, an welche er selbst nicht gedacht.

Nun fand also die Erzieherin einen äusserst thätigen Collaborator — an der Liebe. Warum sollte nicht auch diese das Beste

und aufs ſchnellſte ausrichten, da erſt ſie Natur und Leben wie mit einem Zauberſchlage verſtändlich macht, und ſie nach dem entſchwundenen erſten Kindertraume zum zweitenmal mit dem holdeſten Lichte übergießt?

10.

Wir überſpringen den Zeitraum von ein paar Jahren, in welche die wechſelnden ſeeligen Momente des ſüßen Entbehrens, und des harmloſen Genießens der beiden Liebenden fallen, die ſich jedes Herz am beſten durch ſeine eigenen Erinnerungen malt, wenn es ſo glücklich war, einſt recht herzinnig geliebt zu haben. Wir finden Viktor bald als die Gattin des braven Mannes, der ſeine Wahl nie zu bereuen fand. Es ging freilich eine unbeſtimmte Sage im Land über ihr früheres Verhältniß, aber ihre Gegenwart ließ überall, wo ſie hinkam, an nichts als an ſie ſelbſt denken, und ſühnte jeden mit dem aus, was etwa vorhergegangen ſeyn könnte.

Wie aber doch frühe Gewohnheit auch über die herrlichste Natur und die beste Erziehung durchs ganze Leben eine gewisse Gewalt ausübt, und periodisch mahnt, so bemerkte auch der Gatte an seiner geliebten Viktor besonders in den Tagen des Frühlings ein gewisses Heimweh hinaus in die Wälder, in ländliche, in wilde Einsamkeit, in die weite Welt, zu andern, zu ganz fremden Menschen.

Ein Ausflug, eine Gebirgsreise, ein Aufenthalt im Bad, ein paar Maskenbälle, wo sie als Vagantin, in ihren ehemaligen Anzug gekleidet, allerhand Neckereien ausübte, heilte so ziemlich alles wieder aus.

Von den blitzenden Steinen wußte sie ihrem gütigen Vater auch manchen abzuschwatzen, doch konnte sich Constanze, die sie schon bis zur höchsten Vertraulichkeit liebgewonnen hatte, als sie ihr wahres Verhältniß zu Viktor erfuhr, im Ganzen nie über Vervortheilung beklagen.

Einen Schatz brachte ſie ihrem Gatten in die Ehe mit, Liebe zur Ordnung und Tugend, weil das Laſter für ſie nichts Lockendes mehr haben konnte, und eine unzerſtörbare Geſundheit des Leibes und der Seele, die ſich auch auf ein halbes Duzend lieblicher Kinder forterbte.

Moraliſche Kraft der Kunſt.

Darüber ſind wir eins, daß Kunſt und Wiſſenſchaft nicht mit Kartoffeläckern und Melkkühen in eine Claſſe gehören, ſo daß alſo der Zeichner nicht etwa dazu ſeine Kunſt hat, um Wirthſchaftsgewächſe oder anatomiſche Präparate, Mißgeburten ꝛc. darzuſtellen, und nur in Nebenſtunden einen Laokoon, — der Chemiker, um Materialiſten

und Färbern in die Hände zu arbeiten, und am Sonntag etwa dem Naturphiloſophen.

Ob wir uns aber auch darüber verſtändigen, in wiefern die Kunſt beſſern könne, oder ſolle?

Fordern nicht Viele im Stillen, ſie ſolle ein Zuchtmeiſter, Heidenbekehrer oder Galgenprediger ſeyn, möchten ſie nicht gern den Apollo zum Hofmeiſter, die Muſen zu Gouvernantinnen machen, und fragen ſie nicht jedesmal nach der Moral des (Kunſt) Stücks, und nach dem Fabula docet? Derjenige gemalte Brutus gälte ihnen für das größte Meiſterwerk, deſſen Anſchauen zu den meiſten Cäſars-Morden begeiſtert hätte; ein verlorner Sohn ſoll wiedergefundene ziehen, das Hogarthiſche Leben eines Lüderlichen ſoll lauter Leben der Heiligen bewirken, und Schillers Räubern wird verdacht, daß aus Veranlaſſung ihrer einige Studenten Galgenvögel geworden ſind.

Mir ſcheint es eine übertriebene Forderung, daß die Kunſt, deren Zweck gleichwohl kein anderer als Veredlung der Menſchheit iſt, im Einzelnen und durchs Einzelne beſſern ſoll. Dies leiſtet ja manches gemeine Ding eben ſo gut und oft viel ſicherer. Wenn es auf Guteswirken ankommt, ſo kann ſich die Kunſt ſchwerlich mit einer entdeckten Düngererde, einem bequemen Bruchband, einer Schachtel mit friſchem Impfſtoff, einem gefundenen Schatz, einem guten Rathe, einer Ruthe oder Ohrfeige ꝛc. meſſen, und Schillers, des Vaters, Abhandlung über Baumſchulen konkurrirt mit Schillers, des Sohns, Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, und allen ſeinen poetiſchen Produkten.

Wer durch ein Gemälde, durch einen Vers, durch ein Adagio kann gebeſſert werden, der kann auch das Gegentheil früher oder ſpäter.

Wenn von einzelnen Wirkungen und ſtatuirten Exempeln die Rede iſt, ſo treten den hohen Uraniden der alten und neuen Praxiteleſſe die wollüſtigen Badnymphen, den Altarblättern die obſcönen Kabinetſtücke, den Jungfrauen von Orleans die Pucellen, und den ſieben Worten Haydn's die Walzer und Fandangos gegenüber, und es fragt ſich, wer beym Abwägen der gewonnenen Seelen mehr lacht, der Himmel oder die Hölle.

Die Wirkung der Kunſt kann nur im Ganzen gemeſſen werden, und ſie wirkt auch beym einzelnen Menſchen, abgeſehen von Zufälligkeiten, die weder auf ſeiner noch ihrer Seite eine Zurechnung begründen, nur im Ganzen. Sie bringt eine ſchöne Anſicht des Lebens zu Wege, ſie enthebt ihn der Enge ſeines Privatdaſeyns, durch ſie wird ihm auf dem kürzeſten, bequemſten und ſchönſten Wege kund, daß er, ſo weit er nur ſein Auge zu öffnen vermag, ſich als den le-

bendigen Theil eines immer größern Ganzen ſchauen könne. Sie ſagt ihm, in welch heitere Zonen, zu welch neuen Beziehungen er hinaufſteigen könne, wenn er ſich über den Dunſtqualm des Täglichen erhebe. Sie iſt gleichſam die Muſik, während und nach welcher der Menſch nichts Böſes oder Gemeines thun kann, nicht weil ſie ihm vormoraliſirt hat, ſondern weil er in ſeinem ganzen Weſen zu gut dazu iſt, weil er ſo eben aus einem Element kommt, welchem würdig zu leben er ſich bemüht.

Wie vor ſchroffen Klippen die Waſſer branden und überſtürzen mit toſendem Lärm, in die lachende Bucht hinein aber die Wogen ſich brechen, und als krauſe Wellen den Uferſand beſpülen, ſo verhält ſich die Seele des Gemeinen, der mit ſtarren Begriffen, mit engen Gewohnheiten vor den Gegenſtänden ſteht, gegen den, welchem die Kunſt die Seele mit einer ſchönen Lebenstiefe,

einem phantaſiereichen Hintergrund ausgeweitet hat. So wird ja auch der Menſch in einzelnen Momenten hart und roh, wenn ihm dieſe Phantaſieferne in ſeinem Innern ſich verbaut und er nur an die Gegenwart wie an eine feſte Mauer hinanblicken muß.

Ich möchte alſo nie ein einzelnes Kunſtwerk um ſeine moraliſche Kraft fragen, wohl aber, in welcher Welt der Kunſt und Phantaſie der Menſch oder das Zeitalter überhaupt und im Ganzen lebt, in welche Tiefen hinein die Diſſonanzen des Augenblicks und des engen Lebens verhallen, und wie der Kunſthimmel heißt, der ſich über ihr Erdendaſeyn wölbt.

Aus dem Leben eines Sängers.

1.

Laß mich, lieber A*, mit einer allgemeinen Bemerkung beginnen, welche zugleich die Entſchuldigung enthält, warum ich dir nicht früher die neueſten Kapitel aus meinem Leben mitgetheilt habe: der Menſch kommt gewöhnlich nur an das Tägliche, Nächſtliegende, und dann an das Nothwendige, Unaufſchiebliche, wogegen er das blos Räthliche, was füglich heute oder morgen geſchehen kann, meiſtens ſo lange aufſchiebt, bis es endlich doch ein Nothwendiges wird.

Du kennſt mich in dieſem Punkt, und weißt, daß ich in letzterer Rückſicht ein würdiges Mitglied der lockern Künſtlerzunft bin. Doch zur Sache!

Wir trennten uns bei der B**ſchen Truppe, du folgteſt dem ſchmeichelhaften

Ruf an das W**r Theater. Ich blieb. War ich denn nicht durch meine amphibiſche Natur als Schauſpieler und Sänger meinem Prinzipal zu ſeiner Subſiſtenz ſo nothwendig als das Eſſen, indem ich dieſes ſelbſt herbeiſchaffen half? denn ohne Ruhm zu melden, (doch, „nur die Lumpe ſind beſcheiden") war denn nicht der gute Baß, zu dem mir Gott Bruſt und Kehle gegeben, und der, wenns darauf ankam, auch Tenorpartieen bezwingen mußte, die wahre Baſis und der Grundſtein, auf welchen für jetzt das ſchwankende Glück der Geſellſchaft gebaut war, beſonders da die Prima Donna ſich närriſch in mich verliebt hatte, und nur deswegen zu halten war, weil ſie gern unſere zuweilen vorfallende theatraliſche Heirath zu einer wirklichen auf Leben und Tod gemacht hätte.

Fürwahr unſer Zuſtand war oft nicht ſehr beneidenswerth, und wenn wir ſo in

den fatalen Interims des Theaters, wo die heitern Naturbilder draußen das Scheinleben auf den Bretern überglänzen, und alles hinauslocken, und wo das spielende Personale seine Hundstagsferien und Bademonate halten könnte, wenn es das Geld dazu hätte, — wenn wir da einige Städte und Städtchen durchzogen, kaum den Theaterzins und die Lichter, die unser luftiges Werk beschienen, verdient, und immer einen Theil unserer Garderobe bei kreditirenden Wirthen und Viktualienhändlern zurückgelassen hatten, dann hätte oft der Thespiskarrn uns sammt allen unsern Siebensachen gefaßt. Wir reisten dann meistens im ebenen Lande, als wären wir in Hochgebirgen, nämlich zu Fuß, und ein zweiter Hogarth hätte, uns abbildend, einen trefflichen Pendant zu jenem Blatt, worauf eine gestrandete Schauspielertruppe in einer Scheune ihr Wesen treibt, liefern können.

Wäre unser Direkteur nicht so ein lie-

ber guter Mann gewesen, ich hätte eine freiere Kunsthöhe gesucht. So aber konnte ich es nicht übers Herz bringen, ihn zu verlassen. Das Geld in seiner und unserer Kasse hielt, wie das Wasser in gekrümmten Röhren, stets wagerechten Stand — sofern nur irgend dergleichen darin war. Dieses aber in kritischen Zuständen aufzutreiben, besaß er wirklich ein bewundrungswürdiges Talent; er ließ uns alle, Sänger und Spieler, in der Kunst, kalte Herzen zu rühren, weit hinter sich zurück. War es halbwegs möglich, so waren der Braten, die Torte, der Wein, die auf die Theatertafel kamen, wirklich was sie schienen; durch die Matadorskehlen floß höchstens zur Zeit der Noth Bier statt Wein; nur einmal, als ich den Don Juan spielte, machte die theatralische Illusion einen Rückschlag auf den Spieler selbst. Als ich im fürchterlichen letzten Akt mit gottloser Leichtfertigkeit vor dem, seinem Grabmal entstie-

genen, steinernen Gouverneur aß und trank, so fand ich, daß der Wein — bloßes gefärbtes Wasser sey.

Hierüber mehr als über den schauerlichen Besuch betroffen, befiel mich eine gewisse wilde Unruhe, die auf mein Spiel sehr vortheilhaft wirkte. Demungeachtet muß ich bei dieser Gelegenheit die Bemerkung machen: daß es dem Akteur bei dem Zuschauer großen Eintrag thut, wenn er aus leeren Bechern Luft statt Wein schluckt oder an aus Holz geschnitzten Gänsekeulen nagt. Während alles auf den Bretern auf Täuschung beruht, müssen die Speisen, die der Spieler zu sich nimmt, wahre seyn, so wie in gewissem Sinn die Gefühle, die er von sich giebt.

Jene unevangelische Weinverwandlung rührte aber nicht von der Direktion her, sondern unser Leporello, der schon drei Tage keinen geistigen Tropfen über die Zunge gebracht, gestand nachher in der

Garderobe, daß er, außer Stand einen gefunden Ton und Spaß vorzubringen, sein Absehen gleich anfangs auf die Flasche gerichtet, und mit etwas gebranntem Zucker ein unschädliches Weinsurrogat fabrizirt habe. Er rechnete um so mehr auf meine Verzeihung, als er wußte, daß ich niemals mit leerem Magen und durstiger Leber auf die Bretter steige, in der Ueberzeugung, daß nur aus guten Nahrungsstoffen der geistige Kunstschaum farbenglänzend aufsteige, und daß das Schreien der niedern Bedürfnisse die leisen Stimmen der höhern übertöne.

2.

Noch immer gefiel mir dieses leckere Theaterleben; wir durchzogen Deutschland die Kreuz und die Quer, und richteten uns immer nach Zeit und Ort, und so gut wir es vor der Kunst verantworten konnten, nach dem Verlangen des Publikums. In

Reichsſtädten übernahmen ſich unſere tragiſchen Helden nie ſo, daß ſie größer in Geſtalt erſchienen, als der regierende Amtsbürgermeiſter, in Flecken konnte ſich der Schulz mit ihnen meſſen. So blieben wir faßlich, und die Akteurs brauchten ſich nicht ſtark anzugreifen, um aus ihrer gewohnten Art hinauszukommen. Ich meinerſeits, um das häufig ſo verſchriene deutſche Publikum kennen zu lernen, ſtellte allerhand galvaniſche Verſuche mit den Zuſchauern an. Bald kräuſelte ich meine Rolle durch Schnörkel und Verzierungen ſo auf, daß ſie mir ſelbſt wie eine neu friſirte Wolkenperücke erſchien, dann nahm ich ſie ein andermal ganz einfach, und verſagte mir faſt jeden Triller, Vorſchlag und Mordent. Ich experimentirte die ganze Skala des Geſchmacks und Ungeſchmacks durch.

Wie ein bedeutender Menſch einem jeden Auge anders erſcheint, ſo gibt es auch

nicht leicht eine Rolle, die nicht von mehrern Seiten genommen werden kann; selten hat der Dichter die individualisirenden Züge so vollständig angegeben, daß der Schauspieler sie nur, wie seine Garderobe, anzuziehen braucht, um in charakteristischer Persönlichkeit da zu stehen. Besonders in der Oper muß man oft den wahren Verstand erst in die Rolle hineinlegen, weil so oft keiner darin ist. Es ist im besten Fall eine Theatermalerei, bei der Phantasie und Urtheil freies Spiel haben.

Es kam mir selten ein Charakter vor, dem ich gar nichts abgewinnen konnte, und wie man dem Menschen zumuthet, er solle das Leben dichterisch z. B. als ein Theater anschauen, so gab ich mir umgekehrt Mühe, mein Spiel als eine Art wirklichen Lebens zu betrachten und zu betreiben, und nicht nachzulassen, bis ich einen gewissen Zusammenhang in das oft lose und fadenscheinige

Gewebe des Dichters gebracht hatte. So verſuchte ich es mit mehr als einer Rolle ſie galt mir für ein lebendiges Modell, das mir ſitzen mußte, ich wendete dieſes auf ſeinem drehbaren Geſtell nach verſchiedenen Seiten, ich gab ihm verſchiedene Stellungen, und machte ſo eigentlich hier meine Studien, die ich mir gleichwohl wie ein Akademiſt bezahlen ließ.

Ich denke, das Publikum habe dabei nichts verloren, denn meinem Spaß lag doch immer ein tiefer Ernſt zum Grunde, ſelbſt wenn ich mir etwa einmal im Muthwillen beigehen ließ, zur Abwechslung eine tragiſche Rolle ironiſch durchzuführen, und aus einer Heldenhaut die ſpitzigen Satyrs- oder Faunen-Ohren hervorgucken zu laſſen, um ſo das Geſchäft des Traveſtirens, das oft in ſchlechte Hände fällt, oder das bei mittelmäßigen Produkten der beſſere Zuſchauer ausübt, ſelbſt zu übernehmen.

Als Opernsänger gab ich mir besondere Mühe, in meinen Vortrag das zu bringen, was ich den „Accent der Empfindung" nennen möchte. Es ist die besonnene Vertheilung von musikalischem Schatten und Licht, von ganzen und Mitteltinten, wodurch erst der Gesang in allen Theilen lebendig wird und wirkt, und seine rechte Haltung gewinnt. Es ist die letzte Vollendung und Beseelung, welcher alles, Organ, Schule, Fertigkeit, Geschmack ꝛc. als dem Höchsten dienen muß.

Im Ganzen hatte ich alle Ursache, mit dem Publikum zufrieden zu seyn, das man immer achten wird, wenn man es nicht nur so in Pausch und Bogen beurtheilt, und, was billig ist, auf seine Culturstufe, auf seine Interessen, auf Zeit und Ort, wo man spielt, Rücksicht nimmt. Eine vernünftige Unterhaltung findet überall gute Aufnahme; das oberste Gesetz ist aber, nicht zu langweilen. Wenn ich in Gesellschaft

nach den Urtheilen hinhorchte, so fand ich, daß nicht leicht eine unserer künstlerischen Absichten und Bestrebungen verloren gegangen war. Ueberhaupt überzeugte ich mich, daß das Unverkünstelte, auf seine reine menschliche Grundlage Gestellte, und mit selbstgefühlter Empfindung Vorgetragene und Gesungene nirgend seine Wirkung verfehle. Wem von uns es gelang, die rechten menschlichen Saiten zu treffen, dem fehlten nie die überfließenden Augen gerührter Herzen, oder der laute Beifall, durch den sich der freudig überraschte Sinn Luft macht.

Nur über Eines konnte ich mich recht sehr ärgern; wenn ich nämlich sah, wie besonders in grösern Orten ein Corps von Tonangebern, Vorurtheilern und Vorklatschern sich in die vordern Reihen drängte, und durch seinen nach partheiischen Absichten und Rücksichten ausgetheilten Beifall den guten Sinn des Publikums beschrie, und seinen freien Erguß störte.

3.

Wie aber alle Verhältniſſe ihren Kreislauf beſchreiben, und der höher ſtrebende Menſch, wenn er endlich merkt, daß die nämlichen Erſcheinungen wiederkehren, um alles nicht dahin zu bringen iſt, den alten Weg noch einmal zu machen, ſo ging es auch mir. Die Kunſt iſt ewig — aber ihre Ausübung, ihr Genuß gelingt dem Menſchen nur auf eine endliche Weiſe. Die Natur, die Menſchlichkeit forderten ihre Rechte. Das Alte ſollte mir unter der Form des Neuen erſcheinen. Ich wußte oft nicht, was mir fehlte, wenn ich in meinen Rollen zuletzt wie in ausgetretenen Schuhen auftrat, und ohne Ernſt und Liebe ſang und ſpielte. Es mögen, dachte ich, gute Leute dir gegenüber ſitzen, aber in der Loge ein paar göttliche Meiſter, im Parterre eine geliebte Seele, die Geiſt und Gemüth dieſer zerſtreuten gefühlvollen Herzen repräſentirten, das könnte dir neuen Aufſchwung geben. Denn ſo ſehr auch der

Schauspieler und besonders ein Sänger, dem Gott neben seinen übrigen Talenten eine halbwegs gefällige Gestalt verliehen, sich mehr als jeder andere Mensch der Zuneigung vieler Tausende erfreut, ja nicht selten die heißere Leidenschaft manches weiblichen Herzens erregt, und hierin sich neben einen liebenswürdigen Fürsten stellt, so geht er doch oft an solchen stillschlagenden Herzen kalt vorüber, und sucht eines, dem er seine Liebe entgegenbringen könnte, um sich für seine Mühen durch dessen Gegenliebe über alles reichlich belohnt zu halten. Eben so schmachtet er, wenn ihn auch alles lobt, immer nach dem Beifall des Meisters, in dessen Seele er alles thun möchte, und der in unsichtbarer Begleitung auf seine Bildung mehr gewirkt hat, als alle Theorie der Schule.

Wir spielten damals in U**, dessen gothischer Dom alle Gebäude majestätisch

überragt. Es geſchah zuweilen, daß ich mit einigen Gleichgeſtimmten, wenn mir die Welt zu enge werden wollte, dieſen Coloß beſtieg, und mir von oben friſche Lebensluft holte. Denn wie man an erhabenen Orten das äußere Treiben weithin überſchaut, ſo wirft man auch freiere Blicke auf ſeinen eigenen Lebensgang, und reift zu manchem Entſchluß, der unten im täglichen Fortwühlen noch geſchlafen hätte.

Wir blickten mit Sehnſucht nach den fernen blauen Schweizer- und Tyroleralpen, wir konnten uns nicht verleugnen, daß wir, ſo mit der Truppe von einer Stadt zur andern ziehend, das Herz voll Erwartungen und Abſichten, ſeit lange keinen unbefangenen Blick zur heitern Sonne, wie ſie im blauen Aether hinter Sommerwölkchen thront, und zu der friſchen ſaftgrünen Natur hatten gewinnen können.

Das Beſte geſchieht meiſtens ohne viele Umſtände. Ich ſagte zu meinen Freunden:

„Ihr wißt, daß unſer Theaterſchiff bald ſcheitern wird. Der Kapitän thut Noth-ſchüſſe und macht ſchon Anſtalt, ſich mit uns in ein Boot zu werfen, und uns auf der nächſten beſten Klippe auszuſetzen. Was hilfts, wenn wir es auch noch in einigen Reichsmarktflecken verſuchen, wo unſere große Oper nichts anders ſeyn wird, als eine Art Quartettprobe, und wo die Notenblätter eben ſo erbärmlich geſtrichen werden, als die Inſtrumente. Blickt hin nach den Alpen! Laßt uns eine Quadrupelallianz von Sängern bilden, die die beſten Geſellſchaften erheitern, die die Natur, das Leben genießen, und ſich einmal wieder eines freien, vollſtimmigen, behaglichen Daſeyns erfreuen!"

4.

Geſagt, gethan. Die Geſellſchaft löſte ſich auf, wir ſchnürten unſere Reiſebündel, und du ſiehſt uns nach einigen

Tagen ſchon im Freien, bald fahrend, bald zu Fuß wandernd, wie es Witterung, Laune und Bequemlichkeit herbeiführten.

Wir hatten uns eine hübſche Sammlung drei und vierſtimmiger Geſänge zu verſchaffen gewußt. Auf langweiligen Wegen wurden ſie eingeübt, die ſchwierigen Stellen wiederholt durchgegangen, auf größte Reinheit der Intonation gedrungen, und ſodann die rechte effektvolle Art des Vortrags erwogen, welche dem Ganzen erſt den wahren Lebenshauch ertheilt.

Du ſiehſt, daß unſer wandelnder Chor nicht leichtſinnig zu Werke ging. Wenn es aber ſonſt dem Leben ſchwer fällt, die menſchlichen Erwartungen und Wünſche zu befriedigen, ſo übertraf es die unſrigen. Man iſt den Leuten ſtets willkommen, wenn man ihnen ihr Daſeyn erheitern und erleichtern will. Wir hatten uns nicht ſobald in einer Stadt angeſagt, als ſogleich die Le-

bensluſtigen eine Zuſammenkunft, ein Gaſtmahl, eine Waſſerfahrt u. ſ. w. veranſtalteten, wozu wir geladen wurden. Sie widmeten ſich uns, als hätten ſie vor uns nie ein muſikaliſches Vergnügen genoſſen, als wüßten ſie weder von Theater noch von Konzerten. Leider beſchleicht freilich das Tägliche, und wenn es das Schönſte wäre, ein gewiſſer Schlendrian. Die Neuheit der Umſtände wirkte vortheilhaft auf die Sänger und die Zuhörer. Wir bemüheten uns ſo zu ſingen, als entſtünden Text und Muſik gerade erſt in uns, als wären ſie durch die ſchöne Natur, durch die geſellſchaftliche Freude im Moment erregt worden.

Wie fühlten ſich die Herzen ſo erheitert, da ſie durch unſere Lieder ihr Leben, das ihnen in ſeinen Einzelnheiten oft ſo unbequem, ſo verworren erſchien, in ſeinen größern Beziehungen auf die behaglichſte Weiſe empfinden konnten. Auf den Wellen der

Harmonie tanzte luſtig der Kahn der Melodie, und ſie ſaßen, durch Poeſie veredelt, in dem Kahn, und gleiteten ſanft hinab zwiſchen Blüthenufern.

Wir hatten Zutritt in den erſten Häuſern, und ſelbſt eine geheime Geſellſchaft freute ſich unſerer heitern Gaben. Für ſie hatte ich nebenbei eine Anzahl alter lateiniſcher Geſänge beſtimmt, welche dem Ernſte der Brüder angemeſſen waren, indem ſie den Geiſt durch einen geheimen Zauber, den keine ſpätere Zeit nachzuahmen verſtand, in graue Jahrhunderte zurückzuverſetzen vermochten.

Es ſingt überhaupt jedes Zeitalter nach ſeiner Weiſe, und man kann mit Recht dieſe Muſik- und Geſangweiſe als den jedesmaligen reinſten und geiſtigſten Extrakt aus dem Leben und Weſen dieſes Zeitalters betrachten.

An anziehenden Bekanntſchaften fehlte es keineswegs, ja, ſtatt daß reiſende Frauenzimmer ſehr oft, wo ſie erſcheinen, allerhand feindliche Gährungen einleiten, ſo hatte ich nur zu thun, daß ſich meine Conſorten vor lauter guten Einvernehmens mit den Familien und ihren Töchtern, nicht über Hals und Kopf verheiratheten. Ich deutete aber auf die lichtblau ſchimmernden Alpen und mahnte: „Dahin, dahin, ihr Brüder, laßt uns ziehn!“

Wo auf dem Wege ein adeliches Schloß von ſeinem Berge herabglänzte, da ſprachen wir noch zu. Der benachbarte Adel verſammelte ſich, wir waren bei Gelagen und Jagdfeſten, und wenn die romantiſchen Hörner ſchwiegen und der Nachhall in den Waldſchluchten verklungen war, dann erhoben wir unſere Stimmen.

Wir hatten uns, wie ſchlaue Zigeuner, zuweilen nach den Familien Angelegenhei-

ten der Schloßbewohner und ihrer Angehö-
rigen zuvor erkundigt, ich beſaß poetiſches
Talent genug, um geſchwind etwas Paſſen-
des in ſingbare Verſe zu bringen, und ſo
konnte es nicht fehlen, daß wir bald uns
der Herzen aller Zuhörer bemächtigten,
und mancher ſtiftsfähigen Bruſt, der wir
über ihre Geheimniſſe und Schmerzen rüh-
rende, beruhigende Töne zugeſungen hatten,
tiefe Seufzer entlockten. Wir gebrauchten
die Vorſicht, überall dann uns zu verabſchie-
den, wenn man uns noch gern länger ge-
hört hätte. So geſchah es, daß, wenn
man angenehme Beſuche endlich doch gern
gehen ſieht, wir uns jedesmal loßreiſſen
und verſprechen mußten, bald wieder zu
kommen.

5.

Die Schweiz — es tönt mir immer wie
der Name einer fernen Geliebten — nahm
uns nun auf. Wenn uns die Pracht dieſer
Seen, dieſer belebten Ufergelände, dieſer

belebten Ufergelände, dieſer Matten mit ihren heimiſchen blaulichen Hütten, dieſer über die leichteſten Sommerwölkchen hinaufragenden, mit Schnee und Eis belaſteten Felſenhörner überwältigen wollte, wenn wir es nicht faſſen konnten, dann ſetzten wir uns, und ſangen ein kräftiges Lied. Plötzlich wars, als hätten wir uns nun des Anſchauens dieſer Alpenwelt würdig gemacht, ſie uns geweiht, als begriffen wir ſie tiefer; wir erſchienen uns als Repräſentanten des Reiches der Kunſt im Reiche der Natur, und jedes machte ſeine Unendlichkeit und Unergründlichkeit gegen das andere geltend.

Wir durchwanderten das ſchöne Appenzellerland, der Kuhreigen weckte alle Bilder harmloſer Jugend in mir auf, ich hatte vielleicht ſeit langer Zeit mein Weſen nicht ſo in meine tiefſte Kindheit zurück, — mich ſo als ein blos herangewachſenes Kind empfunden, als bey dieſen Tönen, durch die

der einsame Hirt Thal und Höhe von seinem innern Wohlseyn benachrichtiget. Ich sollte sie heiter nennen, aber die wehmüthig süßeste Trauer sprach mir aus ihnen. Wohl mir, daß ich, mich zurückahnend, nichts Erhebliches zu bereuen hatte!

Du erfrarst mir eine ausführliche Reisebeschreibung, du hast selbst früher diese Orte besucht. Wir folgen dem Laufe des Rheins, besuchen den Ursprung der Rhone, wo sie dem azurblauen Crystallgewölbe des ungeheuern Gletschers entquillt, und kommen nach einem heißen Tage, müde und hungrig, bey dem Grimselspital an. Du kennst das von aller Menschenwelt meilenweit entfernte sechstausend Fuß hoch gelegene Felsenthal mit seinem melancholischen See, woran das gastfreie Haus liegt, von dem Spittler, einem rüstigen Gemsjäger, und seinen Leuten bewohnt. Es waren viele Saumer mit ihren Maulthieren da. Eine fremde Welt!

Man schlachtete uns einen jungen Bock. Murmelthierfleisch, das wir kosten wollten, war gerade nicht vorräthig. Der Wein, das Brod, die Milch, alles, was wir genossen, war vom vortrefflichsten Geschmack. Wir fühlten uns bald hergestellt und wanderten hinaus in die sonderbare, ja fürwahr schreckliche Gegend. Wir saßen wohlgemuth auf einem der häusergroßen Felsenstücke, auf welchem der Spittler ein kleines Gemüßgärtchen angelegt hatte, (die einzige Vegetation, so weit man sieht) als auf einem Maulthier ein Frauenzimmer um die Felsenecke an der rauschenden Aar her getitten kam, von einem ältlichen Manne begleitet. Sie wandten sich der, wie wir bemerken konnten, mit sehnsüchtiger Freude begrüßten Herberge zu und stiegen ab.

Es verlangte uns Alle, diese Reisenden kennen zu lernen, und nicht lange, so standen wir vor ihnen im Gastzimmer. Wenn

in der volkreichen gesitteten Stadt die Menschen in ehrerbietiger Entfernung von einander bleiben, und oft die Nächstwohnenden Jahre lang nur höflich an einander vorüber gehen, so vereint sie dagegen die einsame wilde Natur schnell. Das Frauenzimmer — Laura nannte sie der ältliche Mann, ihr Vater — lieber A* verzeihe, wenn ich verworren schreibe, begnüge dich mit hingeworfenen Umrissen, male dir selbst die Bilder, die Einbildungskraft eilt ohnedieß jeder Beschreibung voran. Ich glaube, wenn ich sie in einem Marktgewühle getroffen hätte, mein Blick wäre ihr sehnsüchtig gefolgt. Nun denke in diesen Umgebungen! Als ich sie sah, so war mir, als wäre mir ein unaussprechliches Glück begegnet. Ich ahnete mich in die Harmonie dieses holden Wesens hinein, ich fühlte, wie sie durch alles was sie that und sagte, und nicht that und nicht sagte, mein Wesen auf eine wonnevolle Art ergänzte. Ich erschrack schon in

der ersten Viertelstunde vor dem Gedanken an Trennung. Wenn sie lächelte, so hätte ich sie weinend umarmen mögen.

Ihr Vater war ein geborner Italiener, hatte sich aber seit fünfzehn Jahren in Deutschland aufgehalten, und wollte nun mit seiner Tochter, deren musikalische Bildung ihm äusserst am Herzen zu liegen schien, die verschiedenen Conservatorien Italiens bereisen, und dann einen der vorzüglichern Meister aufsuchen, um ihr Talent so weit möglich ausbilden zu lassen. Er schien nicht gerade ein strenger Mann, der aber doch auf dieser seiner fixen Tendenz mit Grundsatz zu beharren, und alles Störende mit Festigkeit abzuwehren wußte. Die Tochter hing mit Liebe und Ehrerbietung an ihm, alle ihre übrigen Gefühle schienen sich bisher dieser Anhänglichkeit untergeordnet zu haben.

Wir sprachen von Italien, wir beneideten sie um das Glück, einige Jahre in die-

sem Lande sich aufhalten zu dürfen, das eben so gepriesen wegen seiner schönen Natur, als wegen der Schätze der Kunst, eben so ehrwürdig durch Glanz des Religionskultus, als durch Ueberreste großen Alterthums, die sehnsuchtsvollen Blicke jedes Gebildeten sich zuwendet. Sie lud uns ein, ihnen dahin zu folgen, sie schien es, nachdem wir durch einige Gespräche und das gemeinschaftlich eingenommene Mahl vertrauter geworden waren, zu wünschen. Ach! im Stillen sagte ich mir, sie könnte es wohl meinetwegen wünschen. Allerhand sonderbare Ideen von Seelenverwandtschaft zogen mir durch den Kopf. Muß ich mich so in das Wesen dieses liebenswürdigen Kindes hineinfühlen, mich so zu ihr hingezogen finden, und sollte dies nicht auf eine gewisse Harmonie zwischen uns deuten, die nicht blos einseitig sich äußern kann? muß ja selbst das todte Holz vibriren, wenn in

einem andern die ihm verwandten Bebungen entſtehen.

6.

Der Mond war über den beſchneiten Felſenzinken aufgegangen, wir durchſtrichen die wilde Gegend um den düſtern Alpſee, dann ſetzten wir uns wieder auf unſer Felſenſtück und ſangen:

Still ruhn des Thales wilde Engen,
Und eiſig ragt der Fels empor,
Es horchet wunderbaren Klängen
Der hehren Nacht gigantiſch Ohr.

Fern rauchet eines Gießbachs Quelle
Aus glänzend reinem Bett von Schnee,
Stürzt felſenab zur Silberwelle,
Die bräutlich harrt im Alpenſee.

Der Einſamkeiten tiefe Trauer
Beſiege Herzens-Harmonie;
Der Hochgebirge Schwermuths-Schauer —
Ein Bundeslied erheitre ſie.

Sey wildverworren und erſtarret
Der Elemente rauh Gewühl;
Wo Liebe hofft, wo Sehnſucht harret,
Da lebt das Todte dem Gefühl.

Und grauer Felſen Schreckgebilde,
Die Schattennacht der öden Schlucht —
Sie werden lachende Gefilde,
Wenn Herz das Herz in Liebe ſucht.

Kaum waren unſere Töne in den Felſenſchluchten gegen das Finſteraarhorn hin verklungen, als von jenſeits eine ſilberklare weibliche Stimme, gleichſam uns zu antworten, von Guitarrentönen getragen, ſich erhob:

Durch wildbereiſte Regionen
Wandelt ein Kind an Vaterhand —
Wo längſt die ſtillen Wünſche wohnen —
In jenes ſchön're Jugendland.

Manch' leiſes flüchtiges Berühren
Verwundet uns mit ſüßem Schmerz;
Wir müſſen finden und verlieren;
Der Augen Luſt — iſt Weh dem Herz.

Wir gaben noch das Beſte, was ſich für dieſen Aufenthalt, für dieſe unſchätzbaren Augenblicke flüchtigen Zuſammentreffens ſchickte, und keinem zahlreichen Publikum einer gebildeten Reſidenzſtadt hätten wir mit mehr Liebe und Empfindung zuſingen können, als

dieſer einzigen Zuhörerin. Der unſchuldige, Wechſelgeſang brachte uns einander viel näher, als jede vorlaute, die leiſen Geiſter des Gefühls beſchreiende Eröffnung.

Es ward beſchloſſen, die beyden Reiſenden bis Mailand zu begleiten, und dann durch Wallis nach der Schweiz und Deutſchland zurückzukehren.

Wenn ſtädtiſche, häusliche Umgebungen zuweilen die ſchöne Leidenſchaft, von welcher jetzt bey mir einzig die Rede iſt, ſtören, ſo erhält ſie dagegen in freier Natur mit jedem Moment neue Nahrung; das liebe Bild hebt ſich immer auf einem andern Hintergrunde ab, und ergötzt uns durch den beſtändigen Wechſel der Beziehungen zu der Nähe und Ferne.

Die Villa Pliniana am Ufer des romantiſchen Comerſees iſt mir ein doppelt klaſſiſcher Ort. Hier erhielt ich die erſten unverkennbaren Merkmale der Zuneigung des unſchuldigen Mädchens. Wie oft las ich

von dem Geſchenk einer Haarlocke, ohn
viel dabey zu denken. Was empfand ic
hier, als ſie auf meine Bitte um ein Zei
chen ihrer Freundſchaft, in einem unbemerk
ten Augenblick ihre ſchönen Locken entflocht
und meinen Wunſch erfüllte. Sie kam mi
nun vor, als durch eine myſtiſche Gabe mi
verbunden. Ich nahte mich dem guten Ge
ſchöpf, und drückte mein Geſicht auf ihre
ſchön geſcheitelte edle Stirne.

Nun war es an meinen Freunden, mich
loszureiſſen; ich überhebe mich einer Be
ſchreibung des Abſchieds von Laura und ih
rem Vater, dem unſer Verhältniß, wahr
ſcheinlich auch durch ein Geſtändniß der
Tochter ſelbſt, nicht ganz verborgen blieb,
der aber im Allgemeinen zu verſtehen gab,
ehe die Kunſtbildung ſeiner Tochter vollen
det ſey, könne von ihrer Seite von nichts
anderm die Rede ſeyn. Ich ſah, daß, ſo
viel er an uns Intereſſe gewonnen hatte,
unſere Abreiſe ihm doch nicht unerwünſcht

ſey. Für Laura und mich hatte ich kein anderes Wort, als: Wir müſſen uns dereinſt wiederſehen! Die Welt iſt zwar unermeßlich groß und weit, aber Sehnſucht und Liebe erfragen ihren Gegenſtand im entfernteſten Winkel der Erde.

So ſchieden wir.

7.

Unſer Rückweg ging durch die wildeſten Alpengegenden, die ich auffinden konnte. Nur die Natur im größten Styl vermochte mit ihren Rieſenbildern mein Gefühl zu beſchwichtigen. Am Genferſee war die Weinleſe eingetreten, wir folgten dieſen Winzerfreuden, wie ſie mit vorrückender Jahrszeit in verſchiedenen Gegenden eintraten, dem Zug des Jura, dem Lauf des Rheins nach. Wir waren überall willkommen, denn eine ſegenreiche Erndte hatte alles zum Frohſinn geſtimmt. Was ſonſt als weit getrennt erſcheint, Poeſie und Wirklichkeit ſchienen ſich

in dieſen glücklichen Monaten zu vermiſch
Man erinnerte ſich an die graue Vergang
heit, an die Zeiten des Weingottes u
der Feſte der Alten nur, um ſich mit h
term Bewußtſeyn zu ſagen: „Die Son
Homers, ſiehe ſie lächelt auch uns!“

Aber iſt es nicht auch wahr? wem
nie in ſeinem eigenen Leben antik zu Mu
iſt, wem nicht in allen ſchönen Stund
Gegenwart und Vorzeit zuſammen tön
dem gebe ich wenig um ſeine Anſicht d
klaſſiſchen Alterthums, um ſeine Begri
vom Idealen, und trüge er den berühm
ſten Namen.

Jener leidige Krieg brach nun aus, u
bald waren die Gaue, die wir ſo harml
mit unſern Geſängen durchzogen hatten, d
Schauplatz deſſelben. Auch in andern G
genden war alles auf den Ausgang dieſ
tragiſchen Ereigniſſe geſpannt, und, w
mich oft aufs bitterſte geärgert hat, nic
genug, daß das Politiſche ſich in ſolch

Fällen aller Gespräche bemächtigt, es drückt auch alle Freude an der Kunst darnieder, und statt geflissentlich Vergessen der täglichen Besorgnisse und Leiden bei ihr zu holen, glaubt man sich allen schönen Genuß aus Gewissen versagen zu müssen, und doch schmeckt dieser nie reizender, als wenn er einen dunkeln Hintergrund zur Folie hat, weil hier alle Gemüther erregt, und gleichsam dem Geschick zum Trotz zu einem heitern Zweck vereint sind.

Wir fühlten bald die Nothwendigkeit, unser wanderndes Sängerleben mit einem festen Beruf zu vertauschen. Wir trennten uns für dießmal. Ich griff zu einem Engagement bey der S**r Bühne. Ich kann hier kurz seyn. So wie diejenigen Epochen der Nationen nicht die unglücklichsten sind, die keine Geschichte haben, weil sich ihr Leben nach einfachen Gesetzen ruhig fortentwickelt, so auch mein damaliger Zustand. Ich war beym Publikum geachtet, und da

ich von den mancherley Intriguen u
Spannungen des Perſonals unter ſich u
gegen die Direktion keine Kenntniß nah
ſo ſtand ich mit allen gut, ja ich wa
durch meine Parteyloſigkeit die natürlic
Appellations-Stelle für verſchiedene klei
Zänke. Ich hätte vielleicht irgend eine e
renvolle Funktion beym Theater zur Ve
waltung bekommen, wenn ich es nicht a
Scheu vor allem, was Sorge und Verä
wortung mit ſich führt, mir für immer ve
beten hätte, und ſo erhielt ich mich
dem Zutrauen, daß ich es beſſer mach
würde, als jeder Andere, ob ich mir gle
in ſolchen Dingen nicht viel Geſchick b
maß.

Die Wochen, die Jahre ſcheinen zu fl
gen, wenn wir in ruhigem behaglichem
ben täglich das Aehnliche thun, denn ind
wir alles bequem in unſere innere Welt a
nehmen, welche keine Zeit anerkennen mö

te, bemerken wir den Verlauf derselben weniger.

8.

Es gehe aber dem Menschen, so gut es wolle, die Phantasie behauptet zuletzt ihr Recht. Ich war hier in allen Zweigen meines geistigen Lebens beschäftigt, ich hatte neue Faden der Bildung seinem Gewebe zugelegt, denn die Kunst ist unendlich, und wenn ihr Verehrer einerseits sich immer mehr mit ihren höchsten Blüthen, wie sie auch in entfernten Zeiten und Ländern reiften, bekannt machen muß, so kann er auch andrerseits nicht oft genug zu den Elementen zurückkehren, aus denen sie entstanden sind, und ewig wieder entstehen, und so galt mir oft das Geheimniß des Dreyklangs, der Tonleiter so viel als das höchste musikalische Prachtwerk.

Aber ein Gefühl, eine Sehnsucht durchzog mein Wesen und Streben. Wo mag Laura seyn? Wie mag es ihr ergehen?

So wenig ich an die Sympathie im kraſſen Sinne, und an den Rapport entfernter Weſen zu einander glaube, ſo war mir doch, als beſäße ich ein gewiſſes Fortahnen von Laurens Schickſal ſeit unſerer Trennung, ein bängliches Gefühl, eine gewiſſe Unruhe ſchien mir zuweilen zu ſagen, ſie ſei in einen kritiſchen Moment eingetreten, oder durch einen ſolchen hindurch gegangen. Obgleich kein beſonders ominöſes Mahnen darin zu liegen ſchien, ſo wuchs doch das Verlangen nach ihr mit jedem Tage, ich konnte dieſer innern Entwicklung der leidenſchaftlichen Sehnſucht nicht widerſtehen. Es wollte mir zuletzt keine Darſtellung auf dem Theater mehr recht gelingen, welche nicht Gefühle, den meinigen verwandt, ausſprach.

Mein Kontrakt erlaubte mir eine zweimonatliche Reiſe. Mein Entſchluß war gefaßt, und nach vier Jahren eilte ich wieder den Gebirgen entgegen, welche mich nach

einem ſichern Gefühl zu dem geliebten Weſen führen ſollten. Wie ſo anders erſchien mir dieſe Alpenwelt, als das erſtemal, da ich ſie mit heiterm weltbürgerlichem Auge betrachtete. Alle Töne ſangen mir nur ein wehmüthig ſüßes Heimweh nach der Geliebten zu, aus jeder Hütte ſah ich ſie kommen, in jedem Gaſthof glaubte ich ſie auf der Treppe mir entgegenfliegend, jeder auffahrende Staub ſchien mir durch ihren Wägen erregt, mit jeder Thalwendung wuchs mein Verlangen.

9.

In Trient wollte ich nur einige Stunden verweilen, die Natur holte aber die ihr durch meine bisherige Raſtloſigkeit verſagte Ruhe nach, und ich mußte wegen eines Fiebers einige Tage das Bett hüten.

Auf den Sonntag fiel der Gedächtnißtag eines Heiligen. Die Chorherren des ihm geweiheten dortigen Kloſters hatten ein ſplendides Feſt veranſtaltet. Ich fühlte in

meiner Einsamkeit großes Verlangen, wenn es anginge, auch eine Partie auf dem Chore zu übernehmen Der Gedanke erregte mich wohlthätig, und beförderte meine Genesung.

Meine Unpäßlichkeit hatte sich verloren, die Fortsetzung meiner Reise hatte ich schon für den folgenden Tag bestimmt. Ich kleidete mich, als das Kirchengeläute ertönte, an, und ging hin. Als ich die Geistlichen gegrüßt, und um Zutheilung einer Singstimme gebeten hatte, sagten sie mir, daß ein fremdes Frauenzimmer der Probe beigewohnt und versprochen habe, beim Hochamt selbst die Solopartieen des Sopran übernehmen zu wollen. Sie setzten vieles zu ihrem Lobe hinzu.

Es war nicht mehr Zeit, das Gespräch durch Fragen nach ihrem Aussehen ꝛc. fortzusetzen. Der Messe lesende Priester trat schon im Gefolge der Ministranten ein, Trompeten und Pauken ertönten, ich stellte mich ans Pult und durchlief mein Noten-

blatt. Die Kirche hatte ſich mit Menſchen gefüllt, ſelbſt der Chor wurde von zahlreichen Zuhörern beſetzt; ich ſtand auf der einen Seite, die Sänger der andern Seite waren mir verdeckt.

Die Muſik war eine der alten italieniſchen Meſſen, welche, ſich in den Grenzen des ſtrengen Kirchenſtyls haltend, bei einer gewiſſen großartigen Einfalt dennoch viel Pracht und Würde offenbaren.

Die kleinen Zwiſchenſoli wurden von den Chorſchülern geſungen. Das „Et incarnatus est." in C moll wurde mir zu Theil. Ein ſonderbares Gefühl, eine Ahnung, daß die fremde Sängerin Laura ſeyn möchte, bewirkte, daß ich das Solo mit derjenigen feierlichen Empfindung vertrug, in welcher es ſich in dem Meiſter ohne Zweifel zuerſt erzeugt hatte.

Welch eine Welt liegt in dieſem kurzen einfachen Texte! Das Leben des Gottmenſchen von ſeiner niedrigen und doch ſo er-

habenen Herkunft bis zu ſeinem ſchmachvoll-
ſten und doch ſo weltbeglückenden Tode.
Nur die Sprache der Muſik vermag ſo et-
was würdig auszuſprechen, daß unſer Ge-
müth es auf menſchliche Weiſe nachempfin-
den kann. Nachdem das „Sepultus est" in
düſtern Akkorden verhallt war, jauchzte mit
einem kecken Uebergang das „et resurrexit"
auf.

Das „Benedictus" war ein Sopranſolo.
Nur Bäſſe und Violinen begleiteten die
Singſtimme. Wie war mir, als dieſe nach
einem lieblichen Eingange der Inſtrumente,
einem heitern Morgenroth in Tönen, be-
gann! Es war Laura's Stimme, nur noch
klarer, voller, ſicherer, tiefer aus der See-
le, als da ich ſie das erſtemal hörte. Wie
unausſprechlich ſüß klang dieſer Geſang von
den ſanft einſchneidenden gezogenen Tönen
der gedämpften Saiten-Inſtrumente getra-
gen! Obgleich fern von aller Künſtlichkeit,
beurkundete er doch die vollendete Künſtlerin.
Sie drückte den herzlichſten Willkomm

aus, mit dem man einen himmlischen Boten begrüßen kann. Lächle nicht über mich, Bester, wenn auf Menschenweise, nach welcher wir alles Göttliche uns so gern durch Gefühle und Anschauungen unsers eigenen Daseyns zugänglich und faßlich machen, das „Benedictus, qui venit" der geliebten Sängerin für mich durch eine besondere Beziehung in der Gegenwart rührender wurde. Ich zog den hohen Gruß nicht in mein kleines Leben und dessen eigennützige Wünsche herab, nein, ich veredelte mein Gefühl zu dem, das die Anliegen der Menschheit ewig begleitet.

Das „Agnus Dei" aus F moll hatte alle Empfindungen der Wehmuth, alle tief verborgene Schmerzen aufgeregt; das „Dona nobis pacem" sie beruhigt und geheilt. Der Gottesdienst war zu Ende: die Geistlichen dankten mir für meine Beihülfe. Ich sah die geliebte Sängerin gegen den Altar gewandt, mit niedergesenktem Haupte knieen. Es war niemand mehr in der Kirche, als

wir Beide. Ich trat neben sie: „Laura!“ sagte ich mit wankendem Tone. Ihr großes schönes Auge glänzte zu mir herauf; ich kniete neben sie; wir weinten Beide ohne zu sprechen. Ich faßte ihre Hand, und drückte sie gegen meine Brust. So harrten wir in wonnesüßem Stillschweigen.

„Ich habe Sie beim ersten Ton erkannt,“ sagte sie endlich leise. „Ich erschrack recht sehr, es war mir so unerwartet, ich wußte nicht, wie mir geschah. Wie kommen Sie hieher nach Trient, bester Mann?“

„Die Sehnsucht hat mich geleitet. Die Liebe hat mich Sie finden lassen. Darf ich mich darüber freuen, Laura?“

Sie sah mich mit einem unaussprechlich gütigen Blick an. „Haben Sie auch zuweilen an mich gedacht?“

Was hätte ich ihr sagen sollen! Ach sie war ja das erste Bild bei meinem Erwa-

chen, das letzte, wenn ich entſchlief, o nein, — ſie war ja in allen meinen Träumen. —

„Verlaſſen wir dieſen heiligen Ort, ſagte ſie, doch es iſt wohl nicht Sünde, was wir hier geſprochen. Wollten Sie mich wohl zu meinem guten kranken Vater begleiten, würdiger Mann?“

Wir gingen hin. Er lag auf dem Bette; er war ſehr erſchöpft, doch erkannte er mich auf den erſten Blick und ſchien erfreut, mich zu ſehen. „Seyen Sie mir herzlich gegrüßt, junger Mann, ſagte er. Sie treffen mich ſchwach und krank, und eben darum muß ich Sie doppelt willkommen heißen, ob ich gleich früher Ihrer Zuneigung zu meiner Tochter in den Weg zu treten ſchien. Ich habe es bisher meiner Laura verſchwiegen, mein Ende ſcheint mir nicht mehr fern; ihre Bildung, ſo weit ſie von mir abhing, iſt vollendet. Unſere flüchtige Bekanntſchaft hat mich viel Vertrauen

in Sie ſetzen laſſen. Meine Tochter achtet Sie hoch. Wenn ich ſterben ſollte, ſo ſeyen Sie ihr Bruder, ihr Freund — was Ihr Herz Ihnen ſagt.

Laura zerfloß ihn Thränen. Ich ſuchte ihm zur Geneſung Hoffnung zu machen, ſie zu beruhigen. „Ich will das Beſte hoffen, ſagte er, erwartet ihr das Schlimmſte. Doch ich thue Unrecht, es ſo zu nennen; was ſträubt ſich der Menſch gegen den Tod, wenn er im Leben das Seinige gethan, und es nach ſeiner Weiſe zu Ende gebracht hat?“

Nach wenigen Tagen entſchlief der gute Alte. Wir empfingen ſeinen Segen. Ein einfaches vergoldetes Kreuz bezeichnet ſeine Ruheſtätte in Trient.

Laura fand Troſt und Erheiterung in neuen Verhältniſſen. Sie iſt mein für Zeit und Ewigkeit. Welche Wonne, mit einer

geliebten Gattin überall dem Beifall, ja ich darf wohl sagen, der Verehrung des Publikums entgegen zu gehen? Wenn auf so viele gebildete Menschen das eheliche Leben niederdrückend wirkt, indem sie bald nach den Flitterwochen keine Poesie, sondern nur gemeine Wirklichkeitsverhältnisse darin zu finden vermögen, so hoffe ich die Phantasie aus unserer Verbindung nie ganz verschwinden zu sehen. Ihren Hauptfeind — Nahrungssorgen — kennen wir nicht. Denn eine bleibende Anstellung bey dem hiesigen Hoftheater gewährt uns über das Nothwendige auch noch manches, was zur Bequemlichkeit und Zierde des Daseyns gereicht. Laura gibt sich Mühe, mir die Kunstvortheile der italienischen Schule beizubringen, ich lasse mir angelegen seyn, sie nach und nach zur Theatersängerin zu bilden, und indem wir so unsere gegenseitige Entfaltung besorgen und täglich bemerken, und die Rolle der Eheleute mit der von Lehrer und

Schüler abwechſeln laſſen, erſcheinen wir uns immer in neuem Lichte. Freund! — vor dir darf ich mich ſchon ein wenig im Selbſtgefühl übernehmen — gehen wir nicht in gewiſſem Sinn einer dreifachen Unſterblichkeit entgegen, der durch unſere Kinder, der durch zwar flüchtige, aber doch als Eindruck fortlebende Kunſterzeugniſſe, und endlich jener, welche als eine ſchöne Hoffnung unſer Leben erheitert, indem ſie den Akkord des engen und ephemeren Daſeyns in die Seligkeit der Allharmonie aufzulöſen verſpricht.

Der Enthuſiaſt.

Erſter Band.

Gedruckt bei G. Franz in München.

Der Enthusiast,

von

Friedrich Ludwig Bührlen.

Erſter Band.

Stuttgart,
1832.
Hallberger'ſche Verlagshandlung.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

„Die Kunſt läßt ſich ohne Enthuſiaßmus weder faſſen noch begreifen. Wer nicht mit Erſtaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligthum.“

Göthe.

1.

„Es brennt! — aber auf dem Lande!“ rief der Archivar Blank im Bett aufgerichtet zu der neben ihm im Alkoven ſchlafenden Gattin hinüber. Seinem innern Zeitmeſſer nach mochte es zwei Uhr nach Mitternacht ſeyn. Er war an einem fortklingenden Ton erwacht, den er hinhorchend für den Schall des Feuerglöckchens hielt. Er ſchlüpfte in ſeinen Schlafrock, ging ins Vorderzimmer, wo ſeine Gemälde hingen und öffnete Fenſter und Laden. —

Keine Glocke tönte. Es war das Geräuſch eines laufenden Brunnen in der Nachbarſchaft

das ihn in dem akuſtiſchen Raume ſeines Schlafgemachs ſchon einigemal zum Beſten gehabt hatte.

Er blickte die mondhelle Gaſſe hinauf, hinab, gegen die Gärten hinüber, zu dem großen und kleinen Bären hinauf. „Auch die Nacht hat ihre Reize!“ ſagte er, auf den Contraſten der Schlaglichter und Schatten wie auf einem Bild in Schwarzkunſt weilend. — „Wohl mir! daß ich dieſe hypochondriſche Scheu vor ihren Unheimlichkeiten mit den Alltagsmenſchen nicht theile. Natur iſt immer maleriſch! Ich würde wohl auch zur See, bei'm Sturme ſogar mir noch ihrer Schönheiten bewußt werden und ſo die Angſt zerſetzen.“

Er machte Licht, und wandte ſich, die Hand vorhaltend, von einem Bilde zum andern, neue Geheimniſſe entdeckend und bewundernd.

Seine Gattin ſchlich im Unterröckchen herein, vernahm, daß er ſich getäuſcht und ſagte lä-

chelnd: „Du kannſt wieder nicht ſchlafen! ich merkte wohl, wie Du Dich mehrmals unruhig auf dem Kopfkiſſen bald rechts bald links gewendet haſt.“

„Weiß der Himmel, was es iſt!“ — erwiederte er — der ſie im Geiſte kommen hörte und ſich ſelbſt den Grund ſeiner Schlafloſigkeit abläugnete. „Ich war doch heute Abend auf dem Kapellberge; ich überſah mich nicht in deinem Kartoffelſalat, trank eben recht genug und bewegte mich noch nach Tiſche Straß' auf und ab.“

„Ich weiß wohl, was es iſt;“ — ſagte die kluge Gattin, als er ſie neben ſich auf den Sopha zog. „Dir geht die Verſteigerung im Kopf um. Erſchrack ich doch gleich, als ich ſie im Wochenblatt angezeigt las. Ich wollte nichts ſagen, weiß aber, wie Du biſt.“

„Ach nicht doch!“ unterbrach ſie der Gatte. — „Sind wir doch nicht eben ſo bei Kaſſe, daß ich an Etwas denken dürfte. Ich hielt mir

ſchon vor, daß ich nichts, gar nichts kaufen wolle. Ja, was meinſt Du? ich will lieber gar nicht hingehen."

„Ei warum denn das?" — ſagte die Gattin. — „Wenn Du aber nur wäreſt, wie andere Männer."

„Laß es gut ſeyn!" — rief Blank. „Suche mir meine Neigung nicht zu verleiden! Sey zufrieden, wenn ich ſie bezähme. Dich fröſtelt; geh' zu Bette!"

Er zog ſie an ſich, küßte ſie und ſchob ſie gegen die Thüre. Als ſie wieder lag, konnte er doch keine Ruhe finden. Er holte von ſeinem Nachttiſchchen einen Autor. „Komm her! Metaphyſikus!" ſagte er, als er ſich im Vorderzimmer, das Licht im Rücken, ſetzte. „Du ſollſt mir die Gedanken abbrechen! Finde ich doch nicht ohne Stolz, daß ich deine höchſten Probleme mir auch ſchon geſtellt, daß du nicht viel tiefer blickteſt, als ich in meinen beſten Stunden! Würde ich dich verſtehen, wäre ich

nicht ähnliche Wege gegangen? ja, würde ich nur nach dir und Deinesgleichen fragen, wenn ich in Euch nicht Lehrer und Freunde zu finden glaubte?"

In einem Stündchen hatte er sich ruhig und schlaffähig gelesen. Er ging hinaus. Sein Robert, ein sechszehnjähriger Gymnasiast und Vorturner, lag mit entblößtem Nacken und Arm im Bette. Der Vater umleuchtete den Jünglingskörper hin und her, bis der Schläfer von dem durch die Augenlieder dringenden Schein unruhig wurde und ihn plötzlich erwachend anstarrte.

„Du fällst wieder sichtlich vom Fleisch!" — rief die Gattin aus dem Alkoven — „und wenn Du vollends nicht rasirt bist, so siehst Du, darfst mir's glauben, um zehn Jahre älter aus, und willst doch immer jung bleiben. Du hast keine Ruhe, wie andere Männer. Den Rechnungsrath ficht das ganze Jahr nichts an, am wenigsten Gemälde."

„Was können wir," — entgegnete der Archivar — „für unsere Bewegungen, wenn sie so aus unserm ganzen Wesen stammen? Und nenne es die Welt auch Leidenschaften, Thorheiten, sie sind mit uns aufgewachsen, großgezogen worden. Schon als Kind konnte ich über eine ordentlich gezeichnete Gestalt entzückt werden. Und so gings fort mit Kupferstichen und Malereien; ich weiß jetzt, daß mir schon damals das Rechte besser gefiel, als das Manierirte."

„Du hast gewiß die Gemälde im alten Schlosse schon gesehen?" — fragte Apollonia. „Wenn Du, wie Du versichert, nichts kaufen willst, was ist denn darunter, das Dich so ungeschlafen legt? Kannst Du denn nicht, wie Andere, schauen und ruhig bleiben?"

„Laß es gehen!" — wandte der Gatte beschwichtigend ein. „In einigen Tagen ist's vorüber. Was sind das für abgestumpfte, halbtodte Seelen, die immer ruhig sind? Das Rechte,

das Meisterhafte muß den ganzen Menschen erfassen, und da kann es ja wohl ein Bischen den einfältigen Schlaf angreifen. Wenn Du es denn wissen willst — ein „van Huysum" ist's, ein Wunder von Malerei; ein Blumen- und Fruchtstück, das man, mit Gold aufgewogen, oder überdeckt, noch spottwohlfeil nennen dürfte."

„Du hast ja," wandte die Gattin ein — „erst neulich ein solches Gemälde gegen eine Landschaft vertauscht, weil Du, wie Du sagtest, diese Blumenstücke nie recht leiden mochtest."

„So meinte ich," versetzte er — „und es konnte für wahr gelten, bis ich den rechten Meister sah; ich merke nun wohl, daß ich bei keiner Kunstart meiner Lebensruhe sicher bin, wenn ich Capitalbilder darin antreffe. — Denke Dir nur, Liebe! ein „van Huysum" wird mit mehreren tausend Gulden bezahlt, und der im

alten Schloſſe liegt unter einem braunen Firniß begraben und wird vielleicht nicht bemerkt, erkannt. Er iſt um fünf Louisd'or angeſchlagen, und wenn ihn der Commerzienrath Schüle nicht unter ſein Luchsauge bekommt, ſo — könnte er mein werden."

„Da haſt Du nun mein Bekenntniß, warum ich nicht ſchlafen kann, und bin ich ein Thor, ſo will ich's auch geſtehen."

Der Archivar begann nun ſeiner geliebten und nachſichtigen Schlafgenoſſin die Vorzüge des „van Huyſum" auseinanderzuſetzen. Während er aber ſeine nächtlich erregbare Phantaſie durch die Schilderung, wie durch Opium, in morgenländiſche Glut verſetzte, wirkte dieſe auf ſeine abendländiſche Siebenſchläferin, wie Opiate auf Kinder, einwiegend. Schwerlich hätte er ſeines Lobes ſo bald ein Ende gefunden, wäre er nicht durch ein lautes Schnarchen von ihr, wie durch einen Donner aus hel-

ler Luft, aufgeſchreckt und zu der kältenden Beſinnung gebracht worden, daß er, wie ſo oft im Leben, jetzt wieder als der Enthuſiaſt allein daſtehe — nämlich liege.

Er verſuchte nun, weil er ſich vorhin ſattgeleſen — jeder Autor war ihm, als Tagsgedanken unterbrechend, ein Morpheus — ſein Aushülfsmittel, — er beobachtete ſein eigenes Einſchlafen; und mit Erfolg, wenn nicht für die Seelenlehre, denn Subjekt und Objekt waren ja Eins, doch für Körper und Geiſt ſelbſt, — er ſchnarchte bald den Baß zum Sopran ſeiner Hälfte.

2.

Am folgenden Vormittage ſuchte er bald vom Archiv abzukommen, um einen Gang ins alte Schloß zu machen. Er hatte ja zu Hauſe gebeichtet, und ſo durfte er ſchon wieder ein klein wenig ſündigen. Immer tiefer ſah er ſich in ſeinen Liebling hinein; kein anderes Bild, und es waren neben vielen Copieen auch manche recht wackere Originale da, konnte ihn lange feſſeln. Die Liebhaber verweilten gewöhnlich bei einer Venus, einer nicht gänzlich mißlungenen Nachahmung des Originals von Titian in der Dresdner Gallerie. Er ſchenkte ihr kaum einen Blick; dagegen paßte er den Moment ab, wo die Schauenden ſich verlaufen hatten, und nahm mit Erlaubniß des Portiers das Bild vom Nagel herab, um es in's beſſere Licht zu ſtellen. Er hatte Mühe, ſein Entzücken zu verbergen und laute Ausrufe zurückzuhalten. Was

ſollte er mehr bewundern? den Geiſt, mit dem die ganze üppige Reichthum der Blumen und Früchte aufgefaßt worden? den Saft und Glanz der Farben, dem organiſch-flüſſigen Leben gleich, die unendliche Sorgfalt der Ausführung, die keinen Blattſtiel verließ, bis er durch's Hell-dunkel ſeine Rundung, durch's Colorit ſeine abſchwebende Farbe hatte, die durch die transparente Haut der Traube die dunklern Kerne blicken, und auf der glatten Oberfläche die Reflexe der viertheiligen Fenſter ſich ſpiegeln ließ? die den Wölbungen der Blätter ins Unendliche folgte, jedem nach der Zeit ſeiner Dauer ſein friſches oder verfalbendes Leben gab, und ſelbſt die kleinſten Unbilden der Sonne, der Luft, des Waſſers, die Verletzungen durch Spinnen und Raupen daran wahrnehmen ließ? Jeder Thautropfen hatte ſeinen Lichtblick, ſeinen leichten Schatten hinter ſich, und in dieſem den Wiederſchein von jenem. In den Gefäßen war wieder Metall und Porzellain contraſtirt und ein eigenes Spiel von Reflexen preisgegeben;

der goldne und silbergarnirte Pokal konnte einem Benvenuto Cellini zum Modell dienen.

Das ganze Schaustück war ein Wunder von Malerkunst, ein offenbares Geheimniß; denn wohl nur ein fast gleichbegabter Künstler vermochte zu ahnen, wie das so hingezaubert worden; an die Striche des Pinsels, an einen successiven Verlauf der Arbeit konnte keine Seele denken oder davon Etwas wahrnehmen wollen.

Um keinen Verdacht zu erwecken, daß er Neigung zu dem Bilde habe, oder um diese wieder möglichst zu vermeinen, bedauerte er laut, daß manche Partieen nachgedunkelt, einige wohl auch verputzt und schlecht retouchirt seyen.

„Gott verzeih mir diese Sünde!" — seufzte er in sich — „es geschieht ja nicht dem Bilde zu Leid, sondern nur, daß es kein Unwürdiger kauft, daß ein wahrer Verehrer so göttlicher Kunst beglückt, selig werden möge."

Von Beſorgniſſen, Wonnehoffnungen erfüllt, heuchelte er eine gleichgültige Miene, mit welcher er das Kleinod wieder an ſeinen Ort hing.

„Haben Sie nicht bemerkt," — ſagte er hingeworfen zu dem Portier — „zu welchen Gemälden ſich vorzüglich Liebhaber finden werden?" Er zeigte auf einige Tableaus, zuletzt auch auf das Blumenſtück. — „Wenn dieß finſtere Ding" — fuhr er fort — „nicht zu hoch hinaufgetrieben würde, ſo würde ich es vielleicht nehmen."

„O das wird hoch geſattelt werden," — rief lachend der Pförtner — „da ſteht's faſt den ganzen Tag gedrängt mit Liebhabern davor. Selbſt junge Leute und Kinder gucken es an."

Der Archivar erſchrak ins Herz hinein. „Nun ja doch" — ſagte er erzwungen heiter, „die Leute freut das Leben, die Natur daran; die Kinder ſehen nach den Inſekten."

„Was Sie ſagen!“ — fiel der Mann ein — „ſieht man denn, mit Reſpekt zu melden, Ungeziefer daran?“

„Nun ja,“ erwiederte der Kunſtfreund — einige Mücken, Schmetterlinge, Käfer.“

„An der Venus?“ —

„Ach nein!“ — berichtigte der leichter aufathmende Archivar — „an dem „van Huyſum“ dort. Alſo nach dem wurde noch nicht ſo viel gefragt?“

„Nach der ſchwarzen Tafel dort hinten? — Nein! — Ein Paar Gymnaſiſten ſtritten lange über die Namen der Sommervögel und Käfer, und unſer Kunſtgärtner behauptete, die Blumen und Früchte ſeyen ganz fehlerhaft gezeichnet und falſch gefärbt.“

Der Archivar hätte den Berichterſtatter umarmen mögen. Er faßte ihn aber nur treuherzig bei'm Arm, und ſagte: „Es mag ja wohl ſo ſeyn, daß des Kunſtgärtners Blumen anders

geformt ſind, als die gemalten; in Holland gab es vor hundert Jahren vielleicht andere Zwiebel, als die ſie jetzt zu uns ſchicken. Die Natur wandelt ſich ſpielend, wie die Kunſt. Ueberhaupt ſoll und kann die Kunſt nie ganz Natur ſeyn, wie dieſe ſelten ganz kunſtgerecht iſt. Eine recht natürlich gefärbte Roſe würde das ganze Bild verderben."

„Ich merke wohl," — ſagte der aufmerkſame Portier, indem er beifällig mit dem Kopfe nickte — „Sie ſind ein Kenner! Wenn ich nur die Namen aller der Meiſter behalten könnte! Es iſt ſo ſchön, wenn man ſagen kann: das hat der und der berühmte Maler gemalt."

„Sie kennen gewiß alle Meiſter, und verſtehen die Malereien?"

„Ich ſchaue die Gemälde an," — fuhr der Archivär fort — „um daran zu lernen. Die Kunſt iſt unendlich breit und unergründlich tief. Jemehr ich lerne, deſtomehr begreife ich, wie viel ich nicht weiß. Jeder rechte Künſtler iſt

mir ein neues Wunder, wie seine Werke. Wer mag sich einen Kenner nennen lassen? Wäre ich aber nur ein Könner!"

Er machte mit den Fingern das mimische Zeichen des Geldes.

„Daran wird's nicht fehlen" — bemerkte Jener lächelnd. „Kommen Sie nur in die Auktion und steigern Sie brav."

„Wir wollen sehen, ob mir Etwas beschweert wird," sagte Blank, verstohlen einen sehnsüchtigen Blick nach dem „van Huysum" schickend — und drückte im Abgehen dem Aufseher die Hand.

Dieser verneigte sich höflich; die augenscheinlich wahren und gefühlten Ergießungen eines Kunstfreundes, begleitet von so viel Herzlichkeit, erfreuten den Mann mehr, als wenn dieser ihm ein Kopfstück in die Hand gedrückt hätte.

3.

Die Frau Archivarius merkte dem Gatten, wenn er zum Mittagtiſche kam, gewöhnlich mit ziemlich ſicherm Blicke ſeine Stimmung am Geſicht, an Ton und Haltung ab. Er war um ſo ſchweigſamer, jemehr er im Gemüthe beimtrug. So nun heute.

Sie hatte ihn im Verdacht, daß er wieder auf verbotenen Wegen gewandelt und gedachte ihn durch wirthſchaftliche Anliegen abzukühlen.

„Nichts Neues in der Canzlei?" — fragte ſie, und fuhr auf ſein trocknes: „Nichts!" unter'm Herumgeben der Suppe, dieſe dem Gatten alſo verſalzend, fort: „Man ſollte jetzt doch an Winterkleider für den Robert denken; der Menſch wächst ja in den Tag hinein; die Rockärmel gehen ihm nur noch an die Knöchel. Er

ſieht aus wie ein Trödeljude, wo nicht wie ein Orangutang."

Des Gymnaſiſten Geſicht verzog ſich zu einem ſauerſüßen Lächeln.

„Die Natalie," — ging es fort, „hat, wie Du weißt, lauter anliegende Kleider. Nun, ich will nicht ſagen, daß ſie abgetragen ſind, aber ſelbſt die Mägde laſſen ſich jetzt Alles Blouſe machen, und, weil ſie ſchlank iſt, ſo ſieht ſie unter ihren Freundinnen aus, wie eine abgehaſpelte Spindel unter vollen. Von Lina und den Kleinen will ich gar nichts ſagen; da hat man nur mit dem Allernothwendigſten zu thun."

Der Archivar hatte mehrere Entſchuldigungsgründe für ſich, wenn er über dieſe Reden ein wenig rabiat wurde. Ein von der Canzlei, dem Comptoir, der Hobelbank, dem Schraubſtock, dem Exerzierplatz ꝛc. in die Familienſtube zurückkommender Ehemann pflegt immer etwas reizbar zu ſeyn; die einſeitige, oft verdrießliche Anſpannung will nichts weniger als eine neue,

am wenigſten wieder eine verdrießliche, ſondern heitere Ablöſung. Kehrt er aber auch von Oper oder Conzert zurück, ſo iſt er nicht etwa duldſamer geſtimmt, ſondern im Gegentheil eher noch empfindlicher, weil er empfindſamer iſt, und ihm die ſchnarrenden Töne der proſaiſchen Hausorgel wie ein ohrzerreißendes Charivari klingen. Hat er bildende Kunſt genoſſen, ſo möchte er, ins Zimmer tretend, ſo gern lebende Bilder nach Mieris und Retſcher antreffen; iſt er aber vollends einem Originalgemälde auf der Spur, und muß nun zu Hauſe vernehmen, daß mit dem abnehmenden Mond auch die Kronenthaler abnehmen, und mit den Tagen auch Haustuch und Holzſtoß kürzer werden, ſo gleicht ſein Gemüth gar einem ſchalloſen Ey.

Zu einer andern Zeit hätte vielleicht Apollonia ihre gewöhnliche hinhorchende Behutſamkeit hierin beobachtet, aber dießmal, meinte ſie, bedürfe die noble Paſſion ihres Gatten einer kleinen Lektion.

„Mit euren Kleidern!“ — fuhr der Kunſtfreund heraus; — „das geht doch immer fort! heute kommt der Mannsſchneider für die Jungen, morgen der Frauenkleiderkünſtler für Mutter und Töchter, übermorgen der Schuſter für alle zumal. Von dieſem Triumvirat erhalte ich die meiſten Beſuche; aber nicht ich, ſtets nur ihr. Ich habe vier Jahre an einem Rocke, drei an einem Paar Hoſen, zwei an einer Weſte, ein Jahr an zwei Paar Sohlen. Ihr aber häutet euch ſo oft als die Raupen und Schlangen; jede Jahrszeit ſoll euch in einer andern Hülle ſehen. Aergere ich mich heute über den geſchmackloſen Unſinn einer neuen Mode, ſo hab' ich ihn in einem halben Jährchen, oder noch früher ſelbſt zu Hauſe.“

„Wie ungerecht! hört nur, ihr Kinder!“ — rief die Gattin, indem ſie dazu mit der Gabel auf dem Teller einen kurzen Kriegsmarſch aufſpielte. — „Wir ſind bei Gott immer die letzten in der Mode, und behelfen uns ſo gut

möglich. Auf Manche unſeres Gleichen deutet man mit den Fingern, weil ſie ſo flott einhergehen; wir ſind oft bange, ob man es nicht bei uns wegen des Gegentheils thue. Ich könnte ſagen, die Frauenzimmer müſſen am Ende ſelbſt die Narrheit mitmachen, wenn ſie allgemeine Mode wird, aber wir beſinnen uns wahrlich, bis endlich die Klugheit ſelbſt altfränkiſch und närriſch ausſieht."

„Was magſt Du nur vom Häuten wie bei Raupen und Schlangen ſprechen! Ich glaube gar, Du möchteſt, wir ſollten, wie die Katzen, das ganze Leben an einem Balge haben."

„Wenn es anginge," — ſagte der Archivar lächelnd — „warum nicht? Ich wollte, die Mode hätte euch ſo wenig an, als den Katzen."

„So biſt Du!" — ſpann ſie den kleinen Hader fort; — „ich ziehe jedes neue Kleid vor Dir mit Sorgen an, weil ich Dein: „Schon wieder!" fürchte; aber wenn ein ſchwarzes Bild

feil wird, ein runzlichtes altes Weib, ein Kriegsheld oder Kirchenvater, da möchteſt Du vor Begier aus Deiner — ich will's nur ſagen — Brummbärenhaut fahren; da ſieht man, wo man das Geld auftreibt."

„Nun, nun!" wandte der Gatte etwas abgekühlt ein, — „noch habe ich nichts zu theuer bezahlt. Meine Bilder ſind wohl ihr Zehn-, ja Zwanzigfaches werth."

„Werth! werth!" rief mit Haſt die Gattin. „Bei euch Liebhabern iſt Alles, was ihr habt, unſchätzbar; höre ich aber einen Künſtler, ſo macht er nie viel daraus. Du bitteſt ſie alle zu Dir; ſie beſchauen es, Du biſt ganz glühend vor Erwartung; ſie bleiben aber ſehr ruhig, ſagen höchſtens etwa: Ja, ja, recht wacker gemacht; Du darfſt froh ſeyn, wenn ſie es nicht voller Fehler finden, oder es geradezu „Copie" nennen, ein Schreckenswort, das Dich ganz niederdrücken könnte. Dein „heiliger Jakobus" als Pilger, war zuerſt ein Rubens,

Vandyk oder Spanier, und wenigſtens eine Ausſteuer für unſere Natalie werth; jetzt biſt Du ganz kleinlaut über ihn, keine Seele hat Dir noch zehn Louisd'or für ihn geboten. Der Maler Faber hat ihn ſogar verächtlich angeſehen, und ich habe gar wohl gehört, wie er ſagte, er ſey geſchmiert."

„Das verſteht Ihr nicht!" — unterbrach ſie der Gatte, — „ſolche Ausdrücke, wie: hart, trocken, geleckt, geſchmiert, peinlich, gebauen, und ſo weiter, von Malern über Gemälde ausgeſprochen, bezeichnen nicht immer Schlechtes, ganz Verfehltes, Unkünſtleriſches, ſondern deuten auf eine Kunſtmanier, die oft einem berühmten Meiſter, einer Schule, einem ganzen Zeitalter eigen ſind."

„Dann kam," — fuhr die Archivariuſſin fort — „Dein „Heinrich Roos;" der ſollte ein Capitalſtück ſeyn und uns reich machen. Nun ja! er gefällt uns Allen, Jedermann lobt die herrliche Abendlandſchaft und die vielen Thiere,

aber — mein lieber Alter! Niemand iſt ſo gütig, Dir es mit Kronenthalern zu belegen, wie Du es taxirt haſt."

„Dieſe Bezahlung wäre erſt noch ein Spottgeld!" — erwiederte der Archivar, deſſen Kunſteifer jedes Niederdrücken nur um ſo höher hob, wie der Luftdruck das Queckſilber des Barometers hinauftreibt. — Tauſend Thaler iſt kein Preis für ein wohlerhaltenes Galleriebild eines der berühmteſten Meiſter ſeiner Kunſtart und ſeiner Zeit, eines Jahrhunderts, das die größten Landſchafter und Thiermaler ins Leben gerufen hat."

„Weißt Du noch, Gute! was den kunſtliebenden König Auguſt den Dritten ein Bildchen von Correggio, die büßende Magdalena, gekoſtet hat? fühle Reſpekt vor Originalwerken! — mehr als ſiebenzigtauſend Gulden! Das iſt viel Geld für zwei Quadratfuß Kunſt, während dieſelbe Fläche zuweilen mit einigen Groſchen bezahlt wird. Auch nach den Niederlän-

dern iſt jetzt wieder ſtarke Nachfrage; die Engländer zahlen raſendes Geld für die Potters, Berghems, Teniers ꝛc. Van Huyſum iſt aber als Blumen- und Fruchtmaler der Erſte, und kurz und gut, ich will's nur geſtehen, ich habe keine Ruhe vor ihm; das Bild begleitet mich Tag und Nacht; wenn er nicht zu weit hinaufgetrieben wird, ſo weiß ich nicht, was ich thue.

Ich frage oft, ob mich dieſes leidenſchaftliche Verlangen nicht blind mache, mir den geſunden Sinn verrücke; aber nein! es iſt tief in meine Natur eingewurzelt; es hängt mit allem Guten in mir feſt zuſammen, und ſo iſt es wohl in's Himmels Namen erlaubt, daß ich ihm unter möglichſter Selbſtbeherrſchung folge. Bei gewöhnlichen Haushaltungsſachen da mag Einnahme und Ausgabe wohl verglichen werden; aber in Fällen höherer Glücksdarbietung — erlaube mir, Gute! da muß man ein wenig von der Zukunft borgen."

Apollonia ſchüttelte bedenklich den Kopf, hieß ihn an's Nothwendigſte denken, er

wisse ja, wie die Kasse stehe, und ob er denn nicht genug an der Freude habe, schöne Bilder zu sehen, sie mehrmals anzuschauen; warum er sie denn haben wolle, er, der gar nicht der Mann sey, eine Gemälde-Gallerie zusammen zu bringen.

„Wenn Du das nicht recht begreifst, Apollonia!" — sagte der Archivar — „so denke an Dich selbst. Wärest Du denn zufrieden, wenn Du anderer Leute Kinder sehen, oft sehen dürftest? willst Du nicht selbst welche haben, sie pflegen, erziehen, mit ihnen, in ihnen leben? Siehe, Gute! so ist's mir mit den Bildern."

„Ich weiß gar wohl, daß viele Sammler immer nur ihr neuest Erworbenes lieben, und das ältere kaum ansehen, ausser wenn sie die Sammlung einem Gaste zeigen. Ich liebe aber meine wenigen Gemälde alle, ich beschaue sie täglich in ihrer verschiedenen Beleuchtung, in meinen verschiedenen Stimmungen, was ich eine subjektive Beleuchtung nennen möchte — Du

verſtehſt ſchon ſo viel Latein. Ich lerne aus Natur, Geſpräch, Buch und Nachdenken; ich betrachte ſie wieder, und verſtehe nun Kunſtwerk, Künſtler, Schrift und Leben beſſer. Ja ſelbſt meine Neigung, alte Tafeln zu reinigen, iſt eine von Gewinn. Da ſieht man erſt recht in die kleinſten Theile des Bildes hinein; unter dem Hervortreten der urſprünglichen Klarheit ahnet man des Künſtlers Schöpfershand. Nichts heftet ſo den ſchweifenden Blick, als dieſer kleine Krieg mit den Feinden der Malereien."

„Was hilft uns der Reichthum einer ganzen Welt, wenn wir nichts davon liebend an uns ziehen dürfen? So täuſcht ſich die Welt über ihre Schätze, ſo macht ſie ſich weiß, ſie habe, genieße, während das Allermeiſte, und wenn auch nur um einige Schritte, zu fern liegt, und wenn auch nur hinter einer Gasleinwand, verſchloſſen und verborgen iſt. Ich verzeihe dem Menſchen die Habſucht, wenn er in ſeinem Erwerbe lebt und webt."

„Was mir beifällt — Robert hat wegen seines Fleißes und sonstigen Wohlverhaltens ein Stipendium erhalten; das ist nächstens verfallen und wäre dann so ein Beitrag zu den Kosten des Blumenstücks. Runzle die Stirne nicht, den Rock soll er doch haben.“

Der Gymnasiast wurde blutroth, Natalie überlief es auch wie Feuer, sie blickte ihn sehr verlegen an. „Was habt Ihr?“ — fragte die Mutter. „Ihr seht ja aus, wie die Feuerkäfer.“ Robert stürzten Thränen in die Augen, er ging vom Tische und eilte zur Thüre hinaus.

Auf das Andringen der beiden Aeltern gestand endlich Natalie, wie der Bruder ihr vertraut, daß ihm das Stipendium genommen worden, weil er kürzlich eine Carzerstrafe zu erstehen gehabt.

„Carzer! Carzer!“ — fuhr der Vater erzürnt auf — „was hat denn den Duckmäuser in's Carzer gebracht? heraus damit!“

„Er hat“ — ſagte Natalie — „den Profeſſor Schnäbele abgezeichnet und wurde von ſeinen Kameraden angegeben.“

„Da haben wir's!“ — rief die Mutter. — „Der gottloſe Junge zeichnet, ſtatt aufzumerken. Ach lieber Mann! ſiehſt Du, das kommt heraus bei Deinem Gemäldeweſen! Das hat er von Dir, und ſo erben die Kinder den Leichtſinn, die Leidenſchaften der Aeltern, und was man an ſich ſelber kaum verantworten kann, das wird vollends eine recht ſündliche Thorheit, wenn man ahnet, was ſolche Zerſtreuungen bei Kindern und Kindskindern für Folgen haben. Bedenke nur auch, wie ſtrenge man in den Schulen iſt, was man fordert, wie viele ſich zudrängen, und wie man nur die beſten Köpfe durchlaſſen will.“

Dem Vater ging's heiß aus; er rieb ſich den Schweiß von der Stirne. Er warf einen Blick in die Zukunft; die ſchon oft gemachte

Beobachtung des Anerbens, Anerziehens der Tugenden und Fehler, der unwiderſtehlichen Wirkung des täglichen Beiſpiels trat ihm jetzt durch die mahnende Rede ſeiner Gattin recht warnend vor's Auge. Die Sorgliche erſchien ihm in ihrem Ernſte viel würdiger, als er ſich ſelbſt in ſeiner bedenklichen Liebhaberei. Mit dem Appetit war's am Ende. „Der Robert ſoll hereinkommen!“ — befahl er Natalien. Er hieß ihn dann das Portrait vorweiſen, und als ſich der Verblüffte zaudernd und kleinlaut ausreden wollte, als habe er es nicht da, fuhr er ihn an: „Lüge nicht, Menſch! das kann ich für den Tod nicht ausſtehen. Wer etwas Dummes oder Schlechtes gethan, kann nur dadurch ſeine Schuld mindern, daß er wahrhaftig iſt. Lügen heißt: dumm oder ſchlecht bleiben wollen. Wo iſt die Zeichnung?“

Sie wurde gebracht und vom Vater ſchweigend beſehen. Bald verzog ſich ſein Geſicht in ſäuerlichte, zürnend lächelnde Züge. Die zan-

lend ausgeſtoßenen Worte ſtrafte die Miene jetzt ſelbſt Lügen: „Wer heißt Dich denn während der Stunde ſolche Dummheiten machen? Ich ſag' Dir, laß mir das Caricaturzeichnen bleiben! In der Schule muß man lernen, und weder auf die Poſſen ſeiner Mitſchüler horchen, noch ſeinen Lehrern wegen ihrer Eigenheiten Etwas anhängen. Haſt Du denn die Geſtalt und Züge nicht im Gedächtniß behalten können, bis Du nach Hauſe kamſt? Ich ſehe, Du willſt den Callot nachmachen, aber da haſt Du noch weit hin; die Striche ſind nicht ſo markicht, charakteriſtiſch. Er iſt getroffen, aber nicht ganz künſtleriſch aufgefaßt. Warum haſt Du es denn Deine Kindsköpfe ſehen laſſen? Kurz und gut! Du ſtehſt ihm heute Nachmittag auf den Weg und bitteſt ihn um Verzeihung."

„Ich kann mich raſend ärgern über die täglich mehr um ſich greifende Neigung der Jugend, ihren Lehrern die gebührende Achtung, — wenn ich nicht ſagen will: Ehrfurcht — zu

entziehen, ihre Schwachheiten abzumerken, und fort und fort darüber zu ſpotten. Das konnte ich einſt kaum mit anhören, geſchweige ſelbſt thun. Poſſenreiſſerei und Spötterei waren mir ſtets zuwider. Genügte mir ein Lehrer nicht, ſo lag der Ernſt der Wiſſenſchaft und Kunſt nur um ſo gewichtiger auf mir, da ich ſie aus mir ſelbſt erzeugen mußte. Ich ſage Dir, wer ſich dieſem Hange zum Verneinen, zur Perſiflage hingiebt, in deſſen Gemüth geht das Edelſte verloren. Alle Spötter unter meinen Mitſchülern ſind phyſiſch oder moraliſch untergegangen. Ich könnte Dich todtſchlagen, wenn ich denken müßte, daß Du ſo ein Nichtswürdiger werden könnteſt."

„Ich habe es ja nicht zum Spott gemacht!" — ſagte Robert mit kaum unterdrücktem Weinen. — „Ich ſehe den Lehrer immer an, da bleiben mir ſeine Züge. Ich habe auch keine Zeit damit verderbt; in ein Paar Minuten war es fertig."

„Vermaledeite Geſchichte!“ — eiferte der Vater fort — „ich könnte das Ding in tauſend Stücke zerreiſſen und Dir an den Kopf werfen. Ich mag gar nicht daran denken! das Stipendium verloren! alle Luſt iſt mir genommen! Ich könnte Dich ohrfeigen, wenn ich mich nicht für Dich großen Eſel ſchämte.“

„Halt! nicht ſo zerren!“ — rief er jetzt der Gattin und Natalien zu, die nach dem Unglücksbild griffen, um es zu beſchauen. So ärgerlich er war, ſo konnte er doch einige Freude daran nicht ganz unterdrücken.

4.

Nach Tiſch zerſtreute ſich der Archivar zur Beförderung der Verdauung mit mechaniſchen Dingen, worin er nicht ohne Geſchick war; wenn es aber ein altes, durch Rauch, Schmutz, Oel oder alte Firniſſe verunſtaltetes Bild zu reinigen gab, ſo galt dieß ihm für ein beſonders anziehendes Geſchäft.

Um fatale Gedanken zu vertreiben, nahm er jetzt einen alten Kopf, den er kürzlich auf dem Trödelmarkte gekauft, hervor, und machte ſich in ſeinem Zimmer daran. Er ſtand mit der Schürze angethan da, umgeben von Gläſern, Schalen, Lappen, umdüftet von ſcharfen Geiſtern und Oelen, und war gerade im Kampfe mit einer hartnäckigen Stelle, wo eine Kruſte, die vielleicht ſchon ſeit der Zeit des dreißigjäh-

rigen Krieges ſich darauf geſetzt und mit der Grundfarbe vermählt hatte, eben gar nicht weichen wollte; er rieb und ſchwitzte, als die Gattin hinein eilte, und ihm in's Ohr rief: „Der Aſſeſſor!“

„Nur herein!“ — ſchrie der Archivar etwas verlegen und ärgerlich über die Störung. Der junge Mann war einige Monate nicht da geweſen, mehrere Bilder hatte er noch gar nicht geſehen; es war ſo ein durchſichtiger Vorwand, daß er ihretwegen komme; aber kaum hatte er einen ſchweifenden Blick, mehr aus Höflichkeit, als aus Neigung auf ſie gerichtet, an dem Beſten nichts, an einem weniger Bedeutenden eine Nebenſache mit hergebrachten Worten gelobt, als er das Geſpräch in's Allgemeine zog, und von Kunſtliebe, Erwerb von Kunſtwerken ſo ſprach, als wären beide für einen Beamten und Familienvater immerhin etwas ſehr Bedenkliches, leicht zu weit Führendes.

Unſer Blank mochte nur dreierlei Beſchauer ſeiner kleinen Gemäldeſammlung wohl leiden, — die Kindlichen, welche durch ſie hindurch die Natur ſahen, und ſich gar laut und herzlich freuten, wenn die Kunſt dieſe täuſchend dargeſtellt hatte; — ihnen galten dann freilich derbe Copien ſo viel als die beſten Originale; — die Gebildeten, die durch ihre Bemerkungen den Künſtler ehrten und den erhaltenen Eindruck ohne Uebertreibung ausſprachen; — ihnen war das Bild eine Poeſie in Farben, ihre Ausſprüche erinnerten erheiternd an die ganze Kunſtwelt als an eine höhere Natur; — dann insbeſondere die liberalen Künſtler und Kenner, die ein Bild in ſeine Zeit, Schule, Kunſtart zu ſtellen, ſeinen Werth zu beurtheilen, zu würdigen verſtanden.

Er ſah als Vorzeiger gern durch ein fremdes Auge, und behauptete oft, daß er, wenn ein ganz unbefangener Menſch vor ein Bild trete, es mit dieſem im nämlichen Momente

frisch und neu anschaue und einen Nachklang des ersten überraschend-frohen Eindrucks zu genießen bekomme.

Bei dem Assessor war es ihm nun ganz anders zu Muth, und etwa so, als wenn er in der Kirche neben einen kalten Rationalisten zu stehen kam.

Die Gattin schämte sich für ihren Mann, daß er von dem elegant angezogenen Gast in seinem vernachlässigten Aufzug und bei einer seinem Stande so unangemessenen Beschäftigung angetroffen worden. Sie las in der Seele des Letztern das herabsehende, spöttische Urtheil über denselben, und ärgerte sich, daß dieser seiner Würde so viel vergab.

„Kommen Sie doch in das Wohnzimmer vor!“ — sagte sie in etwas gereiztem Tone. „Mein Mann treibt so wunderliche Dinge, und läßt sich nichts sagen.“

Dem Aſſeſſor war das ganz erwünſcht; ein Bild von des Archivars eigener Schöpferkraft war ihm viel lieber, als alle ſeine Gemälde. Er wandte ſich aber im Familienzimmer ſogleich in lateiniſcher Sprache an den Gymnaſiſten Robert, und gefiel ſich aus beſondern Urſachen darin, hier zu zeigen, daß er Schulſack habe. Als Jener verlegen mit den Antworten zögerte, und, weil ein Ausgefragter ſich immer gedrückt fühlt, aus einer Art ſtöckiſchen Weſens weniger Kenntniſſe darlegte, als er wirklich beſaß, wenn es auf freudig-freies Schaffen ankam, ſo ärgerten ſich die Aeltern über ſein zähes Weſen.

Dieſe peinliche Situation erneuerte ſich, als Robert einen Schnitzer machte, welchen der Examinator mit lautem Lachen rügte. „Wenn ich einmal einen Knaben bekomme," — unterbrach er ſein Collegium, indem er mit einem verſtohlenen Blick an Natalien hinüber ſich an die Aeltern wendete — „ſo werde ich mit ihm ſchon

vom zarten Alter an ſtets lateiniſch reden; die Mutter, die ſich natürlich ihren breiten Landesdialekt ganz abgewöhnen muß, ſoll dann das reine Deutſch beſorgen. Ueberhaupt gedenke ich meine Kinder ganz nach eignen Grundſätzen zu erziehen; denn, geſtehen Sie es nur, wo man hinſieht, nimmt man lauter Fehler gegen richtige Erziehungsgrundſätze wahr, Mißbräuche von der Windel bis zum Mantel."

Dieſe Aeuſſerung traf das Gemüth der Mutter doppelt ſchmerzhaft; einmal glaubte ſie, es könnte und ſollte wirklich hierin mehr für die Kinder gethan werden; die ſich immer ſteigernde, allgemeiner verbreitende Bildung, die jetzt von den Mädchen ſo viel fordert, als ſonſt von den Knaben, imponirte ihr, und wo ſie von der Ausbildung eines Talents hörte, legte ſie den vergleichenden Maßſtab nicht ohne Seufzen an ihren eigenen Kindern an. — Dann fiel ihr bei, wie insbeſondere der Gatte hier weit hinter den Forderungen des Aſſeſſors zurück-

blieb; sie konnte sich nicht enthalten, dieß laut zu äussern: „Was wollen Sie sagen! Mein Mann geht viel lieber allein, als mit den Kindern, und wenn wir ja etwa Sonntags alle gesammt gehen, so führt er uns allerhand holperichte Wege, über Felsen, durch feuchte Dickichte, gähe Berghalden, und meinen Sie, ein lateinisches Wort komme aus seinem Munde? nicht einmal ein deutsches über gelehrte Sachen. Gott bewahre! da ist nur immer von Gemälden, von schönen Baumgruppen, duftigen Fernen, Lichteffekten, malerischen Felsenmassen die Rede, als sollte Robert ein Künstler werden und kein Pfarrer. Das Sprichtwort sagt: Ein Narr macht zehn! Nun, uns alle hat er schon mehr oder weniger angesteckt, und wenn nun das sich so forterbt, so macht er nicht zehn, sondern hundert, oder wer weiß, wie viele. Es ist wirklich, wenn man's bedenkt, unverantwortlich. Vom Herrn Assessor werden gewiß lauter Gelehrte abstammen, während mein leichtsinni-

ger Mann vielleicht seine ganze Nachkommenschaft vom ernsten Studieren abhält.“

Dem Assessor schmeichelte diese Herzenserleichterung der guten Frau; er setzte das lateinische Gespräch mit dem Sohne fort, während dessen Vater sich über die Aeusserungen seiner Gattin weder zu erbosen, noch laut zu äussern wagte.

Einiger Trost sollte ihm aber bald zu Theil werden; der Beisitzer machte nämlich jetzt im Eifer des lateinischen Redewechsels selbst einen entsetzlichen Bock, welcher, von Robert bemerkt, diesen zum plötzlichen Auflachen reizte, was er aber, als etwas Respektwidriges, durch festes Zuhalten der Nase gewaltsam zu unterdrücken suchte.

„Ei tausendsapperlot, Herr Assessoribus!“ — rief der Archivar, auf seinen Sprachfehler nicht ohne innern Triumph reimend — „darüber würde in Latium selbst das Echo stutzig werden!“

Der Aſſeſſor wurde flammenroth vor Schaam und Aerger, räuſperte ſich und flüchtete ſich zu der Lüge, daß bei'm Quintilianus dieſe Redeform einmal vorkomme. Blank war nicht der Mann, der ſeine Gegner auf's Aeuſſerſte trieb, beſonders wenn er vor Zeugen eine Blöße gab. „Möglich!" — ſagte er — „übrigens wollen wir zugeben, daß auch der berühmte Grammatiker Donatus ſelbſt einmal einen Donatſchnitzer gemacht haben könnte."

Mit wiedergefundenem Selbſtbewußtſeyn wendete er ſich dann, wie folgt, an ſeine Gattin: „Was Du da wegen Verleitung der Nachkommenſchaft gegen mich vorgebracht, das geht über unſern Begriffs- und Lebens-Horizont. Allerdings ſoll ſich der Menſch, der Vater doppelt des Guten befleißen, und des Schlechten enthalten, weil jenes und dieſes körperlich, geiſtig, ſittlich ein Erbtheil ſeiner Kinder und Enkel werden kann, wie wir denn oft ein ſolches Forterben mit Staunen, mit Schauder in den Fa-

milien und ihren Schickſalen wahrnehmen. Aber auch der Sorgſamſte weiß eigentlich nicht, was er mit dem beſten Wollen als Erzieher, Vorbild ꝛc. in die ferne Zukunft hinein thut oder wirkt.“

„Einer meiner Vorvordern — ich kenne keine ſechszehn Ahnen — war vielleicht ein Künſtler oder Kunſtliebhaber, oder hat ſich etwa mein Hang aus verſchiedenen Elementen von mehrern meiner Vorältern, aus Intereſſen zuſammengewoben, die in ihnen nicht recht zu Tage kommen konnten, und nun in mir herausbrechen.“

„Unſer Robert — nun man darf ihm nachſagen, daß er im Ganzen ein wackrer Junge ſey; — er wird ſein Fach mit Ernſt treiben, und ſo mag ihm dann meine Liebhaberei nicht viel anhaben, oder auch wohl zu einiger Erholung dienen. Er hat vielleicht einſt Muße und Luſt, Stunden, die Andere dem Gemeinen oder

sonst Unfruchtbarem widmen, mit Kunstliebe, erheiternd für sich und andere, auszufüllen."

„Ist es mir doch nicht leid, daß ich auch Dich, Gute! und die Mädchen ohne Euer Wollen mit meiner Passion, wie ihr es nennt, angesteckt habe. Es ist der Charakter des Beschränkten, Philisterhaften, für alle Erscheinungen und Begegnisse des Lebens nur Einen Gesichtspunkt zu haben; es befreit die Seele, das Gemüth, wenn der Mensch seinen Stand wenigstens in zwei, womöglich von einander entlegenen Regionen zu nehmen weiß; es ist wohlthuend, wenn er den einen Fuß in das Schönere, Höhere zu setzen vermag. Leben heißt schauen, empfinden; der Reichthum, die Fülle des Daseyns besteht in lebendigem Antheil an seinen Gestaltungen."

Der Assessor lächelte über diese Ergießung, wie über die hohle Tirade eines Theaterhelden. Apollonia las in seiner Seele, und sah jetzt mehr mit seinen, des Kaltverständigen,

als mit ihres enthuſiaſtiſchen Gatten Augen. Seine Wärme war ihr immer verdächtig, wenn nicht ſie ſelbſt der Gegenſtand derſelben war.

„Das klingt wohl ſchön!“ — ſagte ſie — „aber lieber Alter! nimm mir's nicht übel, wenn Du dieſen und andern Nebenſachen nicht nachgegangen wäreſt, ſo könnteſt Du jetzt ohne weiteres eine Rathsſtelle mit zweitauſend Gulden jährlichen Einkommens bekleiden. Das wäre denn doch nichts Schlechtes, und dann ſtünde Dir auch ein etwas koſtſpieliges Steckenpferd beſſer an als jetzt. Es hat mich ſchon oft gedrückt, wenn ich Männer Deines Alters, denen Du dich auch ſonſt in vielen Dingen gleichſtellſt, ſo über Dir ſtehen ſah. Es iſt gewiß nicht Neid oder Hochmuth; aber die ganze Welt verlangt eben nach Geld und Ehre; Du aber bleibſt ruhig in Deinem alten Gewölbe bei Aktenſtaubwolken und Fledermäuſen ſitzen und ſcheinſt gar kein Verlangen nach irgend einer Verbeſſerung zu tragen.“

„Ich muß gestehen," — äusserte der Assessor in zuversichtlichem Tone — „daß ich manches saure Geschäft nicht scheue, weil ich es mir mit dem Gedanken versüße, daß es mich zu einer höhern Stufe führen werde. Ich suche mich den Herren Räthen, dem Vorstande, dem Minister durch angestrengten Fleiß und Pünktlichkeit zu empfehlen. Auf das niedere Canzlei-Personal mit Ernst drückend, suche ich den Obern mich beliebt, unentbehrlich zu machen; ja, ich darf es wohl sagen, ich bin nicht bloß ihr Organ, ich passe ihnen bei Gelegenheit auf, und indem ich sie merken lasse, daß ich ihre Schwächen kenne und ihre Geschäftsfehler zu verbessern verstehe, suche ich ihnen ein wenig zu imponiren, immer in dem Prospekt, einst und je eher je lieber ihres Gleichen zu werden. Ich weiß, es hält sehr schwer, aber, auf was des Menschen Dichten und Trachten unausgesetzt gerichtet ist, wenn er sich einige Jahre darum plagt, das erlangt er am Ende doch."

„Da liegt's eben," — ſagte die Gattin. — „Der Sinn muß darauf gerichtet ſeyn. Aber, Du lieber Himmel! meines Mannes Sinn hat ſich auf keine ſo ernſthafte Dinge gewendet." —

Man kann einem Menſchen nichts Verdrießlicheres zumuthen, als wenn man fordert, er ſolle ſeine Natur umſtülpen und ein Anderer werden; und kein Vorwurf geht tiefer, als der, er hätte einen ganz anderen Lebensweg einſchlagen ſollen, um etwas Rechtes zu werden.

Nicht im ſanfteſten Ton erwiederte der Archivar: „Wenn nur Niemand auf der Welt glaubt, ich verſäume meinen Beruf oder betreibe ihn läſſig. Hämiſchen Tadel eines Feindes kann ich noch eher ertragen, als Verkanntwerden von ſolchen, die mein Thun und Laſſen zu begreifen glauben. Jenen reizt mein Werth, dieſe ſetzen ihn aus Beſchränktheit herab."

„Mein Beruf als Archivar iſt, um es Euch recht zu ſagen, auch meine höchſte und erſte

Kunſt, eine ſolche, die ich praktiſch übe; die Kunſt nämlich, aus verſchiedenen, oft verworrenen, ungeregelten Elementen ein Gebilde der Ordnung ohne Pedanterie hinzuſtellen. Ein ſolcher Künſtler kann und ſoll jeder Menſch in ſeinem Berufe ſeyn. Du, Hausfrau! biſt es in Deinem Hausweſen, und wenn Alles reinlich und geordnet daſteht und ſich fortentwickelt, ſo theilſt Du mit dem eigentlichen Künſtler das ſüße Gefühl überwundener Schwierigkeiten und einer durchgeführten, leiblich gewordenen Idee. So ſehe ich mit freudigem Zutrauen auf unſere Kinder. Es fragt ſich immer nur: Hat der Menſch in ſich ein Lebensfeuer, einen Bildungstrieb, eine Schaffenskraft? Sind dieſe aufs Gute gelenkt, auf das, was Noth thut?"

„Ohne dieſe keimende, treibende Lebenswärme bleibt der Menſch unbedeutend und lebt in ſchalen Identitäten fort. Wie könnte ich aber mit gutem Gewiſſen an das Schöne, an die Kunſt denken, wenn meine eigene Sache

verworren daläge, wenn Stöße von Befehlen und Anſinnen, Berge von Akten mich der Saumſeligkeit anklagten?"

„Alle Achtung für Ihren Dienſteifer," — ſagte der Aſſeſſor, — „aber daß man ſeinen Beruf wie eine von den ſieben freien, ſchönen Künſten betreiben könne, das möchte ich dem Herrn Miniſter nicht begreiflich machen. Sie wiſſen, daß er ſchon die Theoretiker und Autoren unter den Geſchäftmännern nicht recht leiden mag, geſchweige nun gar die Kunſtmänner."

„Ich muß geſtehen, daß auch mir die Belletriſten in der Canzlei immer eine verdächtige Erſcheinung ſind. Wie vereinbart ſich der Ernſt, die poſitive Wahrhaftigkeit des Amtes und Geſchäfts mit dem loſen Scherz und täuſchenden Schein der Künſte?"

5.

Die Rede wurde durch ein Klopfen an die Thüre unterbrochen; ein langer Mann, gewesener Haiducke des vorigen Fürſten, trat ein, und reichte dem Aſſeſſor, den er für den Archivar hielt, weil dieſer ſeine ſchmierige Jacke noch nicht abgelegt hatte, eine Schrift dar. Es war eine Einladung zu der nächſtkommenden Gemälde-Verſteigerung im alten Schloſſe; auf der alphabetiſchen Liſte ſtand des Archivars Name faſt zu oberſt. Er blickte flüchtig hinein und reichte es dann dem Archivar mit einer ſcoptiſchen Verbeugung hin. — Unter den Kunſtfreunden waren bedeutende Staatsbeamte,

Kaufleute, Gelehrte, ſelbſt ein Paar gebildete Handwerker. — Sein Blick verrieth, daß ihm die ganze Geſellſchaft als eine Reihe luxuriöſer, ja thörichter Leute erſchien.

„So Etwas thut doch wohl!“ — äuſſerte der Archivar, als er ſeinen Namen unterſchrieben und den langen Mann entlaſſen hatte. — „Man ſteht mit Männern der verſchiedenſten Stände im Bunde, die dem Kunſtſchönen huldigen, und, wo ſie einander treffen, ſich ſtill oder laut als Freunde und Verehrer der herrlichſten Erſcheinungen begrüßen. Bei jeder Begegnung tritt dieſe Seite des Lebens ihnen vor die Augen, und findet auch wohl ein Austauſch über irgend ein Kunſtwerk oder einen zu hoffenden Fund unter ihnen ſtatt. Es iſt ein heiterer Verkehr, von dem Andere kaum eine Ahnung haben.“

Dieſer Seitenblick verdroß den Beiſitzer. Vom Geiſte des Widerſpruchs getrieben, ſagte

er: „Mir ſind — ich will es nur geſtehen — die von Ihnen und den Kunſtfreunden ſo verehrten Künſtler alleſammt nichts, als eine Art Hiſtrionen, die den ernſthaften Leuten, ſolchen, die das eigentliche Leben ſchaffen, leiten und fortbilden, zu Lieb Spaß machen, ſey es nun durch geſchnitzte, gemalte Bilder oder durch Erdichtungen oder gar durch ihren eigenen Körper.“

Den Archivar überflog die Röthe des verhaltenen innern Zürnens; der Aſſeſſor fuhr aber, in ſeine Charakteriſtik vertieft, ohne Wanken fort: „Unſere Dichter ſind meiſtens lockere Menſchen; ihre wunderlichen Schickſale ſind die Fundgrube ihrer Dichtungen. Ihr loſes Leben nimmt ſich geſchrieben, verſifizirt, in abenteuerliche Gewande verhüllt, hübſch aus, wie etwa ein von Waldfrevlern zerzaustes, von Windſtößen zerriſſenes Gehölz ſich maleriſcher darſtellt, als ein forſtlich gut bewirthſchafteter Wald. Von Schauſpielern und Tänzern ſchweige

ich ganz; ſie grenzen an Marktſchreier, Bänkelſänger und Gaukler; aber auch die bildenden Künſtler, — was ſchaffen ſie ins Leben? — Verzierung unſerer Gebäude. Sie ahmen die Natur nach, die ſie niemals erreichen, und das Beſte, was ſie bei uns bewirken, was iſt's? Nun ja, eine vergnügliche Stimmung in einem mannigfach ausgeſchmückten Raume. Mehr wollen wir aber auch nicht, denn wenn ich genauer hinſehe, ſo nehme ich lauter Fehler gegen die Wirklichkeit wahr, die ich überall beſſer ſehe, als ſie mir der Künſtler geben kann."

„Was man von der Wirkung der Gemälde auf die Sittlichkeit gefabelt hat, das iſt mir immer höchſt lächerlich vorgekommen. Ein gemalter Brutus ſoll zur Freiheit, ein Sokrates im Gefängniß zur philoſophiſchen Reſignation, ein Joſeph zur Keuſchheit begeiſtern! — nun ja, wenn das nicht eine tolle Forderung iſt!" —

Er lachte herzlich und ſieghaft, und fügte noch bei: „Wenn das Gute und Geſchmackvolle

wirkt, so thut es auch das Frivole und Geschmacklose. Was ist nicht alles gepinselt worden, von der halbenthüllten büßenden Magdalena des Correggio bis zu Potters pissender Kuh! Wir wollen den Himmel bitten, daß es mit den Wirksamkeiten der Kunst nur nicht weiter gehe, als zu einem flüchtigen Eindruck."

Blank wußte nicht, was er auf diese lange Rede erwiedern sollte. „Mein junger Freund!" — sagte er im ernsten Tone — „einer ganzen irrigen Ansicht der Kunst müßte ich eigentlich eine ganze richtigere entgegenhalten; dazu bin ich aber jetzt nicht aufgelegt. Eine ästhetische Heidenbekehrung möchte ein schwierigeres Geschäft seyn, als eine religiöse. Ein irriges oder malitiöses Wort erregt Gegenworte, eine widrige That reizt den Widerstand, aber eine der meinen vollständig entgegengesetzte Ueberzeugung lasse ich so gut auf sich beruhen, als einen unverbesserlichen Lebenslauf."

„Nur das muß ich Ihnen Namens der Künſtler bemerken, daß dieſe nicht mit der Natur abſolut in Wettſtreit treten können, weil ſie nicht Licht und Finſterniß, ſondern nur Ocher, Ultramarin und Umbra haben, alſo nur beziehungsweiſe, indem ſie mit ſolchen wirklich ärmlichen Mitteln in ihrer Sphäre daſſelbe nach ähnlichem Maß und Verhältniß darſtellen, was die Natur mit Gotteskraft erſcheinen läßt. Ich erſtaune nicht über den Spiegel, aber wohl über die Palette."

„Was den Künſtler aber noch über die bloße Natur ſtellt und alle Kunſt über die Wirklichkeit, iſt der Gedanke, die Wahl, die Intention, Sinn und Verſtand."

„Wenn Sie die Wirkſamkeit des Künſtlers damit herabzuſetzen glauben, daß er Sie höchſtens nur in eine heitere Stimmung verſetze, ſo iſt mir, recht verſtanden, dieß eben der Triumph alles menſchlichen Wirkens, denn

mit dieſer Gewalt kann ich aus den Menſchen Alles machen, ohne ſie gar nichts.“

„Wen ich in die rechte Stimmung bringe, der iſt der höchſten Gedanken mächtig, dem ſchönſten, edelſten Gefühl offen; wem ich nicht beikomme, deſſen Seele bleibt ſtumpf, er ſchaut das intereſſanteſte Leben ohne Gedanken, die reiche Erde, das weite Meer, die Saat des Sternenhimmels ohne Rührung an; ihn erweckt kein Beiſpiel, er iſt keiner That fähig.“

Auf dieſem Boden mochte der Aſſeſſor nicht kämpfen; er nahm alſo ſeine Stellung anders und bemerkte mit zweideutigem Lächeln, es ſey am Ende zu bedauern, daß der Kunſtverehrer kein wirklicher Künſtler, namentlich kein Maler geworden, daß vielleicht in ihm ein Vandyk oder Claude Gelée verloren gegangen ſey.“

„Laſſen Sie das gut ſeyn!“ — verſetzte Blank, den verſteckten Spott ernſt nehmend. „Als ausübender Künſtler wäre ich vielleicht

beſchränkt, in mein Genre, in meine Manier verliebt geworden; unſere Zeit iſt der wahren Kunſt nicht günſtig, und ohne große Beiſpiele, ohne lebende Meiſter zu Lehrern bleibt man mittelmäßig, wird man einſeitig. Wir ſehen die frühern Meiſterwerke, aber kein Menſch weiß genau ihre Entſtehung."

„So nun aber erregt mich eine niebefriedigte Sehnſucht im Ganzen und mein verlangendes Auge würdigt die Vorzüge der verſchiedenſten Kunſtarten; eine unwandelbare Achtung läßt mich auch am Verfehlten ſein Verdienſt erkennen."

„Ich wollte in der Jugend Geiſtlicher werden, und wer weiß, vielleicht wäre ich in meinen Anſichten unfrei geworden, während ich mich jetzt durch keinen ſtarren Lehrbegriff beſchränken laſſe, und mit nie ſchlummerndem Antheil in alle Tiefen des Daſeyns meinen Blick zu werfen wage."

Der Assessor verneigte sich, es ist zweifelhaft, ob aus wirklichem Respekt vor den Bemühungen des älteren Mannes, oder bloß ironisch, und wandte sich dann mit den Worten an dessen Gattin: „Schade, recht Schade, daß unser Verehrter seinen Eifer nicht einem gelehrten oder Staatsfache hat widmen wollen; die zerstreuten und zerstreuenden Liebhabereien, denen er seit seinen Jugendjahren so viel schöne Kräfte und Talente geweiht, haben ihn um die höhere Stellung und Auszeichnung gebracht, mit denen ihn eine Versammlung seiner Thätigkeiten auf Einen Brennpunkt belohnt haben würde, und, wir wollen es nicht läugnen, auch Sie, Verehrteste! würden sich denn doch im Ganzen und Einzelnen anders fühlen und bewegen."

Die gute Frau Apollonia merkte wohl, wo es hinauswollte. Die Tochter eines Canzleiverwandten dünkte ihm, dem möglichen einstigen Staatsrathe, fast zu wenig, und es war

ihr nicht entgangen, daß er die Gemälde des Gatten, als Vampyren ſeines Vermögens und des Heirathsguts der Tochter, ſtets mit ſcheelem Auge betrachtet hatte.

Wir ſchenken dem lieben Leſer den Verfolg des Geſprächs, wo die verſchiedenen Wege, eine Carriere zu machen, die Hinder- und Förderniſſe des Hinaufrückens von A bis Z durchgenommen, und dem Archivar Wege und Bemühungen vorgeſchlagen wurden, die ihm gleich Felſenklüften und Geſtrüppen die Einbildungskraft umdüſterten, das Herz beklemmten, während der Aſſeſſor in Gedanken wie auf Blumenauen ſich darin erging.

6.

Der Aſſeſſor ſuchte von Natalien noch einen freundlichen Blick, ein holdes Wörtchen zu erlangen, und als ſich ſein Selbſtbewußtſeyn derſelben nach einer Weile getröſten zu können glaubte, empfahl er ſich, die Fortwirkung ſeiner wohlgemeinten Rede der Familie überlaſſend.

Blank ging auf ſein Zimmer, rieb ſich den Kopf und dann den ſeines alten Gemäldes, jedoch beides ohne freudigen Erfolg.

Nach einer Weile trat Natalie ſachte herein, ſuchte nach Etwas herum, und ging

aus dem leiſen Sumſen einer Tagsmelodie in folgende ſanft hingleitende Frage über:

„Er meint es doch gut, der Aſſeſſor?“

„Seine Anſicht iſt nicht ganz verwerflich; ſie iſt die Anſicht der Welt im Allgemeinen,“ — verſetzte der Vater.

R. „Er iſt ein guter Menſch?“

V. „Ein rechtſchaffener, ſolider junger Mann!“

R. „Beſter Vater! lache mich nur nicht aus! — Iſt denn alles Gute auch liebenswürdig?“

V. „Allerdings! im höchſten Ausdruck genommen iſt es ſo! wie umgekehrt alles wahre Schöne auch gut iſt.“

R. „Es gibt aber doch recht gute Menſchen, die ſich nicht beliebt machen, und andere, vielleicht weniger gute, die doch mehr Liebe in der Welt genießen.“

V. „Die Meiſten lieben, was ihnen gemäß iſt; ſie entfernen ſich von allem Unbequemen.“

N. „Es iſt doch fatal, daß auch ein guter Menſch uns widrig erſcheinen kann.“

V. „Kein Menſch iſt ganz, für was er ſo gewöhnlich gilt. Es gibt nicht Gute und Böſe; kein Menſch iſt ganz liebenswürdig, keiner ganz zu verabſcheuen; der Vielgeliebte verliert in der Nähe, während der Gehaßte vielleicht beſſer erſcheint, als ſein Name.“

N. „Ich kann mir aber denken, daß mit einem guten Menſchen doch wohl auch recht übel zu leben ſeyn könnte.“

V. „Wie zum Beiſpiel? Ich möchte doch Näheres vernehmen.“

N. „Es gibt — das weißt Du, lieber Vater, beſſer als ich, gewiſſe Menſchen, die Alles ſchwer nehmen, ſchwierig machen, die in die Zukunft hinein mit einer wichtigen, be-

denklichen, oft grämlichen Miene ſchauen, und ſo viel von möglichen Hinderniſſen und Unannehmlichkeiten ſprechen, daß es einem ganz ſchwer um's Herz wird."

B. „Es muß auch ſolche Käuze geben. Sie wollen nicht, daß es andern mit dem Leben leichter geſchehe, als ihnen, und ſind wohl auch dazu dienlich, daß die Leichtblütigen ſich manchmal mehr zuſammennehmen."

R. „Sie machen die ſtrengſten Forderungen."

B. „Sie leiſten gewöhnlich ſelbſt viel."

R. „Sie ſehen überall auf den erſten Blick Mängel und Gebrechen."

B. „Sie nehmen ſich in ihren eigenen Dingen in Acht."

R. „Sie können es nicht über's Herz bringen, Etwas zu loben."

B. Sie ſehen nicht ſowohl auf's Ganze, als auf das Getheil, die Ecken, Lücken u. ſ. w."

N. „In ihrem geregelten Lebensgang iſt Alles vorausberechnet. Sie wiſſen immer, was ſie wollen.“

V. „Iſt das zu tadeln?“

N. „Sie ſcheinen Alles nach Grundſätzen zu behandeln.“

V. „Das haſt Du wohl noch wenig gethan?“

N. „Iſt es denn möglich?“

V. „Verſuche es.“

N. „Wenn ich es that, ſo machte ich immer dummes Zeug. Bei dem, was ſich von ſelbſt verſteht, braucht man ja keinen Grundſatz, und bei den willkührlichen Sachen hat man Vernunft und Gewiſſen, das Rechte zu wählen und zu treffen, wenn es gilt.“

„Ich kenne Menſchen, die gleichſam immer warten, ob ſie nicht einen ihrer Grundſätze recht laut können geltend machen, und die auf uns, wie auf Leichtſinnige, Flatterhafte, ſpöttiſch lächelnd herabſehen.“

V. „Wir verdienen es vielleicht.“

R. „Du, Vater, verdienſt es gewiß nicht, biſt aber doch ganz anders, als ſo ein herbes Gemüth.“

V. „Ich bin nicht ganz ſo, wie ich gern wäre.“

R. „Nun ja! Kein Menſch thut immerfort nach ſeinem beſten Gewiſſen, wie keiner ganz aufrecht geht und gleichen Schrittes. Aber Du machſt doch kein ſo beſorglich-gravitätiſches Geſicht an die Menſchen hin, und blickſt nicht ſo hochwichtig in die Zukunft hinaus.“

V. „Sie enthält die wichtigſten Dinge, bringt Lieb und Leid, hohe Wonne, tiefen Schmerz, ſchwere Pflichten.“

R. „Wohl! aber Du blickſt heiter hin, denkſt nicht immer an Kümmerniſſe, und wenn etwas Bedenkliches anrückt, ſo ſuchſt Du mit muthigem Sinne darüber Herr zu werden.“

V. „Meinſt Du?“

R. „Ich habe Dich lächeln ſehen, als man unſerm Robert den gebrochenen Arm einrichtete, und als Pauline todteskrank wie ein Skelet im Bade lag.“

V. „Das war wohl leichtfertig von mir!“

R. „Ach nein, lieber Vater! ich glaube, es war Vertrauen zu Gott, daß es gut geben werde, es war das Gefühl, daß Du über dem Unglück ſtehe ſt. Ich las das in Deinem Auge, hörte es aus Deinem gefaßten Tone.“

V. „Gutes Kind! Du weißt Alles auf's Beſte auszulegen. Ich ſollte oft anders ſeyn; ich hätte es weiter gebracht, wenn ich von Jugend auf mich weniger hätte geben laſſen. Der Aſſeſſor zum Beiſpiel bringt es weiter.“

R. „Wer weiß! und was heißt denn — weiter? Haben wir nicht zu leben? haſt Du nicht an manchen Dingen Intereſſe und Freude, welche andere gleichgültig anſchauen? haſt du nicht die Mutter — und Uns?! ja, ja, das

iſt doch auch nichts Geringes, und wer weiß, was Du hätteſt, wenn Du nicht Du wäreſt?“

„V. „Närriſches Ding! das iſt freilich wahr. Wenn Eines anders wäre, wäre Alles anders. Ich bin aber doch lange nicht ſtrenge genug — gegen mich ſelbſt, gegen Euch, gegen die Menſchen; ich verderbe vieles durch Weichheit.“ —

N. „Wie andere durch Härte.“

Während Vater und Tochter dieſe Reden wechſelten, ging auſſen am Hauſe eine Magd vorüber, die eine ziemlich große Tafel auf dem Kopfe trug. Der Archivar ſah ihr nach, und als ſie um die Ecke bog, lief er eiligſt nach ſeinem Rocke, fuhr in ihn hinein und eilte mit bebenden Schritten der weitauslangenden Beine ihr nach.

„Wem gehört das Bild?“ — fragte er die eingeholte Trägerin — „und wohin hat ſie es zu bringen?“ Sie nannte den Namen eines

bekannten Malers; wenigſtens klang er ſo in ſeinem Ohr. „Laſſe Sie es mich doch ſehen!“ — ſagte er — „ich will Ihr abhelfen. Sie ſah ihn mit fragendem Blick an, und erwiederte zögernd: „Ach, was ſehen Sie an der Paſtete!“ — Ihn beleidigte der unwürdige Ausdruck; er beſtand um ſo mehr auf ſeinem Anſinnen und grif an die vermeintliche Blendrahme. Die Magd gab nach, und, ſiehe da! es war ein Kuchenbrett mit einer wirklichen, flachen Paſtete.

„Ah ſo!“ — ſagte der über ſeinen Irrthum Tiefbeſchämte. „Ich glaubte, es ſey — etwas ganz Anderes. Verzeihung!“

Zum Glück hatte nur eine alte Nachbarin die Sache mit angeſehen und ſich über den ſonderbaren Vorwiz des Herrn Archivarius ihre Gedanken gemacht. Aber daheim ſtand Alles an den Fenſtern der Parterre-Wohnung, weil ſein haſtiges Weglaufen Natalliens Neugierde erregt hatte, die dann in richtiger Ab-

nung ſeines Kunſtwahnes Mutter und Geſchwiſter herbeirufen und ihre Vermuthung Preis geben mußte.

Alles hielt an ſich, bis er im Zimmer war, dann nahm ihn ſeine Gattin bei'm Arm und ſagte in verſtelltem Bedauern: „Du guter Alter! haſt Du ein Nudelbrett für ein Gemälde angeſehen?“

Jezt brach das verhaltene Lachen bei Allen, vom Größten bis zum Kleinſten los, dem er um ſo weniger Einhalt that, als er ſelbſt es höchſtbegründet fand, und wohl begrif, daß das Lachen-Müſſen, wenn es verwehrt wird, ſich ſelbſt beſpiegelt und nur um ſo gewaltſamer verbringen will.

7.

Unſer Archivar Blank hegte gewiſſe Waidſprüchlein, Wahrnehmungen, Lehre, guten Rath in ſich faſſend, deren Brauchbarkeit ſich ihm, wie er nun war, im Leben ſelbſt bewährt hatte. Darunter gehörte auch Folgendes: Jeder Menſch ſoll machen, daß ihm Etwas im Schlafe wachſe.

Wie ſeine Ehehälfte dieſem in der That durch ein Steckbret nachkam, auf welchem jede Jahrszeit ihre Blumen ausſtellte, an dem ſelbſt der Winter nicht farb- und geruchlos vorüberging, ſo trieb er an ſeinem Theil es mit der uns bekannten Liebhaberei.

Faſt mit jedem Morgen erwachte er zu einer neuen Entwicklung; ſeine Kunſtwelt hatte einen Schritt vorwärts gethan, er ſah einem Genuſſe, einem Erwerb, einer Kunſtſchrift, einer belehrenden Notiz ins Aug; er hatte eine Verſteigerung im Proſpekt; er war einem alten, verkannten Bild auf der Spur; es war die Zeit eines Ausfluges in die Nachbarſchaft, zu einer Bilderſammlung näher gerückt; auf jeden Fall hatte ſich ſeine innere Kunſtſchule, wie er zu merken glaubte, in ſich ſelbſt erweitert, gereinigt, erhellt. Und wenn es nichts anders war, ſo beſah er ſeinen kleinen Schatz nach geöffnetem Fenſterladen mit morgenfriſchem Sinn, und ließ in ſeiner großen Landſchaft mit Vieh und Hirten durch allmähliges Erweitern der Lichtſpannung eigentlich die Sonne aufgehen, oder beobachtete, wie die verſchiedenen Tags-, Jahrs- und Witterungs-Epochen ſo verſchieden auf die Gemälde wirkten, daß beſonders

Bilder von viel Natur und gutem Ton ohne weiters ein wechſelndes Leben offenbarten.

Mit einer gewiſſen Selbſtzufriedenheit konnte er dann bei ſich ſelbſt ausrufen: Mein Gott! der Menſch darf nur irgend ein Feld, ſey es, welches es will, mit rechtem Ernſt und Antheil bebauen, um täglich zu neuen Erſcheinungen und Beobachtungen zu erwachen!

An jenem Abend nahm er den Weg zu ſeinen Freunden durch eine enge Gaſſe, die ſich nächſt der Stadtmauer im Bogen herumzog. Es war mondhell, und die mancherlei Höfe, Gärtchen, Hintergebäude, eine wahre niederländiſche Verworrenheit, höchſt maleriſch durch Schlaglichter und Schattenpartien, überragt vom Schiff und gothiſchen Thurm der Pfarrkirche, hatten ihn ſchon oft dieſen längern Weg dem künſtleriſch unergiebigen durch die geradlinigten Straßen vorziehen laſſen.

Er ſtand oft ſtille, blickte in die helldunkeln Räume, an den kleinen mit Maiskolben behangenen, mit mancherlei Geräthſchaften umſtellten Häuſern hinauf, in die niedrigen Stübchen hinein, wo die Bewohner, Jung und Alt, vom Lampenlicht rothgelb beſchienen, wahre Schalken'ſche Nachtſtücke darſtellten. Kein Wunder — ſagte er — daß dergleichen den Kunſtfreund anzieht. So unſchön das Meiſte in Beziehung auf eleganten Zuſchnitt ſeyn mag, ſo ſind doch dieſe Wohnungen mit allem, was daran und darin erſcheint, ein unendlicher Wechſel und Reichthum von Leben und Geſchichte; keine Quadratruthe glatte, gleichgültige Fläche, lauter contraſtirende Formen des Zuſammengehörenden, lauter Geheimniſſe von Licht und Dunkel, eine unerſchöpfliche Fundgrube für den Künſtler; — ich bin aber niemals einem daherum begegnet, noch habe ich einen davon reden hören.

An einem alten Häuschen bemerkte er unter den in Blei gefaßten runden Scheiben meh-

rere transparente Wappen von Schmelzmalerey und ein größeres Fenster mit dergleichen Figuren. Er merkte sich die Wohnung, deren so ausgestattetes Zimmer er vielleicht heute zum Erstenmal beleuchtet sah, und behielt sich vor, bei Tag einmal wieder zu kommen.

Nicht sehr weit davon fesselte wieder Etwas seine Aufmerksamkeit. Neben einem Unterstübchen war ein Verschlag, wie er durch die hereinfallende Helle bemerken konnte, mit Geräthschaften ganz vollgepfropft. Ein dunkler viereckigter Raum im Hintergrunde fiel ihm auf; Er hielt ihn Anfangs für eine gebräunte Küchenthüre, unter welcher eine halbentblößte Gestalt unbeweglich zu stehen schien.

Als sich sein Aug an die Düsterheit gewöhnt hatte, ward ein Gemälde daraus, eine halbentkleidete Figur als Kniestück darstellend.

Das trieb ihm das Blut zum Herzen. Hier wohnte wahrscheinlich ein Trödler, der bei einer

Verſteigerung das Bild, wer weiß, welcher Rumpelkammer eines nobeln Hauſes entnommen, gekauft hatte.

Die Größe des Tableaus, die Verhältniſſe der Hauptfigur, Licht = und Schattenmaſſen= Vertheilung und ſo ein gewiſſes „je ne sais quoi“ gaben ihm eine ſichere Ahnung, daß hier etwas Rechtes, wenn auch durch Zeit und Menſchen übel Zugerichtetes, zu finden ſeyn möchte.

Das litt nun keinen Aufſchub, denn morgen ſchon konnte es in andere Hände kommen, und, in ſolchem Falle zaudern, heißt bei dem Kunſtfreunde nicht ſelten, ſich die peinlichſte, aber zu ſpäte Reue holen. Er ſah, daß Mann und Frau im Zimmer ſaßen, und von einem Buche mit ſchwarzer Decke das ſilberne Beſchläg losmachten, um es zu wägen. Er klopfte am Fenſter an und bat, ihm auf einen Augenblick zu öffnen. Es geſchah. Er kündigte ſich als ein Liebhaber alter Bilder an, der bei ihnen

ein ſolches von Auſſen wahrgenommen, und es zu ſehen wünſche, beſonders wenn, wie er nicht zu irren glaube, daſſelbe verkäuflich, und billig zu bekommen ſey.

Auch dieſem Anſinnen wurde willfahrt. Mit Herzklopfen trat er in den Verſchlag und zu dem Bilde. Ihm blühte vielleicht hier eine ſchöne Welt; konnte es nicht von irgend einem alten Meiſter ſeyn? ein Blick konnte ihn wonnevoll entzücken, ihn eine unſchätzbare Reliquie entdecken laſſen. Und ſiehe da! es war, wie er bei dem mit vorgehaltener Hand nahe hingerücktem Lichte wahrnahm, Luſt und Leid in Einem Moment, der Torſo eines Davids mit dem Haupte Goliaths, — der Kopf und die Hände beſonders in den dunkleren Partieen faſt zerſtört, bis auf den Grund entwichen, — Schultern, Arme, Lenden aber noch immer wunderſchön, und, obwohl die ehrwürdige Patina mit dem feinſten, oberſten Hauch und Duft des Fleiſches gelitten haben mochte, ſo lebens-

warm, als man es einem Italiener aus der beſſern Zeit zutraut, und wie er es von keinem Neuern geſehen und zu ſehen erwarten konnte.

Er beherrſchte natürlich klugermaßen ſein Erſtaunen, äuſſerte viel Bedauern über die Verwahrloſung des Bildes, fragte nach Herkunft und Preis, und als er den leztern ſehr annehmlich fand, ſchlug er ein, und bat den Verkäufer, ihm das Tableau in den nicht ſehr entfernten Gaſthof nachzubringen; zu was ſich jener ſogleich willig anſchickte.

8.

Voll von ſeinem Fund und Kauf eilte Blank zu den Freunden und Bekannten und erzählte das Begegniß. Sie lachten und winkten ſich zu; beſonders verzog ein Maler das Geſicht und rief: „Nun das wird wieder einmal etwas Schönes ſeyn!“

„Nur Geduld, Ihr Leute!“ — ſagte, die ſpottenden Blicke nicht beachtend, der Archivar. „Wißt Ihr denn nicht, wie es in der Welt mit den Kunſtwerken geht. Das Tableau des kunſtbegabten Meiſters hängt zuerſt im Saal, im Prunkzimmer des reichen Mäzenas. Nach fünfzig Jahren wird es von Genre-Bildern der

Nachkommen verdrängt und aus der Belletage in den zweiten, endlich in den dritten Stock gebracht. Bei jeder General-Revüe der Zimmer wird es nun aus Gelegenheit der allgemeinen Wasch mitgewaschen, gefegt, eingeölt; dann wieder einmal gereinigt und verputzt. Nun ist es reif für die Mansarden. Hier fürchten aber Zofen oder Kindsmägde das schwarze Ding und schaffen es bei irgend einer Ausreinigung auf die Bühnekammer. Man stellt es an das Dachfenster, um das Schneegestöber abzuhalten; man legt es endlich auf den Boden, wenn ein Dachziegel los ist und den Regen durchläßt, und tritt es, wie Segeltuch, mit Füßen."

„Ist es nun nicht ganz erwürgt, so wird es wohl, wenn die Herrschaft mit Tod abgeht, mit dem andern Plunder herabgeholt, und in der Versteigerung aufgethan, ob nicht etwa irgend ein Kauz darauf bieten oder ein Trödler es zu einer spanischen Wand verwenden möge."

„Bei dem Letztern sieht es der Kunstfreund, erkennt die Reliquie, entreißt sie dem nahen Verderben, läßt wiederherstellen, was noch zu erhalten ist, und weilt mit unbeschreiblicher Wehmuth vor der Ruine einer alten, unerreichbaren, ewig verlornen Zeit.“

Der Archivar hatte mit steigendem Eifer das gewöhnliche Schicksal der Kunstwerke entwickelt, insbesondere die letzten Worte mit dem Feuer der Liebe und Wehmuth gesprochen, nicht ohne einige Uebertreibung im Tone, wie sie der Enthusiast zuweilen halb aus Leidenschaft, halb mit Bewußtseyn schauspielerisch von sich kommen läßt.“

Die Freunde lachten aus vollem Halse.

„Mich lassen solche Dinge ganz kalt und ruhig,“ — äusserte endlich einer der Freunde, den wir den Regenten nennen wollen. „Ist die Zeit so bilderstürmend, daß sie Raphaels und Correggio's zerstört, so mag sie es. Ich hasse

alles Einbalſamiren. Was ſterben und verweſen ſoll, ſterbe und verweſe. Ich habe mich über den Unverſtand, die Tollheit der Menſchen ſatt geärgert und ereifert, — ja, ich will es nur geſtehen, ich kann jetzt über den entſchiedenen Unſinn der Mode, die Göttliches in den Staub tritt, und Tand und Lappen mit Gold aufwiegt, ebenſo herzlich lachen, als ich mich früher darüber innerlich verletzt fühlte. Es gehört zum allgemein eiſernen Loos alles Großen und Schönen auf der Erde. Sinken große Zeitalter hinab, gehen erhabene Menſchen unter, warum ſollten nicht auch ſchöne Werke der Zerſtörung unterliegen? Ein unſchätzbares Gemälde von Correggio diente einmal in einem nordiſchen königlichen Roßſtall als Vorfenſter; iſt das nicht herrlich, köſtlich? ha! ha! ha!"

„Sataniſche Freude!" — rief der Archivar.

„Die Welt zwingt einen zuweilen dazu," entgegnete jener, — „das Dämoniſche heraus-

zukehren und den Famulus Wagner in den Mephiſtopheles umzuſetzen. Sagt nicht der Dichter:

„Thöricht, auf Beſſrung der Thoren zu harren,
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie ſich's gehört.“

„Alles nach Zeit und Umſtänden,“ — ſagte Blank; — „ich rette, was ich retten kann. Ja, wollte ich auch anders, ich könnte nicht. Wo ich ein altes, verkanntes, verkommenes Bild ſehe, da muß ich es haben, reinigen, herſtellen, denn — wo erzeugt unſere Zeit Etwas der Art, was ſich mit den guten Gemälden des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts —“

„Daß Dich!“ — unterfuhr den Kunſtfreund der Maler; — „immer ſeyd Ihr mit euerm Lobe der alten Meiſter da, als wären die neuern, die lebenden, gar nichts. Immer ſchreckt Ihr uns mit den Popanzen: Antiken, italieniſche Schule, niederländiſche Schule, als lernten und könnten wir nichts Rechtes.“

„Ich ſtreite mich jetzt nicht darüber," entgegnete der Archivar — „ob wir Neuern überhaupt auf dem rechten Wege ſind, ob wir treffliche Meiſter zu Lehrern, und tüchtige Malerſchulen haben oder nicht. Jede Zeit erhält in jeder Art die Künſtler, die ſie werth iſt. Aber ſo viel iſt gewiß, leichter finde ich zehn gute ältere Bilder, als ein gutes modernes, und zehnfach höher, als ein altes, müßte ich ein neues von gleichem Kunſtwerthe bezahlen. Man darf wohl behaupten, daß nur die Werke der allerberühmteſten ältern Meiſter auch auſſerordentlich hohe Preiſe gelten, die übrigen aber gewöhnlich nicht, oft bei weitem nicht ſo bezahlt werden, wie ſie, nur als Tagwerk eines geſchätzten Meiſters betrachtet, demſelben honorirt worden ſeyn mögen."

„Mir iſt nichts lächerlicher," — ſagte der Maler —„als ihr Liebhabervolk. Wenn ſo einer eurer Enthuſiaſten ein Bild acquirirt, wie ihr zu ſagen beliebt, dann nennt er den höchſten

Namen in diesem Genre, und heißt das Gemälde, — meistens ein nachgedunkeltes, verschmiertes, verschabtes, verwaschenes, schlecht retouchirtes Ding, vielleicht gar die zehnte Copie — ein unschätzbares Original, bemüht uns, es zu beschauen, zu würdigen, zu tariren, und wenn wir nicht staunen, entzückt anbeten, und den Mund dermaßen voll nehmen, wie er, so macht er ein langes Gesicht, spricht gegen Andere von Kunstneid, Künstlerhochmuth, Unkenntniß, Unverstand und so weiter. Ich kann es nicht oft genug sagen: Laßt doch über Kunstwerke in Gottes Namen den Künstler urtheilen, dessen Fach sie sind, und quält oder brüstet euch nicht mit einer Kunde, die ihr nicht versteht und ewig nicht verstehen lernt."

Das waren nun die ärgsten Stich- und Schlagworte für den Archivar, Behauptungen, gegen die er, wie oft schon — angekämpft hatte, die er durchaus nicht gelten lassen wollte. Er war so von Gegengründen voll, daß er nicht

wußte, was er zuerſt vorbringen, und wie er dem Gegner Ladung auf Ladung nur ſchnell genug geben ſollte.

„Recht ſo!“ — rief er mit ſtarkem Tone — „und nur immer den alten arroganten Unſinn fortbehauptet! Alſo über den rechten und ſchlechten Schuh kann und darf nur der Schuſter, über den Rock nur der Schneider, über den Braten nur die Köchin, über Butter und Eier nur die Bäuerin, über ein Gedicht nur der Dichter, über das Theater nur der Schauſpieler, über das hölliſche Feuer nur der Teufel und ſeine Großmutter urtheilen, weil nur ſie ſämmtlich reſpektive vom Fach ſind?“

„Wer iſt denn der Künſtler? Der ſich hat in die Lehre einſchreiben laſſen? der jetzt als Geſelle arbeitet? Iſt's der Stümper? der Sudler? der beſchränkte Manieriſt? der Fabrikarbeiter? he!“

„Wer iſt befugter Urtheiler, competenter Richter? Iſt's ein Anderer, als der gebildete, kunſterfahrne Meiſter ſeines Fachs, und insbeſondere in dieſem ſeinem Fache? Aber wo finde ich ihn? Möchte ich, wenn ich ſelbſt ein tüchtiger Künſtler wäre, mein beſtes Werk einem Andern zur Beurtheilung übergeben als dieſem? möchte ich, wenn ich als Liebhaber über ein bedeutendes Bild mit mir nicht ganz im Reinen bin, eines Andern Rath lieber hören oder befolgen, als den eben dieſes hochgeſchätzten Meiſters? Und iſt er nun fern von mir, appellire ich nicht in Gedanken immer an ihn? Hört man nicht von euch Andern über daſſelbe Werk die verſchiedenſten Urtheile? tadelt nicht der Eine, was der Andere lobt? habt ihr nicht ſchon oft die ſchätzbarſten Tableau's überſehen, mißkannt? Muß am Ende nicht jeder Kunſtfreund aus ungeſtillter Sehnſucht nach einem großen, unpartheiiſchen Auge, aus Aerger über die einſeitigen Blicke der andern, das Urtheil in ſich ſelbſt ſuchen?“

„Ich gebe zu," — verſetzte der Maler in etwas herabgeſtimmtem Tone — „daß jeder von uns hauptſächlich nur an ſein eignes Genre denkt und damit genug zu thun hat. Aber die öffentlichen Urtheile, den Rezenſir-Unfug, das Kunſtgeſchwätz, das iſt's, was ich über alle Berge wünſche. Damit ſteht's ſo erbärmlich, wie mit der Critik in der Literatur, die ſelbſt unter aller Critik iſt. Auch unſere Richter ſind Unmündige, Kunſtlaien, Dilettanten."

„Laſſen wir das!" — wandte Blank ein, „die Künſtler wollen oder kennen nun einmal das Bedürfniß der Welt, die Neugierde, was denn an den öffentlich ausgeſtellten Kunſtwerken ſey, nicht befriedigen. Wird ja überhaupt dem Menſchen das Verlangen, über das Große, Wichtige, Normale die Stimme des gemäßigten, durchſchauenden, weiſen Mannes zu vernehmen, ſo äuſſerſt ſelten geſtillt."

„Sie neigen," — ſagte der Maler — „wie ich wohl merke, immer auf die Seite der Theo-

retiker bin; ich behaupte aber kühn: Wer ein Urtheil haben will, muß das Malen verſucht haben, muß Pinſel und Palette handhaben können; Niemand ſieht hinein, wer nicht die Farben—"

„Mit Gunſt," — unterbrach ihn der Archivar; — „ich gebe, was ſie behaupten wollen, im Voraus zu, daß nämlich, wie in allen Beſtrebungen und Geſchäften, ſo auch in der Kunſt die That, die Ausübung das Auge ſchärft, das Schauen fixirt, das Wiſſen nährt, ja ich bin überzeugt, daß ich nicht nur vom Maler, ſondern ſchon von ſeinem Farbenreiber etwas lernen kann. Der Liebhaber ſoll überall ſeine Schule machen! Aber während jede Praxis den Blick auch wieder feſſelt, die Anſicht beſchränkt, das Intereſſe theilt, kann der wahre, freiſinnige Kunſtfreund das Eine thun, das Andere nicht laſſen; er kann durch Umgang mit Künſtlern, durch Verkehr mit Bildern, durch Aufmerkſamkeit auf das Schaffen vom Anlegen bis zur Vollendung, auf das Herſtellen aus nicht

ſelten ſchmählicher Vernachläſſigung, ſo ziemlich in das Werden und Weſen derſelben eindringen; — er wird aber dabei ſeinen Blick für alle Arten und Schulen der Malerei frei erhalten, und, durch keine Vorliebe und Rückſicht bedingt, des ganzen Blüthenbaumes der Malerei in allen ſeinen Zweigen ſich gleichmäßig erfreuen."

„Da es wirklich und anerkanntermaßen ſolche um- und einſichtige Kenner und Schätzer gibt, auf deren richtigen Takt und Kunſtblick ſelbſt ihr Künſtler euch beruft, ſo können wir dieſen Streit fallen laſſen, denn was wirklich iſt, — muß wohl auch möglich ſeyn."

9.

Nach dieſer eifrigen Rede des Archivars ging die Thüre des Wirthszimmers auf, durch welche ſofort der Kellner den Trödler mit dem alten Gemälde hereinwies. Unſern Blank überflog die Röthe der Betroffenheit; er verſah ſich von den Freunden einiger Spöttereien, da ſie ihn, den bloßen Liebhaber, gegen den Maler nicht gern aufkommen laſſen wollten. Auſſerdem ſaßen noch andere Gäſte oben am Tiſche, die dem Geſpräche zu horchen ſchienen.

Einer der Freunde, der der Thüre zunächſt ſaß, und gewohnt war, in ſolchen Fällen Spaß und Ernſt gefliſſentlich untereinander zu bringen, damit nicht recht klar werde, welche Par-

tie er nehme (er möge Herr Anceps heißen), erhob ſich ſchnell, nahm dem Manne das Bild ab, noch ehe es Jemand von vorne geſehen, hielt es, feſt an den Ecken angefaßt, gegen die Wand, und wehrte, daß kein neugieriger Blick eindringen konnte.

„Meine werthgeſchätzten kunſtliebenden Freunde!“ — rief er in burleskem Naſentone — „mit ſo einer Acquiſition, wie diejenige unſers geſchätzten Archivarius hier iſt, hat es ſeine eigene Bewandtniß. Er iſt Kenner und Sammler, ohne weiters! denn er hat als Beides Lehrgeld bezahlt. Er iſt in beiderlei Qualität der beſonnenſte Mann, bis er in der Verſteigerung eines alt-patriziſchen Hauſes, in der Rumpelkammer eines Edelhofes, in dem Magazin eines Tröblers Schildereien, ſchwarzbraune Bilder, ſo ein halbes oder ganzes Dutzend, angelehnt ſieht. Da befällt ihn auf einmal ein gelinder Wahnſinn; er tritt hin, und wendet mit wachſender leidenſchaftlicher Haſt eines um das

andere um. Was er nun hiebei empfindet, wenn sein Blick forschend hinschießt und die hohe Kunstfrage: Seyn oder Nichtseyn? blitzschnell sich entscheidet — das ist rein-unbeschreiblich und von uns Unkennern kaum dämmernd nachzuempfinden, denn wann kämen bei uns im Leben solche hochkritische Würfe vor? was sind diejenigen des **Rouge et Noir**, Roulette oder Knöchelns dagegen?"

„Denkt Euch nur recht hinein! wie man eine Hand umwendet, erblickt man entweder das Contrefait eines längst verschollenen Haudegen, einer altfränkischen Nürnberger Rathsfrau, oder — o süßer Schrecken! o Kunstseligkeit! — einen Raphael, Rembrand, Ri —"

„Ribera, genannt Spagnoletto," — soufflirte gutmüthig lächelnd der Archivar.

„Ganz richtig — Ribera, Roos oder Rubens. Man blickt durch Rauch, Schmutz und hundertjährigen Firniß hinein in die Himmelsglut der Meisterschaft."

„Man ſieht ſich ſcheu um, ob Niemand die Ueberraſchung uns angemerkt, den leiſen Schrei des Erſtaunens behorcht habe, ob kein Rival um den Weg ſey, ein befreundeter Kunſtfreund, den man in ſolchen Augenblicken an die Küſte von Coromandel wünſcht; man entwirft ſeinen Operationsplan, und ſieht mit banger Erwartung dem Moment entgegen, wo uns der dritte Hammerſchlag das Kleinod um einen Spottpreis zuſchlägt, und uns das Gefühl wonnig bedrängt: Es iſt mein!!“

Mit dem letzten Worte kehrte er das Gemälde ſchnell um und gab ſeinen Anblick preis, fuhr aber im gleichen Tone fort: „Mein! Mein Eigenthum! — dieſer Wonnegedanke ſtellt ſich der Wolluſt des erſten Eindrucks gleich. Nun kömmt die Honigwoche des Reinigens —“

Hier fuhr der Komikus unter gewaltſamer Geſtikulation mit einer Serviette kreuz und quer auf dem Bild herum, was aber der Archivar ihm wehrte.

„Und endlich die Seligkeit des wiedergefundenen Paradieſes, wenn das Tableau friſch firnißt in ſeiner urſprünglichen Kraft und Herrlichkeit daſteht.“

Damit ſtellte er es auf den Tiſch, daß der helle Schein der Tafellichter darauf fiel. Aller Augen richteten ſich auf daſſelbe, einige nicht ohne heimlichen Aerger, daß das Bild nach Etwas ausſah. Man ſchwieg zuerſt, wie in ſolchen Fällen Ton iſt; denn obwohl in den Künſten Jeder ſich für urtheilsfähig hält, ſo will doch Keiner mit ſeinem Ausſpruche der Erſte ſeyn. Einzelne leiſe Rufe ließen ſich dann vernehmen, etwa wie Heckenfeuer hinter dem Buſch verſteckter Schützen: nicht übel! — vortrefflich! — geweſen! — Ruine! — herrlicher Fleiſchton! — großartig! — italieniſche Schule! — jammerſchade! — halberloſchen! — nachgedunkelt! — verwüſtet! — der geiſtige Hauch zum Guckuck u. d. m. Der Maler allein war zu keiner Aeuſſerung zu bewegen, ob ihn gleich

der Regant heimlich anſtieß, der Anceps ihn fragend anſah.

„Es ſey, was es wolle," — ſagte endlich Blank, welchem die durch ſein Bild erregte Aufmerkſamkeit der Gäſte wohlthat — „ſo viel iſt gewiß, daß unter allen Künſten keine ſo ſchnell und unfehlbar den Sinn der Menſchen ergreift als Malerei."

„Es kam mir vorhin" — nahm ein gebildeter Goldſchmied und Juwelier, den wir Benvenuto nennen wollen, das Wort — „als unſer ſchnakiſcher Freund hier über die Leidenſchaftlichkeit des Sammlers ſceptiſirte, — wie die Malerei es iſt, die Alte und Junge, Zarte und Rohe ſo ſchnell, ſo entſchieden anſpricht. Wenn der Menſch nichts kann und will, ſo kann und will er doch ſehen."

„Bei Poeſien muß ich dem Dichter und ſeinem Werk einigermaßen ebenbürtig ſeyn und jedenfalls mich zuſammennehmen; Werke der

Bildhauerkunſt ſind ſelten und erfordern einen für das Claſſiſche empfänglichen und gebildeten Sinn; Baukunſt gibt den Wenigſten nach dem erſten Eindrucke noch etwas zu denken; Muſik, gut oder ſchlecht, kommt uns oft ungelegen."

„Ja wohl!" — unterbrach ihn Herr Anceps — „wie klingt ſie ſo fatal, wenn uns kein Geld mehr in der Börſe und Kaſſe klingt, wenn wir mit der Frau oder dem Schätzchen nicht zum Beſten ſtehen, wenn wir den Stockſchnupfen am Hals haben, wenn wir in ihrer Nachbarſchaft Tabellen berechnen ſollen!" —

„Sie muß" — fuhr Benvenuto fort — „uns ſelbſt wohlgeſtimmt, ja wo möglich muſikaliſch antreffen. Aber Malerei findet Jeden ſtets fähig und aufgelegt, ihre Werke zu ſehen. Mit einem Zauberſchlage tritt vor ihn eine neue Welt, eine reizende, ſchön entfaltete Gegenwart, erfreulich an ſich, überraſchend als Schöpfung einer kunſtreichen Menſchenhand, Gefühle, Gedanken erweckend, eine liebliche

Natur, in der er wandeln, leben möchte, eine menſchliche Geſtalt oder Situation, die ſeinen Antheil erregt, ihn in eine höhere Lebensſphäre hebt.“

Dieſe verſtändige Aeuſſerung fand um ſo eher Beifall, als ſie aus dem Mund eines ungelehrten, wenn auch beleſenen Bürgers kam. Sie bewährte ſich auch durch die Gegenwart, denn nicht nur die Freunde und Bekannten des Archivars ſchenkten dem alten Bilde mehr oder weniger Aufmerkſamkeit, ſondern auch die übrigen Gäſte hatten ſich von ihren Sitzen erhoben und nicht entblödet, ihre Bemerkungen über daſſelbe laut werden zu laſſen; wie denn über einen ſinnlich gegebenen, intereſſanten Gegenſtand das Geſpräch leicht in raſchern Fluß kommt.

Blank, der ſich die Veranlaſſung hievon beimeſſen durfte, fühlte ſich dabei wohl und weh; er wußte wohl, daß, wenn eine Sache zu viel Bedeutung gewinnen, ſich zu breit in

den geſelligen Abend hineinlegen will, es nicht an ſolchen fehlt, die auf die andere Wagſchaale drücken.

Er wollte dem Anceps das Bild aus der Hand nehmen und daſſelbe beiſeite ſtellen; dieſer hielt es aber feſt und ſagte: „Keine Macht ſoll mir das unſchätzbare Kleinod nehmen, ehe ausgeſprochen werden, von welcher altehrwürdigen Meiſterhand es ſey, und welchen Werth es habe. Der glückliche Erwerber ſoll ohne Umſtände über ſeinen Fund ſich erklären.“

„Dieſem Anſinnen“ — ſagte nach einigem Zaudern der Archivar — „iſt nicht ſo leicht zu entſprechen. Was nicht von ganz großen Meiſtern iſt, das ſieht in Schmutz und Verdorbenheit oft wie Mittelmäßiges und Schlechtes aus. Ein rechtes Kunſtwerk, wie Alles, was ſich ſchön darſtellen ſoll, iſt eigentlich nur ganz Es in ſeinem reinſten Glanze, zarteſten Hauche, höchſten Lichte. Von Kaufswerth iſt bei einem

ſo verdorbenen, halbverwüſteten Bilde kaum zu reden; es iſt nur für denjenigen, der auch an Ruinen und Reliquien ſeine bitterſüße Freude hat; denn herſtellen kann man es nicht mehr, und ein ſtellenweiſes Retouchiren würde das Uebel ärger machen, wie etwa ein Flicken des alten Rockes von holländiſchem Tuche mit neuen Commißfetzen. Es wäre jammerſchade, wenn der alte Reſt den neuen Retouchen zu lieb übertüncht würde."

„So nenne doch in's Guckucks Namen einen Namen!" — rief der Regant, — „ich will Namen haben, ein kleiner antiquariſch-artiſtiſcher Reſpekt-Schauder ſoll mich kitzeln; das lieb' ich ungemein!"

„Nun denn," — erwiederte nicht ohne Sträuben der Archivar, — „es iſt, dünkt mich — aber ich will weiter nichts Kategoriſches behaupten — es iſt venetianiſche Schule, Colorit etwa eines Schülers von Titian oder — —"

„Daß Dich dieſer und jener!“ — fuhr ſolcher Aeuſſerung der Maler entgegen — „warum nicht gar von Titian ſelbſt? Das iſt gräßlich, abſcheulich, unſinnig, wahnwitzig! Hat denn je ein venetianiſcher Maler auf den ſchändlichen braunen Grund gemalt, wie hier einer herausſieht? Hätten Sie je ein Bild von dem göttlichen Titian geſehen, Sie würden ſich ſelbſt für verrückt vorkommen, dieſen Schund auch dem letzten ſeiner Schüler beimeſſen zu wollen.“

Und nun wies der erhitzte Maler nicht ohne Scharfſinn dem Gemälde alle ſeine Mängel nach. Die meiſten Anweſenden ſahen auf einmal mit ſeinem Auge, und weil in allen Dingen die Fehler mehr in die Sinne fallen, als die Tugenden, beſonders wenn letztere ſo verhüllt ſind, wie ſie es in dem aufgeſtellten alten Bilde waren, ſo fiel der Archivar mit ſeiner Andeutung der noch übrigen Vorzüge deſſelben ganz durch, ja er verdarb ſich ſeine Sache noch mehr gegen den Maler, als er vorbrachte, daß

Manches verzeichnet erſcheine, weil die Laſuren zerſtört und die harmoniſchen Uebergänge der Farbentöne durch die Verletzungen unterbrochen ſeyen.“

„Sie werden doch“ — fuhr dieſer heraus — „dergleichen nicht gegen mich vorbringen? Ich werde doch wiſſen, ob Etwas ſchlecht gezeichnet oder ſchlecht gemalt iſt?“

„Es gibt Menſchen,“ — erwiederte der Archivar, — „die in Geſellſchaft allen Reden, den eigenen und fremden, eine perſönliche Beziehung unterlegen. Mir iſt es um die freiſchwebende Wahrheit zu thun; darum werde ich von Deutlern — womit ich aber wieder nicht auf Sie deute — ſo oft mißverſtanden. Sie werden mir zugeben, daß Laien Manches verzeichnet heißen, was nicht gut gemalt oder erhalten iſt?“

Der Maler ſchwieg. — „Ereifere Dich nicht!“ — ſagte Herr Anceps. „Sag uns da-

für, was Du mit so einem Wrack von Bilde anfängst."

„Ich studiere es!" — erwiederte Blank; — „das heißt: ich betrachte es oft, genau, ich suche eben aus den beschädigten Theilen, wie aus offenen Wunden, die Textur herauszufinden; ich vergleiche es mit ähnlichen Bildern, denke mir es in seine alte Kraft und Herrlichkeit zurück, und nähre mein Auge mit den verschiedensten Virtuositäten bildender Kunst, damit es sich gewöhne und in künftig vorkommenden Fällen seine Erfahrung als festes Maß schnell und sicher anlege. Wer im Leben die Kunst mit Ruhe im allgemeinen Treiben, mit Orientirung im Andrange großer und reicher Kunstschätze genießen will, der muß Instinkt und Takt haben. Dazu gehört aber viel Uebung, denn beide sind keineswegs angeborne Gaben, sondern Schule und Gewöhnung, — sie sind dieß selbst bei den sogenannten unvernünftigen Thieren."

„Das iſt eine von unſers Archivars Lieblingsideen," — ſagte Anceps. „Die Vögel müſſen nach ihm das Singen und Neſterbauen lernen. Warum nicht auch das Schnäbeln und ſo weiter?"

„Sie ſtudiren die Malereien? Ein Archivarius ſtudirt alte Bilder!" — ſpottete lachend der Maler.

„Ihr ſeyd ſonderbare Menſchen!" — entgegnete Jener lächelnd, aber doch etwas gereizt. — „Das Alltägliche, das Triviale, Gemeine, den Schlendrian laßt ihr gelten, herankommen, Schwächen entſchuldigt ihr, aber wenn ſich ein Beſtreben geiſtig oder ſittlich, auf eine etwas ungewöhnliche Art bemerklich macht, da ſoll es ſich vor euch ſtandhaft verantworten. Es iſt am Ende einerlei, welches ſpezifiſche Feld der Menſch forſchend bebaut, wenn ſich nur das Ganze darin abſpiegelt. Warum ſoll ein Archivarius nicht auch Gemälde lieben, kennen lernen dürfen?"

„Aus dem einfachen Grunde," — brachte der Regant mit Ernſt vor — „weil er ſein Archiv ſtudiren, darin mit Leib und Seele einheimiſch ſeyn, verborgene Schätze, deren jedes birgt, daraus ans Licht bringen ſoll. Dieß iſt ihm nahe gelegt, dieß beſchäftige, ehre, lohne ihn. Jede Liebhaberei füllt einen Theil der Seele und zehrt einen Theil des Lebens auf. Die Kraft ſoll man nicht zerſplittern, den Enthuſiasmus, der zu jedem Geſchäft gehört, wenn daraus etwas Tüchtiges hervorgehen ſoll, nicht auf Nebenſachen, Steckenpferde ableiten."

„Nicht ſo ſtrenge!" — ſagte ſcheinbar mildernd der Anceps, — „nicht jederzeit fallen Neigung und Liebe mit der Berufspflicht zuſammen. Da hält denn ein Lieblingsfach, ein feuriges Steckenpferd Eifer, Geiſt, Lebensluſt des Mannes wach, und die kleinen Gewiſſensbiſſe, die dem Reiter jeder Ausritt verurſacht, ſucht er durch ernſtere Erfüllung des Berufs wieder zu heilen."

„So liebt unſer würdiger Kaſſenbuchhalter hier," — fuhr er in ſchalkhaftem Ernſt, komiſcher Mimik und ſtarker Betonung fort — „das edle Waidwerk; er hat es ſtudirt, beſſer als alles Andere. Er kennt Feld und Wald, ſo gut als Förſter und Flurſchüz, die Natur der wilden Thiere noch beſſer als die ſeiner Mitmenſchen; er kennt die verſchiedenen Arten des Fangens und Erlegens, er verſteht die Struktur der Gewehre und ſchießt wie ein Tyroler Scharfſchüz."

„Neben ihm ſizt der ehrenwerthe Verwaltungsrath, der in der Wiſſenſchaft der Tafelbereitung ſchon jahrelang ſeines Gleichen ſucht und nicht findet."

„Ueber die Zuſammenſezung der Delikateſſen, über Gewürze, Eſſige, Oele und andere Zuthaten muß man ihn hören. In kritiſchen Fällen, wenn die Frage entſteht, ob Wildpret Seefiſche, Auſtern ꝛc. einen Haut-gout haben,

oder wirklich ſtinken, iſt ſein ſchiedsrichterlicher Ausſpruch competent. Sein Schreibtiſch ſteht voller Schächtelchen, Büchschen, Gläschen mit Produkten dreier Indien; ſelbſt der Teufelsdreck iſt nicht vergeſſen, den man freilich nicht unter die Gerichte mengt, ſondern mit welchem man, wie der Verwaltungsrath von ſeinem Intimus, dem fürſtlichen Koch gelernt hat, nur über den Teller wegfährt. All' unſer Forſchen und Erkennen muß durch Neigung und Liebe und Ausſicht auf lebendige Anwendung, Lebenserweiterung und Erhöhung geweckt, geleitet, wach erhalten werden. Wodurch könnte aber das Studium der Natur, der chemiſchen Bezüge, der Eigenſchaft des Feuers, der Dämpfe, des Prozeſſes der Gährung ꝛc. beſſer vermittelt werden, als durch die lieblichſte aller Künſte, die Eßkunſt?"

„Du ſelbſt, ſtrenger Regant! liegſt mit Fleiß und Sachkenntniß dem Weinſtudium ob, und Deine heitern Abende bei uns ſind zugleich

ernſte Verſuche in Deinem Lieblingsfache, vergleichende Analyſen des edlen Rebenſaftes, Studium ſeiner Wirkungen auf den menſchlichen Organismus, auf das Gemüth, den Geiſt. Wie jener berühmte Naturforſcher über gewagten optiſchen Verſuchen faſt blind wurde, ſo haſt Du dich nicht nur Einmal durch phyſiſch-pſychiſche Experimente an Dir ſelbſt ſtarkem Schwindel und einer vorübergehenden Bewußtloſigkeit ausgeſetzt." —

Dieſe durch lebhafte Geſtikulation unterſtützte Rede verfehlte ihre Wirkung auf die Gäſte nicht. Die damit Gebabten verſtanden Scherz, wie man auch gelungene ſatiriſche Verſe über ſich ſelbſt nicht übel nimmt; die Andern waren vergnügt, daß ſie ungeſeppt durchgekommen. „Auch Du, feiner Zeiſig," nahm der Regant und Trinker das Wort — „haſt Dein Leibpferdchen im Stalle; wir wollen Dich aber, weil Du damit nicht viel Lärm machſt, auch nicht beſchreien. Haſt Du mein Nebenſtudium

zur Sprache gebracht, so will ich's auch exerziren und an Euch experimentiren. Drum schenket ein und stoßet an! Denn, ist je ein guter Gedanke halbschlummernd, ein Gefühl hinter Rücksichten stockend, trinkt Wein, so erwacht der Schlafende, so löst sich das Stockende. Die Weiber sind nur darum so prosaisch und zum kleinen Dienst verdammt, weil sie nicht trinken, also nie in jene Höhe umfassender Ansichten gelangen, zu welchen der Mann sich aufschwingt, um sie nachher im Leben zu realisiren. — Freundliche und feindliche Brüder! stoßet an!"

Alle zeigten sich folgsam und thaten mehr oder minder lebhafte Züge. Die Gesellschaft wurde erregt, konnte aber, wie das bei Männern mehr der Fall ist, als bei Frauen, namentlich bei gebildeten, von dem einmal besprochenen Thema nicht abkommen. Besonders zeigte sich der weingrüne Regant zu Imitationen derselben Melodie geneigt. „Stoß an, Staatsverhandlungsschriftenwärtel!" — rief er;

— „Du biſt uns ganz recht, achtungswerth, bis auf Deine leidige Bilderſucht. Wir Alle reiten doch mit unſern Steckengäulen auf feſtem, realem Wege, aber ſo eine artiſtiſche Marotte iſt ein Wolkenritt. Zum Guckuck! iſt denn das Pittoreske an der Welt die Hauptſache? Das iſt ja das Letzte! Wie käme ich mir vor, wenn ich bei natürlichen oder menſchlichen Dingen ſogleich an Zeichnung, Anordnung, Gruppirung, Helldunkel, Colorit, Beleuchtung denken müßte? Leben wir nicht in Zeiten, wo die Schickſale der Nebenmenſchen, der Völker unſern Antheil auf's Höchſte in Anſpruch nehmen? Zehrt aber nicht ſo ein künſtleriſcher Dilettantismus die beſten Gedanken und Gefühle auf? Blank! bremse Dich weiß, wenn Du kannſt!“

„Ihr ſeyd ſonderbare Leute!“ — erwiederte Blank; — „von ſeiner geiſtigen Entwicklung, von der organiſchen Nothwendigkeit der Intereſſen vermag ſich der Menſch oft ſelbſt

keine Rechenſchaft zu geben. Wenn nur Ernſt und Stoff zur Weiterbildung darin iſt. Lebt denn der Geiſt nur in Einem? kann man nicht das Eine thun, ohne darum das Andere zu laſſen? O gewiß! Der Menſch hat ſo viel leere Momente, ſo manche durch nichts Würdiges ausgefüllte Stunden, daß ich oft denken muß: Mein Gott! was könnteſt Du nicht in dieſem brachliegenden Zeitraume ſehen, hören, denken, erleben, thun, wenn die Gelegenheit es herbeiführte? Wer rührig iſt, kann wahrlich viel, ſehr viel Inhalt in das Gefäß eines Tages bringen; das Verſchiedenartigſte, Entlegenſte kann verbunden, der Geiſt kann an die ſchroffſten Uebergänge, an die größten Extreme, an die mannichfachſte Thätigkeit gewöhnt werden. Denkt an Leonardo da Vinci. — Das Weſentliche iſt in Geſellſchaft bald beſprochen und der Weg auf den Kern der Sache ſchnell zurückgelegt; das Uebrige iſt Zeitvertreib, daß ich nicht ſage: Zeitverderb, und ich hatte oft zu bemerken Gelegenheit, wie die Wortführer das rechte,

treffende Wort, das Wort des Räthſels nicht ausſprechen laſſen, weil ſonſt das plaiſirliche Hin- und Wiederreden ein Ende hätte."

„Halt!" — rief der Regant mit Donnerſtimme; — „auch dieſes Wort hätteſt Du nicht reden ſollen. Du beleidigſt die Geſellſchaft und ich ſtrafe Dich um einen Becher Weins, den ich Dir vortrinke."

Er ſchenkte ſich ein volles Glas ein, Blank mußte daſſelbe thun; als er aber die Hälfte geleert hatte, und jener ihm drohend zuwinkte, rief er: „Es iſt unmöglich! ich bring's nicht hinunter!"

„Das iſt mir unbegreiflich!" — verſetzte, ſein leeres Glas auf den Tiſch ſtoßend, der Trinker — „ſo lange man einen Schlund hat und ſchlucken kann. Lerne trinken, Kunſt-Enthuſiaſt!"

„Bin ich's," — ſagte der Archivar, — „ſo laßt mir mein Bißchen Enthuſiasmus. Ohne

Wärme der Leidenſchaft gibt es kein rechtes Intereſſe, kein Lernen, Forſchen, Verſammeln auf einen Zweck. Der Idiot iſt ruhig, er weiß ſchon Alles, beſſer als Andere; er iſt fertig, ein Alter; nur der Lernende, der Werdende, Wachſende bleibt jung, jung ſo lang er fortſchreitet; er erwacht täglich zu einer Erweiterung ſeiner Kenntniſſe, ſeines Fachs im Einzelnen und Ganzen. Er ſchaut, vergleicht, denkt; er fragt, forſcht und ſchaut genauer, überſchaut beſſer. Das iſt der Verlauf alles menſchlichen Wachsthums, aller Bildung. Nur Antheil, Neigung, Sehnſucht nehmen wahr, unterſcheiden, empfinden leiſe Bezüge; leidenſchaftliches Verlangen ſchärft den Blick. Wo der Laie gleichgültige Fläche ſieht, da erblickt, erſpäht der leidenſchaftlich Liebende, nach Anſchauung Schmachtende — Tiefe, Leben, unendlichen Wechſel, zarte Nüancen, ſüße Geheimniſſe. Während ſelbſt dem Künſtler, dem in ſeinem Genre beengt ſich Abmühenden, die herrlichſten Sonnenauf- und Untergänge, die

köſtlichſten Beleuchtungen ungenoſſen erglühen und erbleichen, ſchwelgt der ſinnige, freie Kunſtfreund in ihnen und lebt mit den hohen Meiſtern, die ſolche Pracht zu fixiren ſich erkühnt."

„Laßt mir dieſe enthuſiaſtiſche Freude! Iſt doch jede Liebe einſeitig und ſchenkt den Antheil, der der ganzen Welt gehört, einem einzigen Gegenſtand. Alles Menſchliche dauert eine Zeit. Ich bleibe der Kunſt treu, ich wachſe an Einſicht; aber ich ahne ſchon, wie auch dieſes heiße Intereſſe mit der alles wandelnden Zeit ſchwächer werden, endlich anderen Thätigkeiten, vielleicht dem Wühlen in beſtaubten Pergamenten Platz machen wird. Ich werde auf dieſe Jahre meiner Kunſtfreude einſt zurückblicken, wie ich jetzt auf die frühern Jahre ſeliger Liebesſtunden der Sehnſucht und Gewährung zurückſchaue. Vielleicht darf ich dieſe Neigung bei aller ihrer Unruhe und ſcheinbaren Zufälligkeit doch als eine ſtätige, organiſche Entwicklung begreifen,

gleichſam als eine Vorſchule zu dereinſtigem Wiederſehen großer Bilderſchätze, deren Reichthum noch in unbeſtimmter Erinnerung vor mir ſchwebt, und ſo werde ich dann mit reifem Urtheil, ruhiger Faſſung und richtiger Unterſcheidung die Sammlungen genießen, die damals meinen Sinn überdrängten." —

Nach ſolchem Redewechſel, in welchen durch die Schuld des kunſt-enthuſiaſtiſchen Archivarius zu viel Ernſt eingefloſſen war, übte die gemiſchte Geſellſchaft ihr Recht, kein methodiſches, ja endlich kein eigentlich vernünftiges Wort mehr aufkommen zu laſſen, ſich in allerhand luſtigen Uebertreibungen Luft zu machen und mit ſich ſelbſt zu ſpielen. Blank mußte deßgleichen thun; man blieb ſitzen; die Stunden der Nacht wurden — gleich den Jahren des Lebens — immer kürzer; man vertrank Raum und Zeit, wie die Ideal-Philoſophen ſolche wegdenken, und als endlich die Vollge-

ſogenen ſich erhoben, weil nun kein Spaß mehr reizen wollte, ſo fühlte Blank, daß er dießmal des Guten doch zu viel gethan haben mochte.

10.

Er kam mit ſeinem „David" wohlbehalten nach Hauſe, brachte ſich ohne viel Geräuſch unter den Fortſchlummernden auf ſein Lager und war bald ihresgleichen. Aber vor Tag erwachte er an Kopfſchmerz, wälzte ſich zwanzigmal auf dieſe und jene Seite: es war ihm, als habe er lauter carteſianiſche Wirbel und Teufel im Gehirn; er erhob ſich endlich, kleidete ſich an, und ging ins Freie.

Es war ein herrlicher Morgen; der Oſten glühte, die Vögel ſangen dem Tagesgeſtirn ihren Willkomm. „Geſcheidtes Volk!" — ſeufzte Blank; — „ihr habt geſtern nicht zu viel getrunken!" — Die höchſt unangenehme Spannung in den Kopfnähten ließ etwas nach, doch

ſah er in die erwachende Natur ohne Sinn, Gedanken und Gefühl hinein, und die durch die Bäume der Gärten ſtrahlende Glut des Sonnenaufgangs beleidigte ſein überreiztes Auge.

Nicht leicht machte er ſonſt einen ſolchen frühen Gang, ohne daß er, wie auf einer Bilder- und Ideenjagd, irgend einen neuen Gedanken oder Geiſtesblick mit einem bezeichnenden Wort für's Gedächtniß auf ſein Schreibtäfelchen brachte. Ein Räthſel, ein Problem wollte ſich löſen, eine Anſicht ſich erweitern, beſtätigen; denn Manches in unſerm Geiſte wartet nur auf einen ſolchen freien Wandel; oder — eine beſtimmte Seite der Natur ſtellt ſich gerade zu einer intereſſanten Wahrnehmung heraus; es trifft ſich wohl auch, daß ein Ton in ihr mit einem uns beſchäftigenden geſelligen oder ſittlichen Verhältniſſe zufällig günſtig akkordirt und zum Vehikel ſeiner vollen Erhellung wird.

Dießmal aber wandelte unſer Spaziergänger ſtumpf, geiſtlos um die Stadt; ja, an was er zu denken ſich nöthigen wollte, ſonſt vielleicht ein Lieblingsſtoff, er kam ihm jetzt ſchal, gleichgültig vor. Er ärgerte ſich über die Weingärtner, die ihm mit Bütten voll ſtinkender Jauche begegneten, und dieſer üble Geruch theilte ſich in ſeinem Gemüthe der ganzen Natur, ja ſeinem eigenen Daſeyn mit.

Wäre ein rechter Realiſt gekommen, und hätte ihn für den ärgſten Materialismus werben wollen, er hätte an ihm einen Rekruten gefunden. Er machte wieder einmal die Erfahrung, daß ein jovialer Abend dem genialen Morgen die Kraft vorwegnimmt.

Verſtimmt kam er nach Hauſe; die Seinigen waren verſchlafen. Keine Beſchäftigung wollte anſchlagen; am liebſten hätte er jetzt das Tagwerk mechaniſch angegriffen. Er beſichtigte ſeinen „David“, und fand die Zerſtörung

ärger, als er geſtern freudeblind, bei oberflächlicher Schau wahrgenommen. So ſchwach ſind überhaupt beim Menſchen Geiſt und Sinne — ſagte er zu ſich ſelbſt — daß er Vorzüge und Mängel nur ruckweiſe findet; nichts, gar nichts vermag er auf Einmal zu durchſchauen, zu treffen, zu leiſten; er iſt ein ewiger Schüler und Stümper!

Er verlangte nach dem Frühſtück; — Natalie hatte in der Haſt die Sahne umgeſtoßen. Selbſt dieſer kleine Uebelſtand vermehrte ſein Unbehagen, und er mußte ſich zwingen, dieſes nicht laut werden zu laſſen. Er critiſirte innerlich ſein Familienweſen, und gar Manches wollte ihm nicht gefallen. Auch ſich ſelbſt ſchonte er nicht. Er ſah, wie die Menſchen mit Abſichtlichkeit beſtimmten Zielen zuſtreben und einander den Rang abzulaufen ſuchen. Er hatte einen, wie er bisher meinte, löblichen Zweck im Auge, deſſen Vernünftigkeit aber von manchem ernſten Manne angefochten wer-

den mochte, und die einzelnen Schritte dahin gaben kein so anschauliches Bild, als die thätigen Einschreitungen der Weltklugen. — Wo er in seinen Haushalt hineinsah, entdeckte er kleine Nachlässigkeiten.

Als endlich der Kaffe für ihn und die Gattin gebracht wurde, äusserte er unter dem Anrauchen der Cigarre: „Ich habe euch nicht strenge genug erzogen! Ihr kennt weder Anliegen noch Sorgen, noch den eigentlichen Ernst und die Schwere des Lebens! Zu gutmüthig und nachsichtig habe ich selbst der Mutter manches Bittere erspart, und lieber allein getragen. Oft, wenn ein Freund oder Bekannter nach einiger Abwesenheit uns zu besuchen kommt, fällt mir's auf's Herz; ich sehe plötzlich durch sein Auge, und seine Aeusserungen, wie er es mit sich und den Seinigen halte, sind mir stille Vorwürfe."

„Wie Du nun wieder sprichst," — sagte die Gattin etwas gereizt; — „wir sind Dir

nicht recht, — weil Du übeln Humors biſt!“ —

„Nicht „weil“ — hielt er ihr entgegen — „ſondern etwa wenn ich's bin, weil ich dann das lang im Stillen Gerügte laut tadle. Wir Männer haben auch unſere Samſtags-Launen, wo wir die Spinngewebe auskehren.“

„Der Aſſeſſor erſcheint mir täglich nachahmungswerther. Er gehört zu der reſpektabeln Klaſſe von Menſchen, die da wiſſen, was ſie wollen, und welche erreichen, was ſie vorhaben. Im Leben, das kann ich mir nicht verbergen, muß man entſchiedene Anſprüche machen, und dieß die Welt merken laſſen. Ich ſehe die Meiſten dasjenige werden, was ſie ſich zutrauen, und dahin gelangen, wohin ſie ſich, durch Geburt und Erziehung berechtigt, ſchon frühe in Gedanken geſtellt haben.“

„Um Jemanden zu wehren, daß er ſeine Zwecke erreiche, müßte ja die Welt ihm plan-

mäßig in den Weg treten und ihn im Verfolgen seiner wohlberechneten Absichten methodisch hindern. Wo geschieht dieß? Hat doch Jeder mit sich selbst zu thun. So behandelt man auch den Menschen nicht sowohl nach dem wirklichen Verdienst, als vielmehr nach der Achtung, die er herkömmlich anspricht. Es ist eine Zollabgabe, die man, wenn auch mit einigem Widerstreben seiner innern Freiheit, dennoch der Ordnung wegen entrichtet. Dieses konventionelle Wesen ist nun so und wird so bleiben, die Weltverbesserer mögen es Unwesen heißen, so lange sie wollen; ja sie denken, fühlen und handeln selbst darnach im praktischen Leben, ohne es zu wissen oder zu gestehen. Auch ich will versuchen, besser hinein zu kommen, so viel Zwang es mich auch kosten mag."

„O guter Blank!" — sagte seine Frau; „wie kommst Du mir wieder vor? Du quälst Dich mit einer Ansicht, die ganz das Umgekehrte Deiner Natur ist, und morgen bist Du doch wieder der Alte."

„Ja wohl, Mutter!“ — fiel Natalie mit beifälliger Haſt ein; — „wie kann nur der Vater, der ſo ganz das Gegentheil vom Aſſeſſor iſt, dieſer ſeyn wollen? Das iſt mir unbegreiflich! Wie zufrieden fühlen wir uns, und wie möchte ich mich und die Geſchwiſter nach den ſtarren Grundſätzen eines ſolchen herben Mannes erzogen und behandelt denken?“

„Ich ſah noch wenige Menſchen,“ — verſetzte ernſt der Vater, — „die ſich ohne beſtimmte Maximen ihrer Natur und der Gegenwart überlaſſen durften, ohne von Neigungen und Verſuchungen Fehlſchritte befürchten zu müſſen. Grundſätze, feſte Lebensregeln ſind für Alle, die ſich von gewiſſen Schwächen nicht entſchieden zu befreien wiſſen. Ich wollte, auch wir hielten uns ſtrenger im Zaume.“

„Wohl!“ — ſagte die Gattin. — „Jedes von uns hat ſeine Fahrläſſigkeiten, wo es ſich mehr zuſammen nehmen und antreiben, ſeine Gelüſte, wo es ſich hemmen ſollte. Du mein

Lieber! z. B. haſt die Gemäldewuth, und da möchte ich wohl rathen, daß Du zu dem feſten Entſchluſſe kämeſt, nichts mehr zu kaufen, was Du nicht, die Hand auf der Bruſt, einen entſchiedenen Glücksfund nennen kannſt. Geſtehe es nur, daß Dich das Vertrauen auf Deinen Blick, durch Schmutzkruſten und Firnißrinde, hindurch den Werth verkannter Bilder zu finden, ſchon manches Lehrgeld gekoſtet, und Deine ungeſtüme Haſt im Reinigen ein Paar zum Glück nicht bedeutende Gemälde zerſtört hat."

„Ach Mutter!" — fiel Natalie gutmüthig ein, — „die Neigung des Vaters mag uns doch lieber ſeyn, als die ſtarre, berechnende Kälte des Aſſeſſors. Haſt Du doch an den alten Bildern, wenn ſie der Vater nach Hauſe bringt, bald ſelbſt Deine Freude, und ahneſt wohl, daß, weil ſich ſo manche Unterhaltung daran knüpft, dieſe Dinge auch mit zu unſerer Bildung gehören. Nicht ohne Eitelkeit, ich will es nur geſtehen, ging ich vorigen Frühling in der Kunſtaus-

ſtellung umher, beſonders wenn ich einen Kenner über manches Bild daſſelbe ſagen hörte, was ich ſchon zuvor gedacht hatte."

„Nun, nun!" ſagte der Archivar; „urtheilen iſt leicht und ſchwer. Die Fehler ſchreien aus dem Werk heraus, das Gute liegt ſchweigend im ganzen Weſen. Jedes unmündige Kind ſieht ein Bläschen auf der Spiegelfläche, aber es kann nicht ſagen, was ein guter Spiegel iſt." „Darum eben" — fuhr Natalie heftig los — „kann ich den Aſſeſſor nicht leiden, weil er bei allen Dingen ſogleich den Fehler findet, und ihn herabſehend ausſpricht, als verſtünde er die Sache und wäre weiters nichts Gutes daran."

„Es gehört" — ſagte der Vater, — „eine aus Wohlwollen und Beſcheidenheit ſtammende Selbſtüberwindung dazu, den Tadel zurückzuhalten, und zuerſt das Gute, was geleiſtet worden, aufzuſuchen. Euch Alle zur Demuth zu erziehen, iſt in unſerer hochfahrenden Zeit eine Gewiſſensſache."

„So sehr ihr Beide," — fuhr die erregte Tochter fort — „Du und die Mutter, in Temperament und Charakter verschieden seyd, so sehe ich, daß ihr mit uns doch das Nämliche vorhabt, nur auf verschiedenem Weg, oder, daß ichs besser sage, jedes mit andern Schritten. Wenn ihr aber nicht ganz nebeneinander geht, so wartet ihr doch auf einander. Der Assessor aber will mit hochmüthigem Eigensinn ganz wo anders hinaus; er hat ein anderes Ziel im Aug und so würde das Gezerre schon bei den ersten Schritten anfangen."

Die Mutter lächelte über die altklugen Bemerkungen Nataliens und sagte: „Es scheint, die Besorgnisse machen euch Mädchen klüger, als die Hoffnungen."

„Du sprichst ja," setzte der Vater, sie schraubend, hinzu, — „über die Ehe fast so klug, wie der berühmte Hippel. Hat sich doch der Herr Assessor noch nicht erkühnt, um Deine hohe Hand zu suppliziren."

„Scherz bei Seite," nahm die Mutter wieder das Wort, — „wir müſſen uns doch in den Fall denken, daß er einen Antrag mache, — was ſoll dann geſchehen?"

„Ich würde Nein ſagen!" — äußerte Natalie entſchloſſen. „Du würdeſt Nein ſagen?" — fuhr der Vater auf; — „Du würdeſt einem talentvollen, fleißigen, geachteten, braven, einem nicht übel geſtalteten jungen Manne nur ſo mir nichts dir nichts einen Korb geben? das würde die ganze Stadt für einen Unſinn halten, ja, es wäre auch Unſinn! Welcher Jüngling würde ſich einer Stolzen nähern, die Dieſen zu verſchmähen wagte? Doch halt! mir kommt ein Gedanke. Trägſt Du vielleicht ein anderes Bild im Herzen? Es wäre mir auffallend, daß wir ſo gar nichts davon wiſſen oder ahnen ſollten; jedoch, wie dem ſey, ſag es unumwunden!"

„Nein!" — erwiederte die Hocherröthete. —

„Ich wiederhole es noch einmal, ich for-

dere jetzt ſtrenge Wahrheit! Halte ſie nicht zurück!" —

„Nein, Vater! — ich kann es feierlich verſichern; denn was uns ſo hie und da flüchtig durch den Sinn fährt, das wirſt Du doch nicht meinen?" —

„Nein! — und ſo weiß ich keinen triftigen Weigerungsgrund. Alles, was böſe Ehen geben kann, trifft hier nicht ein. Ungleicher Stand, zweierlei Bekenntniß, großer Abſtand des Alters, der Bildungsſtufen, Contraſt der körperlichen Geſtalt, ungleiches Vermögen — das iſt's, was häufig den Ehefrieden ſtört; aber Verſchiedenheit der Temperamente, Charaktere, Anſichten — gibt oft glückliche Ehen. Nur mit dem Halbnarren und dem Charakterloſen iſt nicht zu leben. Die Ehe iſt für beide Theile eine neue praktiſche Sphäre, und da läßt man leicht vorgefaßte Anſichten fahren und verſtändigt ſich über das, was zweckmäßig iſt und Noth thut. Ueberhaupt läßt ſich nichts Allgemeines darüber

ſagen, was nicht in vorkommenden Fällen ſich ändern könnte. Vernunft und frommer Sinn gleichen oft die größten Unterſchiede aus." —

„Du ſagteſt ſelbſt einmal, was Freunde trenne, entzweie auch Ehegatten, und das ſind gewiß unvereinbare Geſinnungen, die ein Theil mit Eigenſinn gegen den andern geltend machen will." —

„Der Aſſeſſor iſt ein gebildeter, er iſt ein guter Menſch." —

„Auch die Guten können einander quälen. Mancherlei Aeußerungen von Dir hab' ich mir in meinem einfältigen Sinn gemerkt; z. B. der ärgſte Deſpot ſey, wer immer recht haben wolle, und — Jeder Menſch ſey gut bis auf einen gewiſſen Grad, wo der Satan in ihn fahre — und das mag denn bei Vielen, die außer dem Hauſe die beſten Menſchen ſind, bei den lieben Ihrigen recht oft der Fall ſeyn. Doch — warum fällt mir das rechte Wort erſt zuletzt ein? ich

halte den Aſſeſſor für den größten Egoiſten. Ich bin überzeugt, daß, wenn er um mich anhält, er dieſen Schritt doch ſelbſt für einen dummen Streich hält, und daß er fähig wäre, noch am Altar wieder umzukehren." —

„Ich bin's müde," ſagte der Vater verdrüßlich, — „mich mit Dir im blauen Nebel zu ſtreiten. Solches Allgemeinreden geht doch nur immer um den Punkt herum, auf dem eigentlich im vorkommenden Fall die Sache beruht. Ihr Mädchen lebt in einer Phantaſiewelt, worin ihr ungemein viel bedeutet und eure Unſchätzbarkeit ſo theuer als möglich im eigentlichſten Sinn an den Mann bringen wollt."

„Die Eheſtands-Candidaten ſind in unſern Tagen nicht mehr ſo ſentimental; ſie laſſen die Mittelloſen in ihrem Nimbus von ſittlichen, geiſtigen und häuslichen Tugenden ſitzen und angeln nach Mitgiften und Protektionen. Ihr verſteht mich ſchon, wenn ich ſage, daß jetzt in allen Verhältniſſen die frühere Ideenhaftig-

keit einer verſtandesmäßigen Realität den Platz räumt. — So werden nun die übergangenen Schönen mit jedem Jahre mürber und laſſen an ihren hohen Forderungen nach, bis endlich beſcheidene Freier, die dort leer ausgingen oder ſich reſignirten, hier einer günſtigen Entſchließung ſich getröſten können."

Natalie machte bei dieſen väterlichen Sarkasmen ein Geſicht, als finde ſie ſich keineswegs bewogen, von ihrer Geſinnung abzulaſſen.

Lächelnd äußerte die Mutter: „Da machen es die mannbaren Jungfrauen mit ihren Vorzügen, wie die Kunſtliebhaber mit ihren Bildern, die Anfangs auch einen unſchätzbaren Werth und die höchſten Namen haben, mit jedem Jahr aber um eine Nulle im Preis herabgelaſſen werden."

„Angenehm iſt es mir keineswegs, daß Natalie ſo kurzweg von Abweiſen ſpricht. Auf eure wohlweiſen Reden von der Verſchiedenheit

der Temperamente, Charaktere, Ansichten, so wie der äußern Verhältnisse lasse ich mich gar nicht ein; ich frage blos, ob die Ehelustigen auch vernünftige Menschen sind. Vernunft ist freilich mancherlei und wer kann sagen, er sey ganz vernünftig? böse Ehen sind aber, so weit meine Augen bisher gesehen, immer eine Folge von bösen Neigungen. Das ist mein Wahlspruch. Die übrigen Verschiedenheiten weiß ein verständiges, wohlwollendes Gemüth auszugleichen. So, glaube ich, könnte Natalie mit einem frommen Millionär oder einem leutseligen Grafen recht verträglich leben. Den Herrn Assessor kenne ich wirklich noch nicht so genau, und will zugeben, daß ihn Natalie mit schärfern Augen ansieht, als wir beide. Noch hat er nichts Bestimmtes merken lassen; — geschieht es, so mag sich Natalie noch einmal reiflich prüfen. Das Widrige sieht oft in der Nähe nicht so fatal aus. Sie ist ein vernünftiges, gutes Kind, und zwingen, lieber Alter! wollen wir sie nicht!"

„Dank! beſte Aeltern!“ — rief mit thränenden Augen die Tochter; — ich will an mir thun, was ich kann. Zwingen wollt Ihr mich nicht! — ach Gott! Eure Liebe zu mir, mein Vertrauen zu Euern Einſichten — iſt das nicht auch ein Zwang?“

„O Weibervolk!“ — ſagte der Vater, ſein Gefühl verbergend. —

11.

Die Stunde hatte geſchlagen; er eilte auf ſein Archiv; ein Stoß von Geſchäften wurde rüſtig angegriffen und erledigt. Der Kopfſchmerz verlor ſich unter der Arbeit; er kam heiter nach Hauſe und freute ſich, daß die Gattin zur Einrichtung ſeines von geſtern überreizten Magens eine zweckmäßige Leibſpeiſe bereitet hatte.

Nach Tiſche that er die Schürze um und machte ſich an ſeinen „David," verſuchend, die alte Kruſte von Uebertünchung und Schmutz wegzubringen. Er kannte, wie er oft äußerte, bei ſolcher Beſchäftigung kein erfreulicheres Gefühl, als das der Fingerſpitzen, wenn ſie bei'm allmählichen trockenen Abreiben des Firniſſes

auf die urſprüngliche Farbe des Bildes kamen, wenn eine deutliche Fühlung den weichen Sammet derſelben von der zerreiblichen Maſtirſchichte unterſchied und die hellklaren Töne unter der bräunlichen Haut hervorkamen.

Er rieb, daß er ſchwitzte, blies den Staub weg und ſang dazwiſchen das Schiller'ſche:

Und ſieh', aus dem finſtern Schooß
Da hebet ſich's ſchwanenweiß;
Und ein Arm, und ein glänzender Nacken wird blos —

und hatte die Freude, dieſe Theile, die am wenigſten ſchienen gelitten zu haben, recht lebenswarm hervortreten zu ſehen.

So ein Bruchſtück, aus der ſchmutzigen Fläche, wie eine Oaſe aus der Wüſte, herauslächelnd, ſteigerte ſeine Luſt zum künſtleriſchen Entzücken. Er verliebte ſich in die Meiſtertöne und nicht ſelten geſchah es ihm, daß er in ſeinem Archiv auf den weißen Blättern der Akten aus ſeinem innern Auge heraus die Tinten einer kurz zuvor

mit liebenden Blick fixirten landſchaftlichen Ferne oder Luft, oder eines warmen Incarnats ganz deutlich ſchweben ſah, eine Beobachtung, auf die er ſich etwas zu gut that, eine Wahrnehmung, die er für einen bedeutenden Wink über die Selbſtthätigkeit unſerer Sinne nahm.

Sein Herz klopfte unter der Arbeit von unruhiger Begier, die Geheimniſſe ſolcher Maler-Technik zu durchſchauen. „Wir verſtehen eben doch" — ſagte er bei ſich ſelbſt — „nichts Künſtleriſches recht und ganz, was wir nicht haben entſtehen ſehen. Ich mag leſen, forſchen, nachdenken, vergleichen, alte Kunſtſchätze ſchauen, neuere Künſtler beobachten, ſo oft und viel ich will, dennoch werde ich ſterben, ohne die Conſtruktion eines Bildes von Correggio oder Titian zu begreifen. Darum ſage ich ja immer, der kürzeſte Weg für einen Zögling zur Kunſthöhe ſey, wenn er bei den beſten Meiſtern ſeiner Zeit neben der Staffelei ſtehe, auf die Palette und die pinſelführende Hand ſchaue. Die Behandlung

der Farben und ihr Auftrag, um durch sie die Natur auszudrücken, ist am Ende eine Summe von Combinationen, auf die kein Schüler durch eigenes Rechnen sobald kommt. Das Innerste des Atelier öffnet ein Verirschloß, zu welchem der Meister das Wort weiß, während sich der Schüler an tausend möglichen Verbindungen vergebens abmüht."

Wenn der Archivar mit einem solchen alten Bilde fertig war, so stellte er es in's beste Licht; er spannte dieses durch Schließen einiger Fensterladen; er besah es durch ein innen geschwärztes Rohr. Nie unterließ er aber, ein Tableau auch auf den Kopf zu stellen, um sich so des harmonischen Tones, der künstlerisch weisen Abwägung der Farben im Ganzen zu erfreuen. Er entfernte sich eine Weile, trat dann wieder wie zufällig in's Zimmer, und genoß mit einem flüchtigen Blick die imaginäre Wonne eines unerwarteten Fundes, etwa wie Kinder Geldstücke auf das Pflaster fallen lassen, und sie als gefundene aufheben.

Heute nun leierte er über ſeinem „David“ immer wieder die angeführten Liedeszeilen und merkte nicht, daß Jemand hinter ihm ſtand, der ihn endlich laut grüßte. Es war der Aſſeſſor, durch welchen er ſich dießmal in ſeiner Reinigungsluſt nicht ſo unangenehm geſtört fand, wie letzthin, weil er die erſte Beſchämung überſtanden und ſich über ſeine Liebhaberei erklärt hatte.

Ueberdieß begann der Gaſt, wie es ſchien mit einigem Antheil, von der nächſtkommenden Gemälde-Verſteigerung im alten Schloſſe zu ſprechen; er erkundigte ſich nach einzelnen Bildern und erwähnte auch mit leichtem Scherz der nackten Venus, über deren Kunſtwerth er einige gleichgültige Fragen verloren hinwarf. „Was halten Sie von ſolcherlei Darſtellungen?“ — ſagte er, — „mich dünkt, man ſollte durchaus nichts Verführeriſches, ſo wie nichts Häßliches abbilden. Darf man ja auch nichts Unſittliches, nichts Unſchönes dichten.“

„Es iſt,“ — erwiederte der Archivar, — „viel

über dieſes Capitel geſtritten werden und doch läßt ſich das Allgemeine, was ſich darüber ſagen läßt, in wenige Worte faſſen. Die Seele des Künſtlers muß rein und ſchön ſeyn, nicht aber nothwendig der Gegenſtand, den er darſtellt, denn er bedarf zuweilen des Unſittlichen und Unſchönen, um eine ſittliche und ſchöne Wirkung hervorzubringen. Wenige unterſcheiden hier genau und auch unter geiſtreichen Leuten entbrennt oft der Streit beim Anſchauen wirklicher Kunſtwerke aufs Neue — wenigſtens darüber, ob der Schöpfer im gegenwärtigen Falle zu Anwendung dieſer Gegenſätze befugt geweſen, und ein falſches Zartgefühl macht ihnen manchmal viel zu ſchaffen."

„Die Streitenden" — bemerkte der Aſſeſſor — „vergeſſen wohl nur das alte gute Sprüchlein: de gustibus etc."

„Dieſes Sprüchlein" — ſagte Blank — „iſt, ſo wie viele andere der Art, kaum halb

wahr. Gerade über Dinge des Geſchmacks läßt ſich recht viel ſtreiten, wie über Alles, wobei es ſich von Anwendung wohl oder übel verſtandener Regeln, Ausführung richtiger oder ſchiefer Gedanken handelt. Freilich, wenn die Parteien ſich auf die bloße Senſation, den Eindruck, das Schmecken zurückziehen, dann iſt der Geſchmacksſtreit ſogleich zu Ende, der ſich eigentlich über den Bau des Kunſtwerks verbreiten ſoll. Wem Grau beſſer gefällt als Blau, ein Dudelſack beſſer als eine Flöte, und Obſtmoſt beſſer ſchmeckt als Wein, dem muß man ſeinen Geſchmack laſſen. Iſt aber vom Eindruck der Kunſtwerke die Rede, ſo kömmt man mit Ueberzeugung nur demjenigen bei, den man anders anſchauen lehrt, und mit Beſſerung, — den man anders gewöhnt."

„Iſt's aber" — äußerte der Aſſeſſor — „nicht ſchon ſchlimm genug, daß wir das Unſchöne, Unſittliche im Leben ertragen müſſen, ſoll es uns auch in dem erhöhten Lichte der Kunſt noch beleidigen?"

„Eben weil es im Leben iſt" — erwiederte Blank — „darf und muß es auch in der Kunſt ſeyn, wie es in den heiligen Schriften iſt. Es hebt das Sittliche und Schöne, zweckmäßig angewendet, noch mehr ins Licht. Wer freilich durch Unſchönes beluſtigen, durch Lüſternes reizen will, wer als Schöpfer mit denſelben liebäugelt, der iſt kein ächter Künſtler, weil er uns durch ſein Werk zuruft: ſehet! ſo möchte ich die Welt haben! Was wäre das aber für ein Künſtler, der die Welt geſchmacklos oder ſündhaft machen wollte?"

„Aber Titian?" — ſagte der Aſſeſſor mit forſchend aufgezogenen Augenbrauen. —

„Hierüber möchte ich erſt im Angeſicht der nackten Schönheiten urtheilen, weil das Verfängliche ſich ſelbſt verantworten muß. Wir wiſſen nicht, wann, wo, wem, und aus welcher Veranlaſſung er ſie gemalt hat. Auf jeden Fall ſind ſie zu ſchön, um bloß ſinnlich zu

reizen. Die Dezenz mißt nach Linien; auf ein Mehr oder Weniger kommt Alles an. Warum macht die mediziſche Venus keinen Reinen lüſtern? Das kann man von der Liebesgöttin im alten Schloſſe nicht ſagen; ſie reizt, weil ſie nicht meiſterlich genug gemalt iſt.“

„Wer ſie wohl kaufen wird?“ fragte der Aſſeſſor.

„Ich wenigſtens nicht. Da wüßte ich wohl etwas Beſſeres.“

„Doch nicht etwa das finſtere Blumen- und Fruchtſtück? Solches Stilleben — iſt das nicht das langweiligſte Genre von der Welt?“

„Kaum von todtem Wild, von Fiſchen und Geflügel, von Schinken und andern Eßwaaren möchte ich dieß ohne Einſchränkung zugeben. Noch weniger aber von geſchmackvoll geordneten Blumen und ſaftigen Früchten in halb-

oder ganz-durchsichtigen Gefäßen. Man hat ehedem das Portrait aus dem Kreiſe reiner Kunſt weiſen wollen; aber was in einer Kunſtart geleiſtet werden kann, lernen wir nur aus den Werken der gröſsten Meiſter, und Portraits glänzen unter den hochgeſchätzteſten Bildern als Perlen der Gallerieen."

„Blumen und Früchte ſind wunderbare, reizende Naturen; auch aus ihnen lächelt Gottes Weisheit und Güte uns an. Nicht nur das Bewegte, Handelnde, Leidenſchaftliche ſoll uns im Abbilde rühren, auch das bloſse ruhige Daſeyn kann unſern Antheil gewinnen, und ſollte denn eine ſolche liebliche Gegenwart der Kinder des Sonnenlichtes, der Sonnenwärme, mit dem Erdgeiſte gezeugt, einem holden Menſchenantlitz ſo ferne ſtehen, wie uns vornehme Kunſtkritiker einreden wollen?"

„Aber Meiſterſchaft fordere ich von dem Bilde, den Pinſel eines van Huyſum, de Heem, Veren-

dael ꝛc., denn wenn das Tableau nicht in ſeiner Art ein Wunder iſt, wie die Natur ſelbſt, wenn der Maler nicht den Sammet-Glanz, Schmelz, Duft und Saft derſelben uns wiedergiebt, ſo hat er nichts gegeben, oder das Gegentheil, das Nichtſeyn dieſer Schöpfung, den Tod dieſes friſchen klaren Lebens. Laſſen Sie mir die geſchmackvoll-ſorgfältige Darſtellung des Unendlich-Kleinen gelten, wie die ideale des Unendlich-Großen, ich meine — des Hiſtoriſchen."

12.

Weibliche Neugierde führte die Mutter und bald darauf auch die Tochter in das Zimmer des Archivars. — „Wie es hier wieder nach Terpentin riecht!“ — ſagte die Gattin. — „Sollte das nicht ungeſund ſeyn? —“

„Gerade umgekehrt!“ — erwiederte der Gatte. „Weißt du nicht, Liebe! daß Harzgeruch die Bruſt ſtärkt. Schickt man nicht Lungenkranke in die Tannenwälder des Schwarzwaldes? Und noch etwas Bemerkenswerthes iſt dabei. Der Urin des mit Terpentin Umgebenden hat einen angenehmen Veilchengeruch.“

„Schon manchen Gulden" — fuhr die zürnend Erröthete fort — „haſt du doch für Harze, Oele, Geiſter ausgegeben; wir hätten eine Reiſe ins Wildbad darum machen und die ſchönſten Landſchaftgemälde in der Wirklichkeit ſchauen können."

„Nur Geduld!" — erwiederte der Gatte, — „der „Roos" macht alles gut und wenn wir leben und geſund ſind, ſollſt du ſelbſt das romantiſche Murgthal und das berühmte liebliche Baden beſuchen."

„Geduld!" — verſetzte jene, — „ja wohl! es wird bis dahin noch viel Waſſer der Murg in den Rhein fließen. Geduld! das iſt dein Favorit-Wort."

Der Aſſeſſor, der ſeine Aeußerungen immer abſichtlich nach den Perſonen und Umſtänden münzte, bemerkte gegen die Frauen gewendet: „In der kleinen Gallerie des Herrn Archivars mag doch ein Capitälchen ſtecken?"

„Ich will es wohl einmal zuſammen rechnen" — ſagte Letzterer. —

„Wie? Sie halten nicht Buch darüber? — Das wundert mich. Ich könnte jeden Augenblick über den kleinſten Poſten meiner Einnahmen und Ausgaben Rechenſchaft geben."

„Was ich einnehme, läßt ſich leicht angeben, die Nebenzuflüſſe habe ich alle verzeichnet. Was ich ausgebe? ich kann es mit einem Wort nennen: die jährliche Einnahme."

Die Gattin wurde roth, als läge einige Beſchuldigung gegen ſie darin. „Mein Mann" — ſagte ſie — „will nicht leiden, daß wir die Ausgaben aufſchreiben; er heißt dieß eine unnöthige Plackerei."

„Das iſt's auch" — beſtätigte der Archivar. „Jährlich einige Wochen, das laß ich gelten, damit ich weiß, was ſo ein Familienweſen im

Durchschnitt kostet. Ueber das Kleider-Unwesen hat man ja die Conti. Was soll ich aus einer Jahrsrechnung lernen? Das Sparen? und wo und wie zu sparen? Jenes ist und bleibt bei unserer Stellung ohnehin oberster Grundsatz, und dieses müssen wir bei jeder täglichen Ausgabe begreifen lernen. Um einen vergessenen Groschen sah ich schon Hausfrauen sich tagelang quälen und ärgern. Welch' kleinliches Anliegen, welch' ärmliche Beschäftigung!"

„Sie bekehren mich nicht!" — sagte der Gast. „Mein Rechnungswesen bringe ich Sontags Vormittags in Ordnung."

„Sonntags Vormittags!" — rief verwundert der Archivar; — „diesen irdischen Kleinkram Sonntags Vormittags. Ich dächte, in diesen Stunden heiliger Ruhe wären Geist und Gemüth gerade zu den herrlichsten Gedanken, den schönsten Anwandlungen gestimmt und sollten sich mit frommer Vorsicht dem Besuche derselben rein und offen erhalten."

„Ordnung im Hausweſen iſt auch ein Gottesdienſt“ — entgegnete Jener. — „Wenn ich in die Ehe trete, ſo mache ich es meiner künftigen Frau zur unerläßlichen Bedingung, täglich jeden Kreuzer aufzuſchreiben; das lehrt einziehen und hält die Mägde, die ebenfalls ihr Büchlein führen, in Schranken.“

„Nun nun,“ — ſagte lächelnd Frau Blank; — „da kann ich aus Erfahrung reden, daß die Unterrechnerinnen nicht ſelten die größten Spitzbübinnen ſind. Es ſcheint, ein geſchriebener Betrug drücke ihr Gewiſſen nicht ſo hart, als eine mündliche Lüge.“

Natalie fand ſich nach dieſer kurzen ökonomiſchen Verhandlung nicht veranlaßt, ihrem Anbeter eine ſtärkere Neigung zuzuwenden. Ablenkend von dieſem Capitel fragte der Aſſeſſor, indem er auf dem „David“ mit zweideutigem Lächeln herumſah: „Wo haben Sie denn das alte Ding her? in welcher Rumpelkammer ha-

ben Sie es aufgestöbert?“ Er wußte ihm manchen Tadel, wie jeder Verneinende Mängel und Ecken zuerst findet. Der linke Arm sey auffallend zu kurz — meinte er. „Mit nichten!“ versetzte Blank, — „der rechte ist vielmehr zu lang. So tröste ich meinen hinkenden Archivdiener über seinen angeblich kurzen Fuß. Im Ernst! ich halte die Arme für eben recht. Auffallendes Unmaß hätte, nehme ich an, der Meister vor uns bemerkt, und um Linien streite ich bei keinem Bilde; weiß ich doch an meinen oder Ihren Armen und Füßen nicht, ob sie die rechte oder die gleiche Länge haben. Ueberhaupt, was das Urtheil über gute Bilder betrifft, so ist's damit, wie mit aller Kunstkritik. Man muß, um nicht über Unwesentlichem das Meisterliche, die Gewalt und Kraft, den Kern und Geist der Kunstwerke zu übersehen, die Meister aller Zeiten im Auge haben und wissen, welche Eigenthümlichkeiten in Styl und Manier, in Stoff und Form den verschiedenen Schulen ankleben, so wie man Auffallenheiten der Natur

nur durch die Bekanntſchaft mit der ganzen uns zugänglichen Schöpfung und Beſonderheiten der Geſchichte nur durch die Einſicht in die Schickſale der Völker überhaupt begreifen lernt."

„Jemehr wir Gemälde ſehen, deſto mehr werden wir unſern Tadel zurückhalten oder vorſichtig ausſprechen, und ich meine, wenn der große Bilderſaal aller kunſtreichen Nationen mir vor Augen ſtünde, ſo würde die einſeitige, aber gründliche Manier, das unzureichende, aber tüchtige Beſtreben einen milden Beurtheiler an mir finden. Nur Unnatur, Anmaßung, Coquetterie mit dem Zeitgeſchmack und entſchiedene Nichtigkeit würde ich verdammen. Wer nicht weiß, wohin ein Kunſtwerk zu ſtellen iſt, der rettet ſeine Ignoranz einzig noch durch vornehmes Abſprechen. Da heißt's dann:

„Zufrieden ſeyn — iſt hundsgemein!
Ein kecker Tadel iſt halb von Adel!"

Iſt's doch im geiſtlichen und häuslichen Leben auch ſo, daß die meiſten Reganten nicht

wiſſen, in welchen Kreis, zu welchem Ganzen die für ſie ärgerlichen Sachen gehören.“

„Wir Jüngern“ — äußerte der Aſſeſſor etwas gereizt — „verzeihen den Aeltern ſolche Aeuſſerungen. Während ein Archivar den Werth des Alten, des Vorhandenen hoch anſchlägt und Kunſt-Ruinen, wie zerfreſſene Urkunden, als Reliquien verehrt, darf ein Aſſeſſor, in der neuen Welt lebend, die Forderungen der Vernunft, die geläuterten Normen der Kunſt und Wiſſenſchaft geltend machen.“

„Oft ſchon wollte ich Sie fragen, warum Sie Ihre Kunſtliebe nicht mit kritiſchen Forſchungen verbinden. Es wäre wohl ein dankbares Unternehmen, wenn Sie über die einſeitigen Richtungen und falſchen Tendenzen der bildenden Künſte in allen Jahrhunderten Unterſuchungen anſtellen wollten. Sie würden hiedurch vor der Welt wo nicht den Archivar, doch den Kunſtgelehrten retten und Ihre be-

rufsmäßige Uebung im Suchen und Finden würde manches Unbekannte an's Licht zu fördern wiſſen."

„Sonderbar!" — war Blanks Antwort — „daß mir noch nie eingefallen, hierauf ein beſonderes Augenmerk zu richten, ja, daß ich in vorkommenden Fällen wohl eher meine Gedanken von dieſer negativen Seite des Kunſtlebens abgewendet, ſo wie ich, vom Berg eine reizende Gegend mit lachendem Anbau und duftiger Ferne überſchauend, nicht an die Armen, Kranken, Geplagten, Dummen und Schlechten denken mag, die da unten wohnen. Die Bemühungen meines Geſchlechts im Bilden und Bauen mögen mir von der heitern Seite des Gelingens erſcheinen; ich mag mir die Entfaltungen des Kunſtgeiſtes, die Entwicklungen eines naturfrohen Daſeyns verhalten, während ich an den Verrenkungen und Verkümmerungen beider mit Nachſicht und Bedauern — vorübereile."

„Im Vertrauen geſagt" — fuhr der Aſſeſ-

ſor, durch dieſe Aeuſſerung nicht irre gemacht, und mit Selbſtbewußtſeyn nach den Frauenzimmern blickend, fort — „ich beſchäftige mich im Stillen mit einem Werk über die Mißbräuche, die falſchen Tendenzen im politiſchen und bürgerlichen Leben und habe ſchon einen dicken Faszikel Notizen und Bemerkungen über Irrthümer, Mißgriffe, Gewalt-, Schurken- und Eſelsſtreiche aller Art im Pulte.“

„Sie ſind alſo auch ein Sammler?“ — bemerkte Blank; — „nun da wünſche ich Glück! Sie unterliegen ſonſt dem Schickſal der meiſten Sammler.“

„Wie verſtehen Sie das?“ — fragte Jener.

„Ich meine es ſo: Sie mögen ſich in Acht nehmen, daß Sie nicht ſchlechte Copien für Originale, Unterſchobenes für Aechtes, Zerrbilder für wohlgezeichnete Figuren und Gruppen einhandeln, daß Sie nicht an ihre Tableaus glauben, weil Sie ſolche ſammelten und beſitzen, daß

Sie nicht über ihrem engen Genre von hogarthiſchen und höllenbreugelſchen Stücken den übrigen herrlichen Kunſtcyklus vergeſſen.“

„Ich will Ihnen das Ergebniß meines Fleißes mittheilen“ — ſagte der Aſſeſſor; — „es ſind wahre Kabinetſtücke von Dummheit und Schlechtigkeit darunter. — Will mir mein Miniſter nicht fortheifen, ſo kann ich mich den Ständen durch deſſen Mittheilung empfehlen. Man muß auf alle Fälle gefaßt ſeyn. Ich bringe es Ihnen bei meinem nächſten Beſuche mit.“

„Schönen Dank!“ — rief mit ablehnender Geberde der Kunſtfreund; — „ich mag mir meine Anſicht der Welt, wie ich ſie eben kenne, nicht unnöthig trüben. Was ſoll ich ein ſauertöpfiſches, griesgrämiſches Geſicht gegen mein Vaterland machen? Mag ſich, wer Beruf dazu fühlt, mit Schwächen-ſchnüffeln, Betiſen-ſchnuppern und Schurken-riechen abgeben. Wer der Zeit und ihren Inſtituten den Puls fühlt, finde

meinetwegen lauter Kranke; ich halte es mit den Gesunden.“ —

„Sollte es in unserer ernsten, gährenden Zeit nicht jedes Biedermanns Pflicht seyn, das Seinige zur Verbesserung der Welt beizutragen?“

„Allerdings! — Damit sie wenigstens nicht schlechter werde; denn, so weit ich sie kenne, bleibt sie sich im Ganzen ziemlich gleich. Mit Tadeln und Bessermachen geht mir's aber sonderbar. So wie ich anfange zu satyrisiren, so falle Ich mir immer zuerst ein; denn zu allen Thorheiten der Menschen habe ich bei mir und den Meinigen schon Analogieen entdeckt, und auch das Schlechte kenne ich aus manchem eigenen verbotenen Hange. Wie würden wir uns erst ausnehmen, wenn ein Anderer uns mit Herausbebung der Auffallenheiten abconterfaite und der Welt darstellte? So scheint mir's nun mit allen Uebelständen in der Welt zu seyn.“

„Wie die gefährlichen, giftigen und sonst unheimlichen Creaturen ihren Blumenbach und

Cuvier ꝛc. zu Beobachtern haben, wie Mißgeburten und Monſtroſitäten von Anatomen unterſucht werden, ſo ſind auch Uebelſtände und Mißbräuche für den tief eingehenden Forſcher und kundigen Staatsmann."

„Das Schlimme muß mit juridiſcher Genauigkeit, mit ſcharfem Verſtandesauge beurtheilt werden; zum Guten aber gehört ein offener, weiter Ueberblick, ein freies, liberales, glaubiges Gemüth. Steige wer da will, in die Gemächer des Unglücks und Jammers, in die Höhlen des Verbrechens; ich ſuche den Umgang mit beſonnenen Menſchen, die im Unſtern nicht verzagen, bei Beſchränkungen ſich nicht ungeberdig ſtellen, und, wenn es irgend zu machen iſt, jeden Tag fröhlich ſind."

„Wäre Jedermann wie Sie" — ſagte der Aſſeſſor mit einer Miene, in welcher die Beſchuldigung des Leichtſinns und der Indolenz lag, — „ſo würde der alte Schlendrian mit

seinem Gefolge noch lange Jahre das Reich behaupten; denn Sie würden lieber tragen und ziehen, als die Bequemlichkeit des Gewohnten opfern."

„Glauben Sie das ja nicht!" — erwiederte Blank; — „Niemand hat ein schärferes Auge, Uebelstände wahrzunehmen, als ein heiterer Sinn, und Niemand ist geneigter sie entschieden abzuschaffen, als wer in seiner nächsten Nähe auf Ruhe und Ordnung dringt. Jeder kehre nur vor seiner Thüre, so ist die ganze Stadt gekehrt. Wie oft sah ich aber schon hochweise Leute mit langen Besen über den Koth vor ihrer eigenen Thüre stolpern?"

„Ich muß oft lächeln über die Menschen, die stets das Wohl des Landes im Munde führen, die sein Geschick lenken, seine Geschichte machen wollen, und immer dabei Denjenigen vergessen, der das an des Volkes innerstes Leben angeknüpfte Leitband in seinen unsichtbaren Händen hält, der durch einen ersehnten warmen Regen

Millionen Herzen erfreuen, durch einen einzigen Nachtfroſt die Hoffnungen eines Jahres zerſtören und die Berechnungen der Staatskünſtler zu nichte machen kann.“

„Spotten Sie nicht über wohlgemeinte kluge Bemühungen erfahrner Männer in dem, was den Nationen Noth thut.“ —

„Ich ſpotte nicht. Heil dem Manne, der, in ſeinen Buſen greifend, ſich Wohlwollen, Klugheit, Erfahrung zutrauen darf. Zu jeder Kunſt, auch zur Staatskunſt, gehört ein innerer Beruf, und ein reiner, ja ich ſage: heiliger Wille, der ſich durch Sehnſucht und Liebe zum tiefſten Weſen der Sache zu erkennen giebt, während der heilloſe Egoismus bei der reichſten objektiven Welt nur an ſich denkt. Durch die Unberufenen kam wenigſtens ſo viel Unheil über die Welt, als durch die Saumſeligen in ihrem Berufe. Wir wollen nie vergeſſen, daß die Welt Gottes Werk und manches Uebel ein unverſchuldetes Naturverhältniß iſt.“

Natalie hatte sich während dieses Redewechsels ihrem Vater genähert, an den ihr so nach dem Herzen Sprechenden zutraulich geschmiegt, und bei seinen letzten Worten ihre Finger fast krampfhaft in seinen Arm gedrückt. Er schaute fragend in ihr glänzendes Auge. Der Assessor kam in Verlegenheit, er mochte ahnen, daß, wie der Vater, so auch die Tochter und Er — zweierlei Naturen, mit unvereinbaren Ansichten seyen. Er räusperte sich, er zog sein Sacktuch; — ein Papier entfiel ihm mit demselben. Natalie allein bemerkte es, aber aus einem sich gegen ihn kehrenden Eigensinn hob sie es nicht auf. — Er empfahl sich und gieng.

Jetzt grief sie darnach, warf einen Blick hinein, wurde flammenroth und steckte es in ihren Busen. Die Mutter, dieß bemerkend, fragte: „was verschiebst Du, Natalie? — ist's ein Billet? kommt's vom Assessor?"

„Nein!" — sagte Natalie. „Es ist ein

Papier, das ihm entfallen. Ihr ſollt es ſehen, leſen; nur jetzt nicht.“ Die Aeltern drangen vergeblich in ſie, — ſtandhaft verweigerte ſie deſſen Herausgabe, wenigſtens für den Augenblick.

13.

Am Sonntage vor der Verſteigerungswoche wünſchten Blanks Gattin und Kinder die Gemälde im alten Schloß auch zu beſehen. Zum Theil trieb ſie einige Beſorgniß; — wie man denn einem Leidenſchaftlichen niemals die rechte Beſonnenheit zutraut; — ſie wollten ſich ſelbſt, ſo weit ihr Blick reichte, von dem Kunſtwerthe des „van Huyſum" überzeugen; zum Theil war es auch wirkliche Luſt an Bildern, und hätte der Vater durch einen glücklichen Fund und einen ſplendiden Kunſtliebhaber dazu ſich bei ſeiner Paſſion einmal nur in recht handgreiflichen Vortheil geſetzt, ſie hätten ihn mit Freuden gewähren laſſen.

Mit mehr Antheil, als wohl die meiſten Neugierigen in dem Auktionsſaal herumwandelten, begleitete Blank ſeine Angehörigen umher, vernahm und berichtigte die Urtheile des Gymnaſiſten, der Gattin und Kinder. Ihnen allen waren aber auch die Aeuſſerungen der übrigen Anweſenden von Intereſſe.

Die ungebildeten, ſogenannten natürlichen Leute giengen faſt immer auf den dargeſtellten Gegenſtand, den Stoff, und durch die Kunſt hindurch auf das Lebendige los, und wenn dieſes recht natürlich dargeſtellt und durch gewiſſe reinmenſchliche Bezüge anſprechend war, ſo ergötzten ſie ſich daran, ohne nach Originalität oder Genialität zu fragen.

Die Gebildeten, oder es Seyn-Wollenden wußten, obwohl unter der Verwahrung, daß ſie keine Kenner ſeyen, den meiſten Tableaus doch manchen Tadel anzuhängen, was freilich eben ſo wenig beſondere Kunſtkenntniß erfordert,

als das Lob des wirklich Meisterhaften, das sich nach allen Seiten als ein solches darstellt.

„So treff' ich's überall" — sagte der Archivar zu den Seinen, — „im Theater, Conzert, Gallerie, und wo die Kunst sich dem Publikum ausstellt. Es ist an den allermeisten Aeusserungen etwas Wahres; kein Urtheil ist ganz aus der Luft gegriffen; aber von dem tiefen Grunde der Vorzüge und Fehler der Leistungen können sich die Wenigsten Rechenschaft geben. Was den einen Künstler treibt und hebt, daß er einen vielleicht gemeinen oder undankbaren Stoff so lieblich oder herrlich zu bearbeiten weiß, — was den andern hemmt und beschränkt, daß er das Heiligste herabzieht, das kommt selten zur Sprache; dazu muß man den Künstler als Sohn seiner Zeit, seines Landes, seiner Schule, und wenn es seyn kann, seiner Familie, als Individualität, als Zögling seiner Kunst- und Menschenschicksale kennen."

Er zeigte ihnen mehrere Niederländer mit

Kirchweihen, Bauernſtuben ꝛc. und dann einige moderne bibliſche Stücke, mit welchen er ſeine Bemerkung zu unterſtützen ſuchte.

Sie verlangten das Blumen- und Fruchtſtück zu ſehen. Er hieß ſie, jedes für ſich, dasſelbe in der Reihe der Bilder aufſuchen. Es waren mehrere von derſelben Art zum Verkauf ausgeſtellt. Sie wandelten einigemal auf und nieder und bezeichneten ihm dann ſämmtlich ein Bild in der Niſche mit ſchmalem altem Goldrahmen.

„Dieſer unſcheinbare Rahmen" — ſagte Blank, — „iſt vielleicht mein Glück." — Aber woran haſt denn Du — Wilhelm! den „van Huyſum" erkannt?"

„Ich glaube daran" — erwiederte der achtjährige Knabe, — „weil er ſo ſchwarz ausſieht; und du ſagteſt ja, ein rechtes Gemälde müſſe einen ſchwarzen Fleck auf die weiße Wand machen."

Die Gattin lachte und äuſſerte dann: „Wie kannſt Du nur glauben, daß Du allein den Werth dieſes Gemäldes erkennen werdeſt? Es kommen doch alle hieſige und manche auswärtige Kunſtfreunde da her und Du kannſt ſie nicht mit Blindheit ſchlagen.“

„Damit geht's oft ſonderbar!“ erwiederte der Gatte. Es muß ſo mancherlei zuſammenwirken, um eines Liebhabers Aufmerkſamkeit, Anerkennung, Neigung, Erwerbluſt auf ein ſolches in verſchiedener Hinſicht im Schatten ſtehendes altes Bild hinzulenken. Ich fürchte eigentlich nur einen Mann, und das iſt der Commerzienrath Schülen, wie ich ſchon ſagte.“

Sie betrachteten das Bild genauer. Die Freude, ja das Erſtaunen derſelben über die hohe Meiſterſchaft wollte ſich in Aeuſſerungen Luft machen, denen Blank aber beſorglich wehrte. Er ſelbſt fand jezt wieder neue Schönheiten daran; ein anderes Tageslicht hatte eine andere Seite ſeiner Vortrefflichkeit hervorgeho-

ben; auch er war jetzt in einer andern Stimmung und ſo ſah er auch anders.

„Denkt Euch nun" — ſagte er halbleiſe — „dieſen braunen Lack weggenommen, die reine Farbe, wie ein offenes Geheimniß daliegend, trocken, wie der Sammet der köſtlichſten Gold-Renette, und nun den klaren Firniß darüber, wie es da blüht und glüht von eingeſogenem und ungehindert allſeitig ausſtrahlendem Lichte und zu friſchem Leben erſteht, wie eine durſtige Landſchaft aus einem warmen Frühlingsregen."

Ein Schulfreund von Robert und angehender talentvoller Künſtler, war zur Zufriedenheit des Archivars der Einzige, der während ihres Verweilens das Blumenſtück längerer Aufmerkſamkeit gewürdigt hatte. Er ſtand neben ihnen und bemerkte gegen Jenen, er halte daſſelbe für das beſte Bild der ganzen Sammlung. Blank flüſterte dem Sohn Etwas in's Ohr, worauf dieſer ſeinem Freunde eröffnete, dem Vater freue dieſe Anerkennung, er beab-

sichtige das Gemälde zu erwerben und wünsche deshalb, daß nicht viel Wesens davon gemacht werde. Besitze er dasselbe erst, so möge der junge Freund sich dessen so oft und viel er wolle erfreuen.

Der Archivar fragte sich jetzt, ob es denn recht sey, den Ruf von dergleichen zum Verkauf ausgestellten Gegenständen in seiner Verbreitung zu hemmen und er verzieh sich sein Einschreiten nicht so ganz. In dergleichen kritischen Fällen pflegen die Kunstmänner, wie andere Erwerbslustige, keine große Tugendhelden zu seyn. Es kostet sie schon viel Ueberwindung, den Sachen, zu denen sie Lust tragen, keinen bösen Namen zu machen. Ja man will wissen, daß vor manchen Seltenheits-Enthusiasten die unbewachten Raritäten selbst in Naturalien-Cabinetten, Kunstkammern, Kupferstichsammlungen und Bibliotheken nicht immer sicher seyen.

Sie blieben lange. Die Beschauer verliefen

ſich; nur ein Paar Kenner ſprachen in einer entfernten Ecke über ein dem Archivar höchſt gleichgültiges Bild. Der Aufſeher ſtand neben ihnen und horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit dem Streite, wahrſcheinlich um morgen die aufgefangenen Urtheile nach Art der Ciceroni als eigene Weisheit an den Mann zu bringen.

Blank nahm das Bild vom Nagel und hielt es ſchief abwärts gewendet gegen das einfallende Hochlicht. So ſchien auch der braune Firniß durchſichtig zu werden. Gattin und Kinder ſtaunten auf's Neue, machten ihn jedoch auf einige bedenkliche Stellen aufmerkſam, die er bis jetzt wirklich nicht bemerkt, oder nicht hatte bemerken wollen. Er freute ſich ihres Scharfblickes, meinte jedoch, daran wäre auch im ſchlimmſten Falle ſo viel nicht gelegen.

„Ich wollte, lieber Alter!" — ſagte im Abgehen die verſtändige Gattin — „Dir das Bild wohl gönnen, aber, woher das Geld nehmen?"

„Mir blutet das Herz" — rief leidenſchaftlich bewegt der Gatte — „wenn ich vielleicht wegen ärmlichen fünfzehn Dukaten das köſtliche Bild in andere, in gemeine Hände kommen ſehen muß. Ich wollte, ein reicher Liebhaber erſtünde es um fünfzig Louisd'or, dann hätte ich Ruhe!"

14.

Ruhe? — das war überhaupt Blanks Sache nicht. Bei ziemlich viel angebornem Phlegma hatte er immer Etwas, das ihn aufregte; er mußte so Etwas haben, und wie oft ſtehen dann Verlangen und Hoffnung im Gleichgewicht?

Ein Zweifel trieb ihn den andern Morgen zwiſchen den Aktengeſtellen ſeines Archiv-Gewölbes auf und nieder. Soll ich, oder ſoll ich nicht? — fragte er ſich; — mach ich's klug oder thöricht? Ja, von vorneher quält ſich der Menſch mit Scrupeln, hinterdrein iſt er im Klaren, und ruft: Wie einfältig! konnte ich denn vernünftigerweiſe etwas Anderes erwarten?

Aber wer sieht denn dem Baum an, welche Aepfel fallen werden, wenn er schüttelt?

Endlich kam's ihm aus einer Ecke seines Innern: Du gehst! Du willst's versuchen! Er gieng ohne sich zu besinnen, was er zum Commerzienrath Schülen sagen wolle, oder sich weitere Grillen darüber zu machen, was dieser wohl antworten werde.

Der ältliche Mann saß am Pulte, siegelte noch zwei Briefe, dann begrüßte er den Kunstfreund und vernahm seine Bitte.

„Sie wissen" — brachte dieser auseinander vor — „daß ich ein Verehrer namentlich der ältern Kunst bin und einige gute Bilder besitze. Sie haben mich schon einmal mit einem Besuche beehrt, doch so eine, wenn auch kleine Sammlung ändert sich von Zeit zu Zeit durch Tausch und Kauf, und ich wäre erfreut, wenn Sie wieder einmal bei mir zusprächen. Ihr Urtheil gilt mir viel; Sie sind mild im Alge-

meinen, und scharf, streng, genau im Einzelnen. Ich lerne immer, wenn ich durch Ihr Auge sehe; denn ich will es nur gestehen, mich macht sehr oft die gute Intention des Ganzen gegen die Mängel zu nachsichtig. Demungeachtet kann ich nicht leiden, wenn ein Beschauer von diesen zuerst spricht. — Am widerwärtigsten ist mir ein kritischer Geist, der keinen Sinn für Malerei hat, die er doch beurtheilen will."

„Wenn nun aber Gallerien ihre Schulen vervollständigen, Fürsten ihre Paläste mit diesem schönsten und edelsten Schmuck auszieren, reiche Privatliebhaber nach Bildern ihres Lieblingsgenre trachten, und ihren Besitz hochschätzend festhalten, so ist dagegen ein Kunstfreund wie ich, der, wie man sagt, von der Hand in den Mund lebt, ganz anders daran. Sein Blick und Takt und ein zufälliges Uebersehen der Andern führen ihm hie und da ein werthvolles Stück zu; er freut sich dessen wie eines Kindes, er versenkt sich darein, er studirt, er

durchſchaut es, als hätte er's vor ſeinen Augen entſtehen ſehen."

„Aber Rückſichten vergönnen ihm nicht, den Schatz lebenslang zu behalten; iſt er glücklich, und erſtreckt ſich ſein Geſchmack auf Alles, was gut iſt, kauft hie und da um ein Spottgeld eine ehrwürdige Ruine von fünf und zwanzig Quadratſchuh Flächen-Inhalt mitunter, ſo droht ihn ſeine Sammlung bald zum Hauſe hinaus zu drücken."

„Nach einigen Jahren lehrreichen Genuſſes ſucht er für das oder jenes Tableau wieder einen nicht knauſernden Käufer; — ſo wandelt ſich die kleine Sammlung."

Der Commerzienrath nickte lächelnd und ſagte dann: „Das iſt Alles ſchön und gut, Herr Archivarius! nur wünſche ich Ihnen, daß Sie eben ſo oft einen ſplendiden Käufer finden möchten, als Sie Gelegenheit finden, Bilder zu kaufen. Dann machen Sie an Ihrer kleinen

Gallerie die beſte Schule, die heiterſte von der Welt und erhalten überdies Ihr Lehrgeld mit Zinſen zurückbezahlt.“

„Das wird ſich vielleicht machen!“ — fuhr Blank fort, und kam nun auf die bevorſtehende Verſteigerung im alten Schloſſe zu ſprechen. Nicht ohne einige Schlauheit dachte er nach zwei Fliegen zugleich zu ſchlagen, wenn er dem Manne ſeine Abſicht auf den „van Huyſum“ vertraute, und ihn um Vorſtreckung des Betrages bat, wenn er ihm zugeſchlagen würde. So, meinte er, komme er einem Rival zuvor und gewinne einen Gläubiger.

Der Commerzienrath nickte wieder lächelnd und ſagte: „Glauben Sie nicht, Herr Archivarius! daß es mir um ein Dutzend Louisd'or ſey. Ihr Charakter gilt mir gleich der beſten Hypothek. Aber ich möchte Ihnen bei dieſer Gelegenheit einen wohlgemeinten Rath geben. Wählen Sie ſich lieber ein Paar Genre-Gemälde, niedliche Cabinetſtücke, ein neueres far-

benhelles Bild, oder etwas Galantes, eine hübsche Nacktheit. Das Alles bringen Sie eher, und mit Gewinn wieder weg; so ein schwarzes Tableau bleibt Ihnen jahrelang hängen und verzehrt sich in den Zinsen. Hätte ich nur Zeit hinzugehen, ich wollte Ihnen schon Etwas aussuchen. Aus den Catalogen sehe ich, daß ich die Sachen schon von früher kenne. Die „Venus" wäre auch so eine Acquisition; doch trachtet, wie ich weiß, schon ein Liebhaber nach ihr. Ich habe Auftrag, sie für ihn zu kaufen."

„Mißkennen Sie meinen Zweck nicht!" — erwiederte Blank mit der Wärme des Kunstfreundes; „ich will nicht erwerben und gewinnen, ich will schauen und lernen."

„Verstehe!" — nickte Herr Schülen wieder lächelnd; — „aber ich meines Theils mag es wohl leiden, wenn Andere von dem, was mir erfreulich und nützlich ist, die Kosten übernehmen. Jede Versteigerung ist aber für den recht Kauflustigen eine Art Hasardspiel; — er vergafft sich in Etwas, er setzt, er setzt zu, immer

höher, und wenn er nun den Gewinnst nach Hause bringt, — so krazt er sich hinter den Ohren und wünscht seine Einsätze zurück. Für einen entbrannten, bemoosten Kunstliebhaber — denn verliebt in einen Fund sind die meisten, und haben alle Gefahren und Täuschungen der Verliebten zu bestehen — ist aber ein dunkler Schmutz auf dem alten Schatz und eine schwarze Einkleidung von Ahnen oft so verführerisch, als für jüngere Augen hellfarbiges Colorit im glänzenden Goldgewande."

„Ueberhaupt, mein lieber Herr Archivarius! der Enthusiast ist immer auf dem Wege, Geld einzubüßen und das wollen Sie doch nicht, sind Ihrer Familie schuldig, es nicht zu wollen. So sehr Sie auch Ihrer Einsicht in Kunstsachen trauen mögen, — fragen Sie sich doch einmal auf Ihr Gewissen: werde ich in Jahr und Tag nicht erfahrner, umsichtiger, vorsichtiger, kälter seyn? Ein Werdender, ein Sehnsüchtiger, mit Leidenschaftlichkeit Strebender

weiß nie, ob er klar ſieht, den Werth der Dinge nicht überſchätzt."

„Dieſe Gewiſſensfrage" — erwiederte Blank — „kann eigentlich jedes lebende, liebende, nach Erweiterung, nach Bildung ringende Menſchenkind an ſich machen, und auch das kleinſte Verlangen müßte im Buſen erſtickt werden, wenn man niemals irren, mißgreifen wollte. Alles Lernen iſt ein Abkühlen der Phantaſie durch Kenntniſſe, jede Erfahrung iſt eine Schulbuße."

„Kühn geſprochen!" — bemerkte der Commerzienrath; — „bei ſolchen Mißgriffen kommt aber Alles auf das Mehr oder Weniger an, oder, um bei Ihrem Gleichniß zu bleiben, darauf, ob die Schulbuße eine ſanfte Ermahnung an die Schülerhaftigkeit oder ein tüchtiger Naſenſtüber an den Vorwitz iſt. Der um Kunſtſchätze Werbende iſt ein Verliebter, der Beſitzer — ein beſonnener Gatte, und es möchte gerathen ſeyn, wenn Jener ſich ſo oft als möglich in die Stelle dieſes vorweg hineindächte."

„Dagegen ſollten aber auch" — wandte Blank ein; — „im Leben und in der Kunſt die gleichgültigen Ehemänner ſich zuweilen in die Tage der feurigen Liebe zurück verſetzen."

„Ich finde es gleichwohl möglich," — ſagte Herr Schülen; — „daß ein Gemälde, welches Ihnen jetzt den ruhigen Gleichmuth nimmt, wie der „van Huyſum", Ihnen einſt gleichgültig, ja gewiſſermaßen läſtig werden kann."

„Das iſt nicht möglich!" — rief der Archivar; — „ein ſolches Meiſterſtück iſt täglich neu, eine ewig reizend blühende Jungfrau, und ich erwache täglich mit brünſtigerm Verlangen nach Enthüllung der ſüßen Geheimniſſe der Schönheit, der Liebe. Ich wachſe an Einſicht in das Kunſtleben und an Gefühl für ſeine Zauber. Kurz! ich will das Bild retten, ich will es verehrend anſchauen, mich ſeiner Nähe freuen, und warten, bis ich es einem kunſtſinnigen Reichen übergeben kann, dem ich es aufgehoben."

„Ich wünſche nur" — ſagte Herr Schü-

len — „daß Sie nie den Aerger empfinden mögen, zwiſchen nicht-behalten und nicht an den rechten Mann bringen zu können zu ſchweben. Bei allen ſolchen Erwerbungen frage ich: wie iſt der Markt? — Nach was die Welt gelüſtet, das bezahlt ſie ſündtheuer, und wenn es Flitter und Tand wäre; nach was ſie nicht trachtet, ſey es auch das Kunſtreichſte, Werthvollſte, es iſt ihr um den Pfennig zu koſtſpielig.“

„Wer Etwas von der Welt will, ſollte ſich überhaupt gewöhnen, ſie von der commerziellen Seite, von der der Nachfrage anzuſehen. — Ich will mich erklären:“

„Wer iſt der Klügere? — der ſeinen Kindern eine allgemeine Bildung gibt, oder — der ſie in dem dreſſirt, wofür ſie die meiſten Anlagen zu haben ſcheinen und in was ſie es zur Virtuoſität zu bringen verſprechen? Während man die Jungen plagt, die Geſellen benützt, aber zurückdrängt, zieht man in Handwerk, Kunſt und

Facultät den rechten Meiſter hervor und belohnt ſeine Unentbehrlichkeit.“

„Wer iſt der Thor? — der ſeine Kunſt, ſeinen Witz, ſeine Weisheit an eine Menge vergeudet, die nicht auf ihn merkt, weil ſie andere Dinge im Kopf hat, oder — der den Hang derſelben ergreift und ihr aus dem Tone vorſpielt, den ſie gerne hört? Wen loben Sie? — den, der das Publikum mit Gewalt zu ſich herauf ziehen will, oder den, der ſich den beſchränkten Einſichten, den ungeſtümen Neigungen einigermaßen bequemt?“

„Können Sie glauben, daß das Gute von der Maſſe um des Guten willen gethan, daß das Schöne aus reinem Gefühl und Geſchmack als ſolches genoſſen werde? Iſt nicht Beides eine Zeitſache, Sitte, Gewohnheit? und muß ſich der Weiſe nicht Glück wünſchen, wenn das Rechte zufällig auch einmal Mode wird?“

„Legen Sie der Welt das Geiſtvollſte, das

Kunſtreichſte, das Erhabenſte vor; wenn es nicht in der Zeit iſt, ſo verhallt, ſo verpufft es. Gießen Sie Ihr Herzblut aus; es fließt mit dem andern Waſſer den Bach hinab, wenn die Welt nicht das Opfer als ein Spektakel wünſcht, um ihre Sacktücher drein zu tauchen. Aber bieten Sie Tages-Thorheiten, Parteien-Unſinn, Mode-Narrenkappen, neueſten Kindertand feil und ſehen Sie, wie man die Bude überlaufen wird.“

— — „Sie werden mich“ — fiel der Archivar mit wehmüthig ernſtem Blick ein — „nicht zur Gemeinheit verführen wollen, indem Sie mir die Gemeinheit der Welt, der zum Theil gebildeten Welt aufzudecken meinen?“

„Das ſey ferne von mir!“ — erwiederte der Commerzienrath; — „ich möchte vielmehr nur Sie, der das Schöne kunſtentbrannt und ſein Zeitalter warm liebend anſieht, darauf aufmerkſam machen, daß ſelbſt die Gebildeten zum Weltmarkte gehören. Sie können mitten in

der kultivirten, civiliſirten Welt die herrlichſten Talente, die köſtlichſten Gottesgaben aus Mangel an Nachfrage zu Grunde gehen, die größten Liebenswürdigkeiten an dem Kaltſinne, dem Mangel an Anerkennung ſich verzehren, die höchſten Meiſterwerke aus Lauheit und Neuheitsſucht der Menſchen ungenoſſen ſchlummern ſehen. Wie oft kamen mir edle Naturen vor, die ihre tiefſten Gefühle an unempfindliche, weit unter ihnen ſtehende Weſen in unerwiederter, vielleicht verſpotteter Liebe verloren; — und haben nicht Sie ſelbſt in Ihrem Leben hundertmal vor rohen Geſellen Ihr Inneres aufgeſchloſſen, und erfahren müſſen, wie Das, was Sie aufs Innigſte beſchäftigte, bewegte, unter dieſen Zerſtreuten klanglos verhallte?“

Der Archivar horchte dieſen am Commerzienrath ihm ungewohnten Aeuſſerungen mit ſteigendem Antheil.

„Freuen Sie ſich des Schönen“ — fuhr Jener fort — „des Trefflichen in der Kunſt,

wie Sie ſich der gemüthlichſten Lebensmomente mit Gattin und Kindern freuen; ſuchen Sie dieſe, ſuchen Sie ihre beſten Freunde mit gleichem Sinn, gleicher Liebe zu erfüllen; aber wenn Sie ihre kleinen Schätze, neuen Studien, neuem Erwerbe zu lieb, an die Welt abtreten wollen, ſo denken Sie, daß Sie damit auf den Markt, ins Meßgewühl kommen und auf Nachfrage harren müſſen."

„Die Liebe ſey blind — ſagt das Sprichwort; ich füge bei: das Verlangen ſieht nur, was es ſucht. Wer aber, ſey es nun im Allgemein-Menſchlichen, im Commerziellen, im Künſtleriſchen, einen ſehr ſpeziſiſchen Artikel führt, der hat vom Glück zu ſagen, wenn ihn im Drängen der Menſchen zwiſchen den Marktbuden der kaufluſtige Liebhaber auffindet."

Der Archivar war nun einmal von der Idee durchdrungen, ſeine Kunſtliebe, ſeine Bilderluſt ohne Opfer ſeines Haus-Etats durch ſie ſelbſt zu befriedigen und durch einen glück-

lichen Fund zu weitern Acquisitionen Kräfte zu erlangen. So dachte er nicht bloß schadlos hinauszukommen, sondern wohl gar im günstigsten Fall Etwas zu erübrigen.

An den Werth des „van Huysum" denkend und dadurch in ein neues zürnendes Erstaunen gesetzt, brach er in die Worte los: „„Halten Sie sich, verehrter Herr Commerzienrath! um Gottes Willen das Verhältniß des wahrscheinlichen Verkaufspreises eines solchen Capital-Bildes zu dem Werthe der Arbeit vor! Ein Meister, der in sich Sinn für die Natur, Beobachtung ihres reizendsten Lebens, unvergleichliches Geschick, ihre Geheimnisse durch den Pinsel auszudrücken, aufs Höchste ausgebildet und diese seltenen Talente in die schönste Harmonie vereinigt, ein Maler, den die Welt den ersten in seiner Art nennt, unsterblich und unersetzlich, weil er aus dem Schooße einer Blumenvergötternden Nation, selbst ihre höchste Kunstblüthe, hervorging, ein Correggio und Titian

des unendlich Kleinen — er ſchuf Jahr und Tag vielleicht an einem ſolchen Bild, erhielt eine für die damalige Zeit hohe Summe dafür, und ich, von gleicher Anerkennung erfüllt, muß mich beſinnen, ob ich ein Werk ſeiner Meiſterhand um einen Spottpreis, um den dritten oder vierten Theil von dem, was ſich der ſchlechteſte Handlanger des roheſten Gewerbes in derſelben Zeit verdient, um den Jahrslohn eines Gänſejungen oder Stiefelwichſers an mich bringen darf. — Dieſer Gedanke könnte mich an der geſunden Vernunft irre machen. Was will die Welt? nach was ſtrebt ſie denn? was ſchreit ſie denn immer nach Bildung, Kunſt, Geſchmack, als den Zierden des Lebens? wofür ſchafft ſie denn? welche Maßſtäbe hat ſie denn, wenn alles Verhältniß aus der Belohnung der Gaben und Bemühungen, der ſeltenſten, raffinirteſten, göttlichſten und hinwieder der gemeinſten, plumpeſten, der durch lebloſe Maſchinen erſetzlichen gewichen iſt?"

„Ereifern Sie ſich nicht, Herr Archivarius!"

ſagte ruhig lächelnd Herr Schülen; „wenn Sie durchaus den „van Huyſum" wollen, ſo ſolls an mir nicht fehlen. Sehen Sie das Bild noch einmal genau an, und dann thun Sie, was Sie nicht laſſen können. Haben Sie Ihre Luſt daran gehabt, und es kömmt ein Liebhaber, ſo ſetzen Sie ihm einen leidlichen Preis; führt Ihnen das Schickſal einen reichen Enthuſiaſten zu, der den Narren drein frißt, ſo machen Sie ihm eine tüchtige Zeche."

Dem Archivar war ein Stein vom Herzen; er lieh jetzt dem Commerzienrathe, der noch nicht fertig zu ſeyn ſchien, willig ſein Ohr.

„Da Sie mir" — fuhr dieſer fort — „ins Handwerk greifen, ſo trauen Sie meinem Blicke, ſehen Sie auch im Leben durch mein Auge, wie Sie dieß bei Gemälden zu thun mir das Compliment machten. Die Welt iſt mir eine Meſſe, und das Gleichniß wird oft zur Sache ſelbſt. Kann ich doch ſelbſt die großen politiſchen Bewegungen nicht anders als durch Han-

delsaugen betrachten. Wie früher die Geſchichte eine der regierenden Häuſer, als ſovieler rivaliſirender Maskopeien war, ſo iſt ſie ſpäter eine Geſchichte der Welthandels-Verhältniſſe geworden."

„Sie wird jetzt" — fiel Blank ein; — „zur Geſchichte des Umſchwungs neuer Ideen über Verfaſſung, Volksleben, Gemeinde-Inſtitute, Vereine."

„Zugegeben!" — erwiederte Herr Schüler; — „aber auch hiebei kann ich meine Anſicht geltend machen."

Er klingelte; ein Diener kam, und brachte dann auf ſeinen Wink zwei Kelche Bordeaux und Confekt. —

„Nehmen Sie Etwas zu ſich! Ich ſetze Ihre Geduld auf die Probe. In Geſellſchaft krame ich meine Weisheit nicht gern aus, denn dieſe iſt auch wieder der Markt nicht für Dergleichen, und es findet wenig Nachfrage darin ſtatt, aber

während ich mein Lieblingsthema da vor Ihnen abhandle, entwickelt ſich's mir unter der Hand weiter, weil ich es in die Seele eines Mannes ſpreche, von dem ich vorausſetze, daß er ſich in fremde Anſichten hineindenken könne und ihnen den beſten Sinn zu unterlegen wiſſe."

Blank nickte verbindlich und that einen tüchtigen Zug aus dem Kelche. In einem Moment war ihm, als ginge dieſes Hineindenken ſchon leichter von Statten.

„Schon manchmal" — fuhr Herr Schüler fort — „dachte ich an ein Werk über den geiſtigen und ſittlichen National-Reichthum, an Durchführung einer Parallele deſſelben mit dem materiellen Vermögen der Nationen. Ich trage ſie in mir, aber ich komme nicht an die Ausarbeitung und will Ihnen und Ihren Freunden die Andeutung hiemit übergeben haben."

„Die Productivität von Ideen und Beſtrebungen, geiſtigen, künſtleriſchen, ſittlichen, poli-

tisch-bürgerlichen ist so groß und unerschöpflich, als die Erzeugung äußerer Güter; die Zeit bringt jene in so ungeheuerer Menge hervor, als Natur und Fleiß diese. Aber von diesem Reichthum wird nur ein Theil ganz ausgebildet und auf dem Weltmarkt in Umlauf gesetzt; der andere bleibt latent, ein ruhendes, oft todtes Capital, oder wird wieder eingesogen, um in anderer Gestalt emporzusprießen."

„Jedes Zeitalter hat aber seine eigenthümlichen Bedürfnisse, Anliegen, Lieblings-Gegenstände, Passionen, Moden, oder wie wir die Nachfragen alle bezeichnen wollen. Die Zeit hat ihr Augenmerk besonders auf diese gestellt, und während sie solche Objekte fixirt, ist sie für alles Andere in gewissem Grade gleichgültig, blind und taub."

„In jeder Societät, von der größten der Völker bis auf die kleineren Vereine herab, ist die Nachfrage auf lebendige Zeit-Interessen und Bedürfnisse gerichtet. Was ihrer Befriedigung

dient, wird gesucht, geschätzt, überschätzt, bezahlt, wogegen man anderes ebenso Gutes, Besseres vielleicht, zurücksetzt."

„Unter einer Lieblings-Etikette wird aber bald sehr viel nachgemachte Waare verkauft; eine Firma, die sich einmal recht in Credit gesetzt hat, kann auf diesen Glauben hin Alles wagen. Auch solche geistige Güter haben ihre Fabriken, Reisende, die den Vertrieb besorgen, und Journale, die dergleichen Artikel anpreisen."

„Leeren Sie doch den Kelch, Herr Archivarius! ich bin sogleich fertig."

„In der Societät bilden sich aber naturgemäß dreierlei Partieen. Die stärkste wirft sich mit Hast auf das Neue ohne viel Beurtheilung und Auswahl. Eine andere will nichts davon wissen, lobt die Bequemlichkeit des Alten und läßt sich nur mit Mühe Etwas von der bedenklichen Waare aufdrängen. Eine dritte vermittelnd zwischen, oder, wenns gut geht, über je-

nen beiden ſtehend, ſieht auf das Weſen der Güter, auf Brauchbarkeit und Dauer, auf Gewohnheit, Sitte, Anſtand, auf Ruhe im Wechſel und heilſame Bewegung in der Behaglichkeit, und möchte gern das Alte, ewig Gleiche mit Einſicht durch neue Lebensreize aufgefriſcht ſehen.“

Während der gute Commerzienrath ſo recht im Zuge war, meldete der Diener einen Fremden zum Beſuche.

„Siehe, da kommt ein alter Handelsfreund!“ rief Herr Schülen; „es iſt der bekannte Kunſthändler Recker aus B. Er wird Profeſſor genannt, weil er früher ein Lehramt bekleidet hatte. Dem iſt ſchon manches Capitalbild durch die Hände gegangen. Seit einigen Jahren gibt er ſich nicht mehr ſo viel damit ab.“

Dem Archivar ging ein Stich ins Herz; er ſtand auf, gab Herrn Schülen die Hand und ſagte: „Verehrter! machen Sie mir kein böſes

Spiel mit dem Bewußten bei Ihrem Freunde!“ Jener ſchüttelte lächelnd und rief dem Abgehenden nach: „Denken Sie der Sache nach! Es iſt immer Markt; die größten Genies haben ſich nicht entblödet, mit ihren Gaben an die Welt in die günſtigſte Beleuchtung, in das Schlaglicht der Vorliebe, der Anerkennung, der Nachfrage einzurücken und von Neigung, Lob und Ruhm Gewinn zu ziehen. Beobachten Sie immer im Leben die Handels-Conjunkturen! Hören Sie?“

15.

Mit getheiltem Gefühl verließ Blank das Schülenſche Haus. Das verſprochene Darlehen ließ ihn den Erwerb des „van Huyſum“ hoffen, aber — es war doch eine Geldaufnahme und der Gläubiger hatte ihm die Welt von einer Seite gezeigt, die ein ſolches Verhältniß nicht erleichtern half.

Er kam ins Archiv zurück; der Aſſeſſor wartete ſeiner und erwiederte ſeinen Gruß mit einer wichtigen, faſt verdrießlichen Geſchäftsmiene. Der Miniſter — ſagte er ſcharf accentuirt — wolle ſchleunigſt eine gewiſſe Urkunde und habe ihn ſelbſt deßhalb herbeordert. Der Gehülfe hatte ſie nicht auffinden können.

Blank besann sich einige Augenblicke, schlug dann seine Bücher nach, ging nach den Fächern und war nicht glücklicher. Der Assessor that ungeduldig und nahm, wie gegen die Pein des Wartens, ein Buch unter des Archivars Stehpult hervor. Es war „Mengs über die Malerei." Dieser Vorwitz verdroß den Suchenden jetzt, da er im Gedränge war, doppelt, weil Jener glauben mochte, er versäume über solcher Lektüre sein ernstes Amt. Er meinte so Etwas in dem stummen Spiele desselben zu bemerken.

Nach Verlauf einer Viertelstunde verbarg der Wartende seine wachsende Ungeduld nicht mehr; er gieng an den Aktenschränken des Arbeitszimmers auf und nieder und überlief die Aufschriften der Fächer wie Einer, der dem Andern das Gewehr visitirt. Blanks Aerger über sein vergebliches Suchen und über des Assessors Schadenfreude nahm auch zu. Er riß im Akten-Gewölbe da und dort einen Faszikel her-

aus, ſtöberte und fand das vermaledeite Aktenſtück nicht. Er lief wieder zu ſeinen Büchern und kam auf keine Spur.

„Der Miniſter wartet mit Verlangen" — ſagte endlich der Aſſeſſor — „er wünſcht je eher je lieber dem ...ſchen Geſandten über Etwas Auskunft zu geben."

Blank, erröthend vor dem Gehülfen und erbost über den Dränger, brach mit dem Eifer des ältern Staatsdieners über den jüngern los: „Ihre mir ſonſt ſo werthe Gegenwart, Herr Aſſeſſor! iſt jetzt wirklich ein Hinderniß des Auffindens der verlangten Urkunde. Wenn ich beobachtet, beaufſichtigt, preſſirt werde, bin ich der rechte Mann nicht zum Geſchäft. Ich beſtand als Examinandus immer ſchlechter als ſonſt in der Schule. Das Aktenſtück muß und wird ſich finden; das Gegentheil wäre der erſte Fall, ſo lang ich Archivar bin. Die Bücher ſind in Ordnung, die Akten auch; aber jene

leiten doch zum Auffinden dieſer nicht ſo mechaniſch, daß man nicht zuweilen Ueberlegung nöthig hätte. Ich muß mich mit ganz freiem Geiſt an die Sache machen. Sagen Sie dem Miniſter, ich werde das Dokument bringen und ohne Zweifel bald bringen.“

Der Aſſeſſor ging; Blank freute ſich, ſeiner durch unverholene Erklärung los geworden zu ſeyn. Jetzt hatte er Ruhe und keine andere Gedanken mehr. Er dachte ſich in ſeine Akten hinein, und wo der einſchlagende Faszikel das Letztemal möchte gebraucht worden ſeyn. Ein Licht ging ihm auf, er folgte der Spur; aus einem Fache ſchien er ihm zu winken; er zog den Aktenbund hervor und ehe er die Urkunde ſah, war er ſeiner Sache ſchon gewiß.

„Wenn nur der Satan alle Mephiſtopheleſſe holte!“ — rief er. „Ewig hätte ich's im Beiſeyn dieſes Treibers nicht gefunden. Im Aerger verdumme, vernagle ich mir noch

noch ſelbſt den Kopf und ſtelle mich wie ein Simpel.“ — Er zeigte dem Gehülfen, wie die Sache war und daß er ſein Amt nicht als Nebenſache hudelnd verwalte. „Kleine Verſehen“ — ſagte er — „ſind im Geſchäft faſt unvermeidlich; wer ſich nicht einem gewiſſen Takt überließe, würde bei pedantiſcher Quälerei nur noch mehr Fehler machen. Wenn aber deren zufällig zwei zuſammentreffen, ſo verſteckt ſich die Sache und bringt den Suchenden zur Verzweiflung. In kritiſchen Fällen enthüllen ſich die Schwächen der Berufsverwaltung, die Pflichtvergeſſenheit des Beamten.“

Er eilte dem Aſſeſſor nach, traf ihn auf der Treppe des Miniſterialgebäudes und glaubte, als er das Dokument aus der Taſche zog, aus deſſen Rothwerden den verbiſſenen Aerger über einen verlornen Triumph zu leſen. — „Es iſt nur, daß ich nicht in Ihr Werkchen über Fehler und Mißbräuche komme!“ — dieſe etwas ſpitzige Bemerkung konnte er ihm nicht ſchenken.

Vor Tiſch machte Blank einen Umweg durch die Kaſtanienallee. Auf einem ſolchen Gang im Freien nach abgemachtem Morgenberufe war ſeine Seele gewöhnlich den reinſten Empfindungen zugänglich. Jetzt ſchwebten ihm noch das Benehmen und Weſen des Aſſeſſors, ſowie die Aeuſſerungen des Herrn Schülen vor, auch fielen ihm die Sarkasmen ſeiner Genoſſen ein. — „Wie wenig" — dachte er bei ſich ſelbſt — „geſchieht doch von Freunden und Bekannten, uns zu bilden! Ja ſuchen ſie uns nicht noch eher von unſerm Weg abzulenken, wenn er nicht zugleich der Ihrige iſt! Der Aſſeſſor will nur einen äußern Beruf anerkennen, nicht aber eine innere Aufforderung, gewiſſe Naturgaben, die nicht in der Sphäre desſelben liegen, in ſich auszubilden. Er ſieht auf eine Liebhaberei herab, die vielleicht ein ergänzender Theil meiner Geiſtesgeſammtthätigkeit, ein Vehikel meiner intellektuellen, ja meiner ſittlichen Bildung iſt, und ſtellt ſich durch ſein Lauern auf Fehler und Mißbräuche nicht nur

über mich, sondern auch über seine Collegen. Er reiht sich an die Weltverbesserer an, während er sich doch den Blick in das Wesen der Welt nur immer mehr dadurch verwirrt."

„Der gute Schülen aber lehrt mich Letztere für eine Messe ansehen, auf ihre Preiszettel merken, und dringt auf ein Appretiren, Ausstellen, ins Licht rücken, Anpreisen ꝛc. der Gaben und Lebensgüter. Die Schreckensworte Convenienz, Concurrenz sollen mir den frohen Muth, das freie Bewegen nehmen? Nach solchen Rücksichten sollten die schönsten, höchsten Güter erzeugt und in Umlauf gesetzt werden?"

„Wohl weiß ich, wie lange Zeit oft Neigung und Liebe brauchen, bis sie die nächsten Güter um sich, das zugänglichste Schöne in ihrem Wesen und Werth kennen lernen. Aber ist's nicht eben das ruhige Selbstbewußtseyn des Guten, daß er sich keiner Anerkennung entgegen drängt? — so wie es überhaupt Pietät ist, auf das Reifen der Erdendinge mit Gleichmuth zu warten."

„Schäumende Gährung iſt aufbrauſende Liebe, aber einen ſtillen, oft jahrelangen Verlauf, wie die Läuterung des Weines, hat zunehmende Achtung, hinneigendes Wohlwollen, anſchmiegende Vertraulichkeit. Und dieſe tragen und verſchönern das Leben.“

„Iſt nicht der Menſch ein Gott der Erde, ſein Ebenbild, ſein Stellvertreter? Sind nicht die edelſten Naturen im Bunde, das Große zu erzeugen und immer reinere hellere Flammen an einander zu entzünden? Steht nicht die Nachfrage des Kerns der Nation ſtets nach den Heiligthümern? geht nicht der innerſte Geiſt der Geſchichte ſtets auf Darſtellung des Wahren, des Rechten, des Nothwendigen, was fördert, was den Menſchen aus Gemeinheit und Schmutz heraus in ein reinliches, frohes, durchs Schöne erheitertes, durchs Erhabene veredeltes Daſeyn trägt? Hängt denn Alles vom günſtigſten Vorurtheil, guten Glauben, Namen und Firma ab?“

„Wird nicht, wenn auch viel Tüchtiges lange verkannt bleibt, doch das Gelungenſte ſtets

hochgeachtet, als ein bleibendes Denkmal der geläutertſten Menſchenkraft und als ein Wahrzeichen der erreichten Höhe geehrt? Mögen auch im Einzelnen dem feinfühlenden Gemüth manche widerwärtige Einſchreitungen und Erfolge wehe thun, im Ganzen und Großen iſt jener Zug zum Welterhaltenden nicht zu verkennen."

Mit einem erleichterten Herzen, wie ſich der Archivar immer fühlte, wenn er die Gebrechen der Menſchheit, die Mängel der Inſtitute und andere Mißbildungen auf einen leidlichen Ausdruck zurückgebracht oder in ihrer beziehungsweiſe nothwendigen Erſcheinung begriffen, Gottesgüte und Menſchenvernunft auf dem Himmels- und Erdenthron ſitzend wahrgenommen hatte, wandelte er durch den lichten Schatten der Baumreihen und ſelbſt die vorübergeführten, zum Theil mit Ketten raſſelnden Sträflinge konnten keinen Mißton in ſeine Empfindungen bringen.

16.

Sprach Blank mit den Seinigen, mit Freunden und Bekannten, mit Fremden über Kunſt oder über Angelegenheiten des öffentlichen und häuslichen Lebens, ſo merkte er, daß die Meiſten jede Sache nur von einem einzigen Standpunkt aus anſahen und beurtheilten, während er ſich in der geiſtigen Nothwendigkeit befand, den ſeinigen zu verändern. Dazu ſuchte er nun, und nicht ohne Erfolg, auch ſeine Gattin und Kinder anzuleiten, wogegen er über ſeine Freunde hierin ſo gut als nichts vermochte, und, an ſich bildſam, oft im Stillen über die Unbildſamkeit ſelbſt geiſtesverwandter Menſchen ſich ärgerte.

„Das eben" — pflegte er zu sagen — „unterscheidet jugendliche Freunde und Familienglieder von ältern Freunden, Verwandten und guten Bekannten, daß jene mit einander leben, streben, empfinden, und sich gegenseitig bildend bestimmen, während diese sich ihres unterschiedenen Daseyns gegen einander wehren, und die Eigenthümlichkeit ihres Seyns in die äussersten Sphären des Lebens hinaus geltend zu machen suchen."

Ein Mittagsregen hatte die Luft gekühlt, ein schneller Verdunstungsprozeß die Feuchtigkeit wieder in die mittlere Region hinaufgehoben.

Sein kleiner Wilhelm kam nach der Schule zu ihm ins Archiv, um wieder einmal die alten Portraits an den Wänden und einige Staats-Dokumente mit großen Siegeln und goldenen Anfangsbuchstaben zu sehen. Er wußte schon einigermaßen das Gute vom Schlechtern zu un-

terſcheiden, und ließ ſich nicht mehr vom Stoff allein beſtechen, beſonders wenn er gefragt und ſein ſchweifender Blick dadurch feſtgehalten wurde. Er gab den ältern Köpfen aus einer beſſern Kunſtzeit, wie wir ſie faſt immer an den Epitaphien des ſechszehnten Jahrhunderts in den Kirchen ſehen, den Vorzug vor den ſpätern, flachern, wenn auch hell und buntgemalten.

Die Sonne leuchtete abendlich durch die Lindenwipfel und zeichnete die Hochlichter des Archiv-Gewölbes ſchief gezogen an die Wand. „Wir wollen ins Freie!“ — ſagte Blank; — „dein Penſum geht beſſer in den Kopf, wenn du dich ein wenig müde gegangen, als wenn dich's immer juckt, auf die Gaſſe zu gehen.“

Sie wandelten durch den Schloßgarten und zwiſchen den Berggärten und Weinhügeln hinab ins Hauptthal und ſtiegen dann eine Höhe hinan, die man wegen ihrer Ausſicht rühmt, obgleich die wenigſten Spaziergänger ſich lange

auf ſolchen Standpunkten verweilen, und eben durch ein lautes Lob der Sache genug zu thun meinen.

Blank ſuchte durch Veränderung des Vordergrundes immer wieder ein anderes Landſchaftbild zu gewinnen.

„Ich begreife die Leute nicht“ — ſagte er erſt bei ſich ſelbſt — „die ſich ſo enthuſiaſtiſch über Kunſt auslaſſen können, und die der Natur wenig oder nichts nachfragen, wodurch jenes wieder nur als eine Art Affektation erſcheint. Iſt ſie denn nicht in Tiefe, Reichthum Glanz und Leben über aller Kunſt, ihr unerreichbar, und der Künſtler nur durch Bewußtſeyn, Gedanken, Wahl, kluge Berechnung der Verhältniſſe, kühnes Andeuten ihr Rival, wie freilich der Menſch überhaupt durch ſeinen Geiſt und ſein Gemüth ein Nebenbuhler ſelbſt der Gottheit wird.“

„Macht denn nicht erſt die Liebe zur Natur

die Kunſt verſtändlich und kann nicht ein ſinniger Umgang mit ihr den Schmerz über das Entbehren großer Kunſtwerke, den Stolz glücklicher Länder, einigermaßen beſchwichtigen, deren Genuß erſetzen oder auf ihn am beſten vorbereiten?" —

Er ſchritt mit dem Knaben, der ſich aber mehr an das Nächſte hielt und ſich um die Ferne wenig zu bekümmern ſchien, auf der Anhöhe umher und ſetzte ſich endlich mit ihm auf einen Mauerreſt ziemlich vorne an der Abſenkung.

Die linke Thalſeite bot eine ſchöne Abſtufung zurückweichender Bergformen dar, die mit einer ſchroffen Felſenkuppe ſchloß; die rechte Seite war auf dieſem Standpunkte ſtark verkürzt; ein älteres Schloß nicht von der reinſten Bauart, durch großartige Gliederung, impoſante Säulenreihen jedoch von maleriſchen Verhältniſſen, beherrſchte auf einem hüglichten

Vorſprunge die Nähe. Es war von hochſtämmigen Bäumen und luſtigen Gebüſchgruppen mehr willkührlich als planmäßig umgeben. — Blank hatte ſich ſo geſetzt, daß dieſe feſte Maſſe mit ihrem Baluſtraden- und Terraſſen-Weſen ihm gerade hinter einigen kaum dreißig Schritt entfernten, bemoosten und von Schlingpflanzen umrankten Baumſtämmen mit ſtark überhangenden Wipfeln in den Geſichtskreis einrückte. Eine Geſellſchaft wandelte zerſtreut und, wie es ſchien, ſich ebenfalls des herrlichen Abends und der Ausſicht freuend, auf der Esplanade und zwiſchen den Säulengängen umher.

Durch Gunſt der Umſtände war links die Ferne durch mächtige Buchen und Eichen und dazwiſchen einige Birken von leichter Verzweigung und ſpielendem Laube ſo abgeſchnitten, daß hinter dieſem Dunkel das goldne Abendlicht im Gegenſatz von der größten Energie war. Die ſcheidende Sonne ſchwebte in einem lichten Duft; über die ganze Landſchaft war ein

milder, augentröſtlicher Schein ausgegoſſen; der Fluß leuchtete aus ihrer Mitte; näher heran war das Waſſer da und dort an bewachſenen, hohen, zum Theil felſigten Ufern, obſchon im Halbſchatten, ja im wirklichen Abenddunkel hinfließend, doch mit ſeinen blaugrünen Spiegeln, die ihre Umgebung äuſſerſt deutlich in umgekehrtem Bilde gaben, ſichtbar.

Ueber eine Brücke von hohem Bogenſchwunge, wo der Lichteffekt am frappanteſten war, zog ein Hirte mit einer Rinderheerde; mehrere gefleckte Kühe hatten ſich an eine Fuhrt herabgezogen. Auf den Matten waren Schafe und Ziegen zerſtreut, ſtehend, liegend, an Bäumen herabhängendes, wildes Hopfengeſchlänge abfreſſend; eine Anzahl buntgekleideter Mäher und Mäherinnen ſaß unter den Erlen und verzehrte ihr Abendbrod; Kinder ſpielten mit Lämmern.

Der Himmel zeigte ein ſanftes Hellblau;

leichtes, der Sonne zugekehrtes Gewölk schien das ausgebreitete Schattendunkel des Vorgrundes mit dem Wiederschein seines aufgefangenen Lichtes zu durchweben.

In solch einem warmen, durchleuchteten, gleichsam thränenfeuchten Tone hatte er diese Gegend noch niemals gesehen, oder, mußte er sich wohl fragen, hatte er etwa nur noch nie Aug und innern Sinn für eine solche Erscheinung gehabt? Denn daß tausend Reize und Schönheiten, natürliche und sittliche, an dem Menschen unbemerkt, ungenossen vorübergehen, daß für ihn in der sinnlichen und geistigen Welt eigentlich nur Dasjenige wahrhaft da ist, lebt und mit ihm spricht, für was gerade jetzt bei ihm Sinn und Gedanken, Antheil und Verlangen, Sehnsucht und Liebe gefühlvoll ihre Arme öffnen und es mit Gruß und Dank bewillkommen, das war ihm, seit er sich als Mensch, als Kunstfreund klarer geworden, nur zu gut bekannt.

„Ein wunderliches Geſchöpf iſt doch der Menſch!“ — ſagte er bei ſich ſelbſt. — „Nach dem Unermeßlichen in Zeit und Raum greift er aus; die ewige Herkunft der natürlichen und heiligen Dinge, der ehrwürdigen göttlichen und menſchlichen Inſtitute, den tiefſten Grund aller Lebensregungen und Entfaltungen, die geheimnißvollen Bezüge der ſinnlichen und ſittlichen Welt will er ergründen, Vergangenheit enthüllen, Mitwelt begreifen, Zukunft wahrſagen, und doch macht er ſtündlich die Erfahrung, wie das Alltägliche ihm ein verſchloſſener Schatz von Reichthümern, das Nächſte ein Geheimniß iſt, und wie er für das, was er ein ganz Bekanntes nennt, bis heute taub und blind geweſen. Eine günſtige Zuſammenſtellung und Beleuchtung, eine erweiterte Kenntniß, ein erregtes Intereſſe, das Erweckende eines ſinnigen fremden Auges, ein vergleichender Blick kann ihm das Nahe, Alltägliche als ein neues vor Augen ſtellen. So erſcheint er ſich als ein aus Träumen Erwachender; aber,

von neuen Verworrenheiten umgeben, fragt er ſich, ob dieſes Erwachen nicht wieder nur ein geträumtes ſey.“

Der Vater hatte über dieſem Selbſtgeſpräch den Knaben vergeſſen, der aber ſeinerſeits ebenfalls gewiſſen künſtleriſchen Betrachtungen oblag. Er bückte ſich nämlich tief nieder, und ſah durch ſeine ausgeſpreizten Beine in die Landſchaft hinaus. „Sieh nur, Vater!“ — rief er, nachdem er dieß mehrmal wiederholt, — „wie die Gegend ſo ganz anders ausſieht. Die Erde gleicht dem Himmel; auch könnte man das Meer zu ſehen glauben, und Alles ſcheint weiter hinweg zu liegen. Richte ich mich auf, ſo rückt alles wieder heran, und ſieht lange nicht mehr ſo duftig aus. Haſt du das denn noch niemals verſucht?“

Blank erinnerte ſich, in ſeiner Jugend andern Knaben dieſes etwas beſchwerliche Experiment nachgemacht zu haben, jedoch war er davon abgekommen, und es hatte für ſeinen Kunſtſinn keine Früchte getragen. Jezt

that er's dem Kleinen nach, und erſtaunte über die Verſchiedenheit der Wahrnehmung von derjenigen der aufrechten Stellung.

Er wechſelte mehrmals mit beiden ab, und wer die zwei Spaziergänger in ſolcher wunderlichen Poſitur angetroffen hätte, würde ſich wohl ſchwerlich des Lächelns enthalten haben.

Weil dem Vater das Blut zum Kopfe drang, ſo brachte er den Verſuch auf das Bequemere zurück, daß er nur das Haupt zur Seite neigte, was die nämliche auffallende Wirkung zur Folge hatte. Er dachte über den Unterſchied nach, und der Grund ſchwebte ihm dunkel vor. Er hielt es der Mühe werth, der Sache fortan Aufmerkſamkeit zu widmen, denn ſie ſchien ihm unter die intereſſanteſten optiſchen Räthſel, gewöhnlich Täuſchungen genannt, zu gehören, und ſelbſt für die ausübenden Künſtler nicht ohne Erfolg zu ſeyn. Die Nähe ward zur Ferne, die Ferne ſchwamm in dem wärmſten Dufte, die Töne waren aufs lieblichſte verſchmolzen, die Schichten wunderbar leiſe abge-

ſtuft; der Horizont ſchien ſich mit dem Azur des Himmels zu vermählen, und wenn man mit dem Auge dem Laufe der Bogenlinie folgte, ſo war es, nachdem nun die Sonne ſich verhüllt, als wenn ſich ein breiter Farbengürtel, einem unendlichen Regenbogen vergleichbar, auf den Saum der Erde rings niedergelaſſen hätte.

Wilhelm fragte angelegentlich nach der Urſache dieſer von ihm entdeckten Wirkung. Der Vater wollte ihn mit dem Ausſpruch abweiſen, daß er die Sache nicht verſtehe. Aber Jener beharrte darauf und rief: „Sag' es nur! vielleicht verſteh' ich's doch!"

„Nun denn" — erwiederte lächelnd der Vater — „es rührt davon her, weil wir dabei nach der Länge ſehen, was wir ſonſt in der Queere beſchauen, und daß wir nicht ſo ſcharf auf's Einzelne den Blick heften, ſondern mit dem Auge mehr im Allgemeinen drüber hinſchweben."

Wilhelm machte mit aufgeſperrten Augen das Geſicht eines Nachdenkenden und ſagte

dann mit Selbſtgefälligkeit: „Ich glaube, ich verſtehe Dich doch ein wenig. — Aber ſage doch, Vater! könnte man dieſe Ausſicht nicht malen? Mir kommt ſie ganz wie die große Landſchaft mit Thieren vor, die wir zu Hauſe haben. Wie kommt's denn, daß heute dieſe Gegend wie ein Gemälde iſt? Ich habe ſie noch niemals ſo ſchön geſehen.“

„Das bewirkt das Licht und der Schatten“ — erwiederte der Vater, — „und unſer Standpunkt, wo alle Theile ſich recht ſtellen und verſchieben, ſich ſchön zeigen und verſtecken. — Siehe hin, ob Dir das Gemälde noch ſo gefällt, wie zuvor.“

„Ach nein!“ — rief der Knabe; — „der Kuhhirt iſt mit ſeiner Heerde hinter den Weiden verſchwunden, und die Schaafe hat der ſchwarze Schäferhund auf einen Haufen zuſammen getrieben. Jetzt iſt's lange nicht mehr ſo hübſch!“

Blank zog den Kleinen an ſich, und umſchlang ihn mit den Armen, innig bewegt von

deſſen Bemerkungsgabe. — „So iſt's denn,“ — ſprach ſein Geiſt mit ſich ſelbſt — „die Kunſt, die uns für die Schönheits-Offenbarung der Natur empfänglich macht, wie uns der auffaſſende Dichter den Werth der Lebensmomente erkennen lehrt. Wenn ein Claude ſolch' einen warm-duftigen Abend mit ſeinem unſterblichen Pinſel feſthält, ſo hat er Aug und Sinn auf immer für dieſe anmuthigen Bildungen des Erdgeiſtes gewonnen.“

„Wer der Kunſt entbehrt, oder ſie verſchmäht, der geht vielleicht ſein ganzes Leben lang ſtumpf oder kaum erregbar an dieſen Reizen vorüber. Ja, man darf es wohl ausſprechen: Wen der überſchwengliche Reichthum der Natur bedrängt, der unendliche Wechſel des Einzelnen zerſtreut, der findet nur in dem Gedanken Ruhe und Einheit, daß Künſtler gelebt, die ſolche Fülle darzuſtellen, ſolche Wandlungen des Moments zu fixiren, mit Bewußtſeyn und Maß zu durchdringen ſich erkühnten.“

„Tausendfaches Leben rauscht unerkannt, ungenossen vorüber; aber wem Sinn für die lieblichen Nachschöpfungen des Genius gegeben ist, dem geht mit dem Anschauen jedes neuen Kunstwerks auch ein neues Licht und Gefühl für bisher übersehene Schönheiten der Schöpfung auf.“

„Mitleid den Armen, die mit ungeweihter, zu schwächlicher oder zu plumper Hand an dieser herumstümpern; aber Heil dem Genius, der nach seiner Weise einen Ausdruck findet, dieses Unendliche, Unerschöpfliche zwischen die Gegensätze von Farbenglanz und verschwebenden Tönen, von Licht und Dunkel, von festen Umrissen und zerfließenden Linien, von Kraft und Milde zu fassen, ihm Charakteristisches abzulauschen, und noch mehr geistig anzudeuten, was unsere schaffende Einbildungskraft, glaubend, auch was sie nicht schaut, zum vollen, tiefen Naturleben zu ergänzen geneigt ist.“

„O mein Kind!“ — fuhr er, den Knaben wiederholt an sich drückend, fort; — „was in

Dir auch für Gaben noch in zartem, unerkenntlichem Keime ſchlummern, was ſich aus ihnen nach organiſcher Nothwendigkeit des Angeborenen und frei bildender Natur, durch Umſtände, Erziehung, Gunſt und Ruf der Zeit für Neigungen entwickeln mögen — bleibe nur wahr, offen, ernſt, naturtreu und heiter, und lerne die Unerſchöpflichkeit jeder Gegenwart früh erkennen! Werde ein guter Menſch, bleib' ein Kind! ein Kind vor Gott und ſeiner Offenbarung — der Welt!"

Wilhelm hielt ſich ſtill, und ſah dann dem Vater in's Auge. — „Warum weinſt Du denn?" — fragte er, — „Du biſt ja doch nicht traurig!"

17.

Die scheidende Sonne hatte die Berge der linken Seite höher vergoldet; ganz lichtumflossen erschien im Gegensatze der nachdunkelnden Thalseite, die schroffe Felsenkuppe. Jetzt war jene hinter eine dunkle Wolke des Horizonts hinabgesunken; die Nacht schickte ihre Vorboten, die tieferen Schatten; die Landschaft wandelte ihren Liebreiz in den Ernst größerer Formen. Blank hatte einen schwarzen Taschenspiegel bei sich, der lichteinsaugend die Gegensätze der Natur der kürzern Scala der Palette näher rückte. Dieser begleitete ihn auf allen Spaziergängen.

Die Abendglocke ertönte leise von der Stadt her; Blank horchte ihren Klängen, wie ein

Liebender den Athemzügen der neben ihm eingeschlummerten Geliebten lauscht. Er hieß Wilhelmen gegen das Schloß hinüber vorausgehen, und überließ sich seinen Empfindungen, wie sich der Naturfreund einem süßen Schaukelspiele der innern und äussern Welt in solcher Stimmung wohl hingeben mag.

„Wie ist doch" — sagte er sich — „der Abend so ganz anders, als der Morgen, bei gleicher Schönheit der Natur! Er geht in wachsend ruhigere, großartigere, phantastische Gestaltungen des physischen und sittlichen Lebens hinein, aus dem Getheile der Mühe, in die Stille der Muße, die Spiele der Geselligkeit; selbst der körperliche, behagliche Nachlaß der Kraft hilft das Gefühl erhöhen. Der Morgen schreitet aus dem malerischen Aufgang der kalten, lauten Tagbelle entgegen; es mahnt die Pflicht, an der großen Schuld des Lebens einen geschäfterfüllten Tag zu streichen; das Nächste ernst, praktisch anzufassen, befriedigt den Verstand,

beruhigt das Gewiſſen. Die Phantaſie ſchweigt lichtgeblendet und ſelbſt der Leib iſt noch nicht normal genug, den Geiſt frei zu tragen.“

Er trat unter die Säulenhallen; der groſſe Styl der Architektur übte ſein Recht über ihn aus. Wilhelm war nach ſeiner Weiſe auch davon erhoben; er lief die langen glatten Räume auf und nieder, und horchte mit Luſt dem Hall ſeiner Fußtritte. Auch ſeine durch den Reſonnanz verſtärkte Stimme gab ihm einen höhern Begriff von ſich ſelbſt, und er begann aus einem Druckbogen, den er aufgehoben, wahrſcheinlich der Hülle von Backwerk, welches die kürzlich dageweſene elegante Geſellſchaft verzehrt, zur Erhebung ſeines kleinen Ichs laut zu deklamiren:

„Es ſind mancherlei Gaben, aber es iſt Ein Geiſt. Und es ſind mancherlei Aemter, aber es iſt Ein Herr. Und es ſind mancherlei Kräfte, aber es iſt Ein Gott, der da wirkt Alles in

Allem. In einem Jeglichen erzeugen ſich die Gaben des Geiſtes zu gemeinem Nutzen. Einem wird gegeben durch den Geiſt zu reden von der Weisheit; dem Andern wird gegeben zu reden von der Erkenntniß nach demſelbigen Geiſte; einem Andern der Glaube; einem Andern die Gabe geſund zu machen; einem Andern Wunder zu thun; einem Andern Weiſſagung; einem Andern Geiſter zu unterſcheiden; einem Andern mancherlei Sprachen; einem Andern, die Sprachen auszulegen. — Dieß aber Alles wirket derſelbige innige Geiſt, und theilet einem Jeglichen Seines zu, nachdem er will."

Der Vater folgte dem ernſt fortſchreitenden Deklamator; er kannte die Stelle wohl, doch machte ſie aus dem Munde des Kleinen einen ganz beſondern Eindruck auf ihn, wie er denn überhaupt, was in dieſe Sphäre gehörte, lieber von Kindern vorgeleſen hörte, als von ſolchen, die das Tiefe in einem weltklug-engen Sinne nahmen.

Er blickte in das Wesen der herrlichsten Menschengaben hinein, ja, er ward sich's das erste Mal in seinem Leben recht bewußt, wie unsere heiligen Schriften ein Höchstes und von keinem andern Buch Uebertroffenes sind, weil man in keinem derselben so in die Gründung der Heiligthümer, in das Bauen der Altäre eines Volkes hineinschaut; wo denn die Ueberlieferungen des alten Bundes des Herrn mit den Menschen, in welchen wir aus urälterlichen Familien, aus patriarchalischen Kreisen eine charakteristisch-bedeutende Nation aufwachsen sehen, einen beziehungsvollen Parallelismus mit denen des neuen Bundes offenbaren, wo aus der armseligen Wiege eines Kindes, aus den Lehren und Schicksalen des zum göttlichen Manne herangebildeten Jünglings Licht und Begeisterung für ein sittlich-geistiges Reich auf schlichte, aber den höchsten Interessen zugängliche Menschen, und durch diese in immer erweiterten Kreisen auf alle Theile der Welt ausgeflossen ist.

Der Archivar blickte durch die hohen Fenſter in einen Saal von neuerem Einbau, den unerwartet ein energiſches Licht magiſch erleuchtete. Die Sonne war nahe am Horizont noch einmal unter der dunkeln Wolkenbank des Weſthimmels hervorgetreten, und durchdrang jetzt deren Saum und mannigfaltige Verbrämung mit blendendem Goldlichte.

Das Deckengemälde war von der kunſtgeübten Hand eines Schülers von Mengs; der ganze Olymp mit allen Göttern und Halbgöttern war perſpektiviſch aufgethan. Er betrachtete es mit Antheil, ja, er meinte es noch niemals zuvor mit dieſem Auge angeſehen zu haben; er glaubte mehr Reife des Kunſtſinnes an ſich zu bemerken, und die Kunſt im Kunſtwerke beſſer zu ſehen; während die gewöhnlichen Beſchauer immer durch die Natur über die Kunſt getäuſcht werden, auch weh! das einmal Geſehene ſpäter kaum mehr oberflächlich beſtreifen mögen.

Die Landschaft umher erfreute sich wieder eines freundlichen Abendscheines, der an den Höhen durch das gespannte Licht um so wirksamer wurde, so daß er diese nie klarer gesehen. Auch die Massen des Schlosses stellten sich durch das Helldunkel auf's imposanteste heraus; die es umgebenden Baumgruppen waren lichtdurchwoben. Sie traten gegen den Niedergang und schauten durch die Hallen gegen die Glanzerscheinung hinaus. Die Pracht des Abendrothes, dem Thalbewohnern oft größtentheils entzogen, war im höchsten Maße ausgegossen.

Wilhelm machte wieder seinen optischen Versuch, mit gesenktem Kopfe zu schauen, und begrüßte das Ergebniß mit einem Freudenrufe. Der ihn nachahmende Vater staunte auf's Neue über den auf's Höchste gesteigerten Feuerglanz. Ein glühender Lavastrom schien am Horizont aus dunkler Esse von Abend nach Morgen zu fließen, und in den leisesten Abstufungen mil-

derte ſich der Purpurſchein der Wolken gegen den Zenith hinauf.

„Ei, Vater! wäre das nichts für die Maler?“ — fragte der kluge Junge; — „ich habe noch nie einen angetroffen, der ſich durch die Füße ſchaute, oder auch nur den Kopf neigte.“

„Ich eben ſo wenig;“ — erwiederte der Vater; — „Es hat vielleicht nur Einen gegeben, der, wo nicht Daſſelbe, doch viel Aehnliches verſuchte und ſich zum täglichen Studium machte. Du wirſt einſt finden, daß die Künſtler, die Menſchen überhaupt, etwas Rechtes entweder ganz treiben, oder ganz liegen laſſen, — darin leben, oder es verachten; daß vor ihnen nichts gilt, auf was ſie nicht ſelbſt, oder durch ihre Lehrmeiſter gekommen ſind.“

18.

Seit manchen Tagen glaubte sich Blank nicht so im Gleichgewichte mit sich selbst und der Welt, so ruhig und doch selig im Gefühle seiner stillen mehrseitigen Entwicklung empfunden zu haben. Es war nicht die Lust eines geistigen oder sittlichen Fundes; er konnte es eher die stille Freude eines sich unmerklich erweiternden Besitzes nennen.

Wilhelm, der nach Kindesart nicht viel nach der Ferne fragte, lief voran und machte sich mit Blumen, Insekten, Straßenkieseln ꝛc. mancherlei zu schaffen, erklimmte jede kleine

Erhöhung, nicht so sehr der Aussicht, als der Herabsicht zu lieb.

Blank sah in sich hinein, und wenn die Natur um ihn her mit der Himmelsluft über ihm in allen ihren Erscheinungen von einem unendlich milden Geiste durchwebt, von den größten Massen bis zum kleinsten Getheil auf's ruhigste, harmonischste abgewogen schien, so trat ihm näher, wie es doch um ihren ersten Sohn, den Menschen, so ganz anders stehe; — er fragte sich über sich selbst, über Zweck und Ziel seiner Bestrebungen ab.

„Sonderbar!" — sagte er, — „während unsere Feinde, wenn wir solche zu haben im unglücklichen oder glücklichen Falle sind, uns wegen unserer äußern Stellung, oder wegen unserer politisch-bürgerlichen Maximen entgegen reden oder handeln, oder wegen einer vielleicht vermeintlichen Verletzung ihres Egoismus sich zu rächen trachten, haben wir von Freun-

den und Bekannten, Angehörigen und Vorgesetzten, wegen unserer innersten Bestrebungen oft nicht minder zu leiden. Jünglinge, gleichartiger in ihrer Lebensentwicklung, streben mit einander; Männer, verschiedenen Interessen und Gewohnheiten fröhnend, gehen auseinander."

„Was sich seit beinahe einem halben Jahrhundert in meiner innersten Natur ausbildet, das soll ich lassen? Schon als lallendes Kind betrachtete ich Bilderbogen, Handzeichnungen, Malereien mit dem größten Antheil. Die Neigung wuchs mit dem Leben; der Knabe fragte nach Meistern und Schulen und freute sich der ärmlichsten Notizen zu seiner engen Systematik. Ein alphabetisches Verzeichniß von Malern und Kupferstechern fände sich vielleicht noch unter alten Manuscripten. Wunderbar! Der Jüngling, wie er in der Geschichte, Philosophie und Dichtkunst in überraschend schnellem Sprunge sich der größten Gestalten, der

höchſten Aufgaben und Gefühle bemächtigt, findet in den reichen Schätzen der Gallerien mit kühnem Blicke die beſten Meiſterwerke heraus, und will nur die Sterne erſter Gröſſe als die wahren Kunſtheroen anerkennen. Selbſt eine Himmelfahrt der Maria von Guido Reni, Manches von Dominichino und das Meiſte von Rubens hielt ihn nicht auf in ſeinem Hinſtreben zu Raphael, Leonardo da Vinci, Andrea del Sarto, Titian, Correggio; nur ein Rembrand, van Dyk, Claude vermochte ihn wieder zu feſſeln. — Aber der Mann lernt in jeder Art der Kunſt Virtuoſitäten achten, und ſchätzt jede harmoniſche Ausbildung, die es zum Hauch und Duft der Natur, zum Athem des Lebens, zur Sprache der Seele bringt, ihr Gegenſtand ſey, welcher er will."

Ein Paar Vorübergehende ſtörten ihn grüſſend in ſeinem Selbſtgeſpräche. Sie waren eifrig in einem politiſchen Geſpräche begriffen, und wollten von ihm geſchwind die Beſtätigung

einer intereſſanten Nachricht erhalten. Er wußte leider nur ſo viel, als ſie.

„Wie können doch," — fuhr er mit ſich ſelbſt redend fort, — „die Menſchen ſo viel Gewicht auf ein Ereigniß legen, ſo viel Honig oder Wermuth aus einer ſehnlichſt erwarteten Nachricht ſaugen? Wie wenig begreift doch derjenige die Geſchichte und das Walten einer höhern Macht, der, vor Verlangen zitternd, auf ſolche Einzelnheiten harrt, heute jauchzt, morgen verzweifelt, hier Licht, dort Finſterniß, hier Himmel, dort Hölle ſieht?"

„Dieſes ſchwächliche, wortreiche, gedankenarme Hin- und Herreden, dieſes Kartenſpiel mit Zeitungsblättern ſollte meine ſchönſten Stunden verſchlingen? Dieſes Häckſel-Wiederkauen von abgedroſchenen Materien ſollte mich nähren? Iſt nicht ein einziger, kerngeſunder Gedanke beſſer, als alle dieſe unermeßlichen Halbheiten und Irrthümer? Iſt nicht ein in

Weltdingen wohlunterrichteter Mann, ein Franklin — gleich dem Simson, der mit dem nächsten besten Eselskinnbacken tausend solche Philister niederschlägt?“

„Der rechte Mensch muß seine Brüder oft meiden, um für sie zu leben, zu wirken, und da ist denn die offene Gotteswelt, die ruhig bewegte Natur das beste Vehikel der reinsten Betrachtungen, der Lüftung stockender, beengender Stubengedanken. Vor diesem großartig sich entwickelnden Schauspiel kommt kein selbstischer Wahn, kein Ichheitskitzel auf.“

„Daß ich mit liebendem, beobachtendem, forschendem Sinne wandle, pilgere, nicht etwa wonneseufzend über die Güte und Weisheit Gottes und die schöne Natur in unwissender Schwächlichkeit der Novellenhelden, nein, daß ich die täglich neuen, unerschöpflich mannigfaltigen Erscheinungen der sichtbaren Welt nahe nehme, fixire, sie in Gedanken auf und nie-

der wäge, steigere, gleichsam mit ihnen rechne, mit Bewußtseyn am herrlichsten Stoff, an der Schönheit des Lebendigen mich betrachtend übe, durch das fühlbare Daseyn mich vor allen idealischen Träumen der Ichheit bewahre, daß ich, ein Freund des Lichtes und der holden Farben, auch die hypochondrische Scheu vor der Nacht überwinde und in ihrer stilleinsamen Mond- und Sternenhelle die großartigsten Gemälde schaue, das sollte verpönt seyn?" —

„So ist die Welt! — Alles höhere Streben muß sich unter die verheimlichten Lizenzen flüchten. Wäre Göthe ein Rechtsgelehrter, Schiller ein Regimentschirurg, Jean Paul ein Landprediger geworden, so wären sie von den Gemeinden ihrer Zeit, die nur Fakultätsstudien als wahre, und Berufswege als rechte gelten ließen, als wohlgerathene Söhne betrachtet worden, während sie das, wodurch diese unsterblich geworden, für gewagt, ja für tadelnswerth ansahen."

„So darf die Phantaſie ihren geheimen Regungen nur unter beſtändiger Abbitte beim Gewiſſen folgen und der Geiſt gleicht dem vor den Nachſtellungen eines tyranniſchen Oheims verborgenen, bei Hirten aufwachſenden Königsſohne.“

„Sie reden von Zeitverluſt! — Welche belebende Thätigkeit unſerer beſten Kräfte faßt nicht eine Stunde, ein klarer Abend; wie leuchtet nicht ein Sonnenaufgang oder Untergang erregend in uns hinein? Wächst der Geiſt etwa nur in geradlinichter Richtung, in Anreibung einfacher Größen? Kann er ſich nicht bei vielfachen Intereſſen und verſchiedenartiger Berührbarkeit, beim Verſammeln mannigfacher Eindrücke zur Einheit ſeiner Tendenz, wo ein Schlag ſeines Webſtuhls zehn Verbindungen ſchlägt, in geometriſcher Progreſſion bildend bereichern? Was ſtellt den einen Geiſt über den andern, wenn alles Leben und Streben nur ein gleichförmiges Addiren von Kenntniſſen und Fertigkeiten wäre?“

„Wie oft und lange quält ſich der Menſch mit der Unendlichkeit der Auſſenwelt ab, bis er ſie, nachdem ſie durch den Geiſt der Künſtler gegangen, in ihren reinſten, kürzeſten Ausdrücken, in ihren charakteriſtiſchen Formen auf's faßlichſte ſich dargebracht ſieht; bis er begreift, daß eigentlich allein nur das Schöne wahr und gut iſt, bis er ſelbſt im Intellektuellen und Sittlichen, wenn er in ſeinem Urtheil ſtocken will, mit dem Richterſtabe der Kunſt ſagt: es iſt unwahr, es iſt ſchlecht, ſchon darum, weil es häßlich, weil es abgeſchmackt iſt!“

Vater und Sohn waren der Stadt näher gekommen; die ſanft ſtrömende Abendluft trug den Wohllaut eines Chorals von dem Kranze der Stadtkirche recht deutlich bis zu ihnen. Blank horchte dieſen großartig-einfachen Klängen. Alles diente in ſolchen Fällen zur Fortleitung und Erweiterung ſeiner Gedanken.

„Betrachte ich es genauer,“ — ſagte er zu ſich ſelbſt, — „ſo wird auch das Heilige erſt durch die Kunſt menſchlich, faßlich, ja Tau-

ſende würden vielleicht den Geheimniſſen der Religion, der heilſamen Gewohnheit des Gottesdienſtes durch die Einreden einer nüchternen Logik abtrünnig gemacht, wären ſie nicht zum Glück vom Sinn für's Schöne durchdrungen, in den Kreis des Klaſſiſchen eingeführt, und folgten dem Zuge zur Einheit alles Hohen. In dieſer Loge orientirt der Menſch ſich über das Gewirre des Lebens; hier waltet ſein Geiſt freier, weil er das goldne Buch klarer Geſetze vor ſich aufgethan findet."

„Er glaubt an die Möglichkeit einer Erſcheinung des Göttlichen auf Erden, an ein Hinanreichen des Menſchen zum Himmel, wenn er ſieht, wie weit es die Gottbegabten durch Läuterung ihres Sinnes und Gemüthes, durch verſtändige Uebung ihrer Kräfte, durch weiſe Berechnung ihres Schaffens im Großen und Kleinſten zur Aufſtellung ſchöner Gegenbilder des Lebens bringen können und gebracht haben. Die höchſten Geiſter ſind ſein Maß für die Würde der menſchlichen Natur, an den größten

Meiſterwerken ſieht er, welcher Stufe der Reinheit und Vollendung alle Dinge durch Zuſammenhalten der Kraft und Einheit des Beſtrebens fähig ſind.“

„Glaube ja Niemand, daß wir durch die Natur, durch die Erſcheinungen der Gegenwart zur Kunſt kommen, durch ſie unſern edlern Sinn bilden. Ein der Scholle verſchriebener Menſch ſchaut ſein Lebelang mit gleich ſtumpfem Aug in die ſchönſten Naturoffenbarungen hinein; ein gemeiner Sinn kommt niemals dahin, das Leben mit dem liebenden Blicke zu betrachten, mit welchem die ſchaffende Kraft es in ſeinen holden Geſtalten, ſorgſam wählend, gebildet zu haben ſcheint. Umgekehrt iſt die Kunſt es, für welche der Menſch zuerſt gewonnen werden muß, wenn er hinwieder die Werke Gottes als reizendes Gebilde betrachten ſoll. Dann aber geht ihm dieſe Kunſtgabe nimmermehr verloren; er ſieht ſtets aus dem Gewirre der Lebensbilder das Harmoniſche heraus, oder in ſie es hinein.“

„Ja, wenn sein Geist recht thätig und schaffend hierin wird, so nimmt er alles Wirkliche wohl erst aus der Hand der Schönheit, indem er es zuvor in ihre gewählte Sprache übersetzt hat. In diesem Sinne möchte ich sagen: Es ist Alles um seiner schönsten Erscheinung willen da; es dient nur gezwungen gemeinen Zwecken, rettet sich aber, so oft es kann, in den engern, gereinigten Kreis der Kunst, wie auch der Bedrängteste seinen Sonntag, seine reinlichern Kleider, sein Gefühl des Antheils an allem Reinmenschlichen hat."

„Daher sind mir die sich breit machenden Kunstfreunde und Kenner verdächtig, die nicht auch in gleichem Maße Freunde und Kenner der Schöpfungsherrlichkeit sind, die emsig die Kunstgebilde studiren und für das Auffassen der ursprünglichen Erscheinungen keine Zeit finden. Vermag ich doch nur in diesem galvanischen Prozesse, diesem Doppelleben mich recht beschäftigt und wachsend glücklich zu fühlen."

19.

Blank war in der Nacht vor Bonaventura, dem Tage der Gemälde-Versteigerung, ruhiger eingeschlafen, als man denken möchte. Wie er einst als Septimaner der entscheidenden Styl-Uebung einen innigen Stoßseufzer vorangeschickt, so hatte er beim Niederlegen zum Himmel gefleht, — nicht eben um den „van Huysum," denn seine Pietät ließ ihn niemals um bestimmte Güter bitten, — sondern um Besonnenheit, wenn es gälte, ihn zu erwerben oder fahren zu lassen.

„Bekomm' ich ihn nicht," — sagte er — „nun

ſo iſt's auch gut, vielleicht beſſer ſogar, denn einem Vernünftigen, Weiterſtrebenden muß doch am Ende alles zum Beſten dienen."

Er hatte wenig Ruhe in den Gewölben ſeines Archivs und ging ins alte Schloß, wo er im Angeſicht des Feindes rüſtiger und gefaßter zu ſeyn meinte.

Einzelne Schau- und Kaufluſtige ſtanden da und dort bei den Bildern, ſahen, ſprachen, beurtheilten, ſtritten ſich, wie man denn in Geſchmacksſachen am längſten und breiteſten ſtreiten kann, weil einerſeits Gefühl und inſtinktmäßige Neigung parteiiſch anzieht und abſtoßt, andererſeits die unendlich zarten Bezüge der Schönheitsforderungen den Meiſten nur dunkel und verworren vorſchweben.

Der Archivar war unter den Bildern wie zu Hauſe; ihm gefiel Alles, was mit richtigem Sinn und Kunſtfertigkeit gemacht, als ein Werk harmoniſcher Ausbildung ſich dar-

ſtellte. Er hatte ſich überall um Meiſter und Schule bekümmert und das Bezügliche in bekannten Schriften geleſen. Insbeſondere war aber ein gehoffter Erwerb, die leidenſchaftliche Neigung zu einem Bilde für ihn immer eine Schule, denn er dachte und forſchte ſich ganz in die Kunſtzeit des Meiſters hinein, ſuchte ſeine Lebensumſtände, ſeine übrigen Werke, ſeine Lehrmeiſter und Schüler kennen zu lernen; er entzündete ſich für dieſe Kunſtart, und was er auf ſolchem halbpraktiſchen Weg in ſich aufnahm, haftete beſſer bei ihm, als die gewöhnliche Kunſtgeſchichte. Ein „van Huyſum" z. B. erhellte ihm die ganze damalige Kunſtepoche, den Zeitraum, welcher die größten Meiſter in der Genre-Malerei in Deutſchland und den Niederlanden hervorgerufen hatte.

„Sonderbar!" — äußerte er gegen einen ältern Hiſtorienmaler, der ihn über ſeine Lieblingsneigung gutmüthig aufzog — „immer fragen wir bei intereſſanten Kunſtwerken: Wo?

Wann? Wie? durch wen iſt das Werk entſtanden? Wir forſchen nach allen Umſtänden, Zeitverhältniſſen, ſammeln mit Antheil alle Kunſtnotizen, und doch iſt meiſt Alles, was wir zuſammen bringen, dürftig gegen die handgreifliche Erſcheinung, Kraft und Würde des Kunſtwerks ſelbſt. Müſſen nicht Bibel und Homer, Pyramiden und Antiken, altdeutſche Dome und Bilder, die Werke der Italiener und Niederländer ſich ſelbſt erklären? Wir möchten eigentlich jeden Meiſter denken, entwerfen, arbeiten, vollenden ſehen, im Umgange mit ihm ſeine höchſten Schöpfungen zu begreifen ſuchen."

„Das könnte einigermaßen gelingen," — ſagte mit beſcheidener Miene, aber nicht ohne Selbſtbewußtſeyn der Hiſtorienmaler — „wenn Sie mit den beſſern Meiſtern Ihrer Zeit ſich vertraut machen, und dann wieder jene genauer betrachten würden."

Herr Commerzienrath Schülen trat mit dem fremden Kunſthändler, den Blank neulich unter der Thüre flüchtig ins Auge gefaßt hatte, in den Saal. Sie durchliefen ziemlich ſchnell deſſen ganze Länge auf beiden Seiten und hielten ſich erſt bei der zweiten Schau da und dort etwas länger auf.

Blank folgte ihnen nicht ohne einiges Bangen mit den Augen und ward wie zu ihnen hingezogen, als ſie neben dem „van Huyſum" ſtanden. Ohne daß er es beabſichtigte, hielt ſie ſein Gruß von der Beſichtigung des Blumenſtücks ab. Mehrere Bekannte von Schülen, jener Hiſtorienmaler und einige Liebhaber traten auch zu der Gruppe, und Blank konnte wieder die Bemerkung machen, wie viele Gebildete zwar gerne ſchauen, aber noch lieber darüber herunter reden. Daß er faſt keinen Künſtler hier antraf, wunderte ihn nicht, weil er ſchon gefunden, daß namentlich die Maler ſich ſolchen Gelegenheiten, Werke älterer und

neuerer Kunſtgenoſſen zu ſchauen, meiſtens entzieben.

Die Auktion begann im Nebenſaale mit Guache-Gemälden, kolorirten Kupferſtichen, künſtlichen Stücken aus Seide geſtickt, mit Haaren und Sand geſtreut und andern bunten Machereien und Kunſt-Mühſeligkeiten, denen der Archivar nicht viel nachfragte. Ein kunſtliebender Landſtand, ein Stadtpfleger aus der Provinz, der auch zu den Herren getreten war, um geſprächsweiſe zu geben und zu nehmen, äußerte mit einem patriotiſchen Seufzer, wie doch entſetzlich viel Geld in ſolchen Schildereien ſtecke, und, die Sache recht von ihrer ernſten Seite genommen, ſollte man an die Kunſt keinen Groſchen wenden, bevor nicht der Noth des Volkes im Ganzen und Einzelnen abgeholfen wäre.

So wollte der Volksfreund auch Theater und Konzerte aufgehoben wiſſen, bis dem Volke

ſelbſt ſo zu Muthe ſey, daß es auch in den ärmſten Gegenden ſpiele und ſinge. Dieſe Dinge gehören zum Luxus und das gebe, wenn er in öffentlichen Ankündigungen neben Hunger und Kummer ſich vernehmen laſſe, herzzerſchneidende Mißklänge.

„Das klingt in der Idee ganz gut" — nahm Schülen das Wort, — „iſt aber nicht praktikabel. Maler, Schreiner und Vergolder, Kupferſtecher und Steindrucker, Schauſpieler und Muſikanten, Fabrikanten und deren Arbeiter, Handels- und Fuhrleute wollen auch leben. Durch Manches zieht man auch Geld vom Auslande. Mit Konſumtion und Luxus iſt's eine eigene Sache. Ich wollte Ihnen in den ärmſten Gäßchen hier und unter Stroh- und Schindeldächern draußen Luxus genug, relative Verſchwendung ſogar zeigen."

„Ueberhaupt" — ſetzte Blank hinzu — „ſind Noth und Zerſtreuung, Sorge und Spiel im-

mer mit und neben einander im Leben. Jede Leiche hat Geſang und Schmaus; auf dem Schlachtfeld ertönt Muſik; die Bettler tanzen und ſpielen, das ärmſte Dorf hat luſtige Märkte und Kirchweihen. Bedauernswürdig iſt nur die Noth, die ihren Gram einſiedleriſch, verheimlicht in ſich frißt."

„Mit dem, was der ehrenwerthe Mann will," — ſagte der fremde Kunſthändler — „wäre dem Elende nicht abzuhelfen; und wenn alles Entbehrliche in Frucht umgeſetzt und dieſe zu lauter Armenbrod verbacken würde, der Jammer ginge ſogleich wieder von vorne an, und wir kämen nie wieder zu irgend einer ſchönen Kunſt. Wenn es Noth thut, hat wohl jeder Kunſtfreund ſo viel, daß er das Eine thut, das Andere nicht unterläßt. — Der Menſch lebt nicht vom Brod allein! Die Nation ſchreitet keineswegs bloß an ſtaatswirthſchaftlichen Intereſſen fort und was ihrem Leben im Ganzen Ton, Haltung, Schwung gibt, ſind nicht

nur Nützlichkeits-Ideen, Noth- und Hülfsbüchleinsweisheit."

„Wenn wir großen Geistern, kräftigen Naturen einen Einfluß auf das Volksleben zutrauen, so müssen wir sie in den höchsten wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen weben und wirken lassen; in Muße und Erhebung erwachen die treffendsten Gedanken, die fruchtbarsten Entschlüsse; ja das Volk im Ganzen kann fast keinen Tag ohne die Kunst seyn, und wenn wir Alles in Arbeit und Mühsal übersetzen wollten, so würden wir die Nation zu einem Heer von Philistern machen."

Diese Ansicht gefiel unserm Archivar sehr, denn sie nahm das im Allgemeinen in Schutz, was ihn oft an seinem Theil anfocht. — Er fühlte sich zu folgender Bemerkung ermuthigt: „Wir wollen es nur gestehen, — Neigung, Liebe, Leidenschaft, sey es für Kunst oder andere Lebensgüter, sind selten hinreichend ausgesteuert

oder mit Vermögenszeugniſſen zum legitimen Zugreifen ausgeſtattet. Die liebſten Wünſche müſſen ihre Befriedigung auf Borg ſuchen, und bei der Zukunft auf Kredit leben."

Der Kunſthändler, im Archivar den Enthuſiaſten ſchnell entdeckend, nickte lächelnd und fuhr fort: „Ein warmer Kunſtfreund iſt ſehr oft ein Flibuſtier, deſſen Schiffspapiere keineswegs in Ordnung — ſondern Kaperbriefe ſind."

Blank wurde roth, als hätte der Fremde ſein Weſen, ſein Anſinnen an den Commerzienrath durchblickt. — Sie traten in das Auktionszimmer; — die bunten Sächelchen und künſtleriſchen Halbheiten wurden um hohe Preiſe verkauft. Blank ſtaunte nur, als ein Stück in Schwarzkunſt, auf der Rückſeite durchſcheinend mit Farben bemalt, unter Glas und Rahmen, um zehn Thaler wegging. Gegen ſolchen Schund war ja ſein göttlicher „van Huy'um" tauſend werth.

Die Kunſtverwandten beſprachen ſich in der Ecke über Geſchmackslenkung und Belebung der künſtleriſchen Studien. Der Eine wollte eine tüchtige theoretiſche Schule, der Andere eine reiche Gallerie zur Auswahl der beſten Muſter, der Dritte meinte, jeder Kunſtzögling ſollte ſich einem Lehrer, aber ganz, anvertrauen.

„Wer etwas gründlich anfaßt, und weiß, was er will," — äußerte der Kunſthändler, — „der wird bald auch ſich unterrichten wollen. Das Thun weckt Wißbegierde, und bündige allgemeine Regeln und Lehrſätze erleichtern das Schaffen und heben viele Anſtände, auf die ein roher Empiriker ſtößt. Wer aufpaßt, um aus Verlegenheiten zu kommen, lernt ſchnell. Ein Vorrath klaſſiſcher Vorbilder iſt unerläßlich; die Jugend iſt bald der Würdigung höchſter Kunſt und Schönheit fähig, ſie empfindet die Höhe, den Werth des Klaſſiſchen, des Heiligen gewiſſermaßen ſo gut, als wir. Ein

gründlicher Meiſter iſt dem Zögling aber vollends unſchätzbar, denn während dieſer ihn in ſeinem Schaffen beobachtet, ihn täglich und ſtündlich ſammeln, ſkizziren, ausbilden, vollenden ſieht, braucht er ſich nicht durch ein unendliches Verſuchen und Mißlingen hindurch zu quälen. Den Geſchmack bildet aber beim Schüler, beim Menſchen überhaupt, nichts ſo ſicher, als wenn man ihm je eher je lieber das Trefflichſte vorführt und ſeinen Blick dabei feſthält. Wer in jeder Kunſtart das Vollendete geſchaut, mit Bewußtſeyn, mit Anerkennung geſchaut hat, der muß gar keinen Sinn für Kunſt haben, wenn er ſich ſpäter durch Mittelmäßiges irre führen läßt. Fixirung des Blickes, des ſo gern oberflächlich ſtreifenden, iſt beim Liebhaber und Kunſtjünger das Erſte und Letzte."

Ende des erſten Bandes.